Zwischen Ems und Wupper.

Zwischen Ems und Wupper.

Zweite Folge

der

Gesammelten Novellen

von

Maria Lenzen geb. **di Sebregondi.**

Erster Band.

Köln, 1872.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Inhalt des ersten Bandes.

Das Teufelschmiedchen.

I.

Ueber die hohe, alte Mauer, welche den weiten Garten von der Straße schied, tönte heller Finkenschlag. Der Vogel wiegte sich auf einem der höchsten Zweige eines prächtigen Birnbaumes, der im vollen Schmucke seiner weißen Blüthen prangte. Weiterhin nickten die schwanken Zweige eines jungen Apfelbaumes, dessen dunkelrothe Knospen erst halb erschlossen waren, und daneben schaukelten sich die duftigen Blumentrauben des blauen Flieders im leichten Luftzuge. Das Ganze machte einen so lieblichen, erheiternden Eindruck, daß die frohen Töne, welche sich plötzlich mit dem Finkenschlage vermischten, durchaus zu der frischen Blüthenwelt paßten, welche man hinter der alten Mauer vermuthen mußte. Eine klare Mädchenstimme sang in raschem Tempo und mit dem Ausdrucke heller Freude ein einfaches, munteres Liedchen; sie warf ihre Klänge eben so arglos und so ohne alle Rücksicht auf eine mögliche Zuhörerschaft in die sonnige Frühlingsluft hinaus, wie der Fink in den Zweigen. So schmetterten denn die beiden Stimmen ihre Jubeltöne in den blühenden Garten hinein und weit in die öde, stille Straße hinaus.

Neben dem Garten dehnte sich das Haus, zu welchem er gehörte, längs der Straße. Der Gartenmauer entsprechend, schloß sich an der andern Seite eine ähnliche an das Wohngebäude an; sie umgab einen weiten, zu den Ställen und Wirthschaftsgebäuden führenden Hof, der durch ein massives, hölzernes Thor mit der Straße zusammenhing. Das Haus selbst war alt, obwohl es nicht aus der Zeit der hohen Giebel und luftigen Erker stammte. Der Erbauer hatte offenbar über reichliche Mittel geboten, und diese eben nicht kärglich verwendet. Die Fronte, breit und schwerfällig, nahm einen ansehnlichen Theil der Straße in Anspruch; breit, dabei nicht von besonderer Höhe, waren die zahlreichen Fenster, breit war die nur um eine Stufe über den Boden erhöhte Thüre, breit das bereits zerbröckelnde Gesimse unterhalb des schwerfälligen, stellenweise etwas eingesunkenen Daches. Und noch breiter, als sie ursprünglich schon waren, schienen Thür- und Fenster-Oeffnungen sich zu machen durch die grotesken Verzierungen, welche sie umgaben. Aus wunderlichen, muschelähnlichen Bildwerken von Sandstein schauten Fuchs-, Affen- und Geier-Köpfe, sowie Krallen, Klauen und Schwänze der verschiedenartigsten Thiere hervor; der Künstler, der diese Zierrathen entwarf, hatte offenbar weit mehr Rücksicht auf die Manchfaltigkeit als auf die Schönheit seiner Schöpfungen genommen.

Im Innern des Hauses fand sich alles vereint, was die Außenseite verhieß: die traurigste Vernachlässigung, eine hoffnungslose Verkommenheit neben den Spuren einstiger Pracht und längst erloschener Ansprüche. Aus dem weiten Vorsaale, dessen feine, steinerne Fußplatten vielfach gesprungen und ausgetreten, dessen Wände mißfarbig, und dessen, mit plumpen Verzierungen überladene Decke vom Staube vieler Jahre geschwärzt waren, führte eine breite, gewundene Treppe von dunkelm Eichenholz, mit geschnitztem Geländer in die obern Räume. Links vom Eingange öffnete sich eine Thüre, von

demselben Holze und mit ähnlichem Schnitzwerk verziert wie die Treppe, in einen für ein Bürgerhaus wahrhaft ungeheuern Saal; rechts lag eine Reihe geräumiger Zimmer, und hinter der Treppe stieg man mittels einiger Stufen in die Küche hinab, deren Verhältnisse denen der großen Räume im Vorderhause entsprachen. Neben der Küche lag nach dem Garten hinaus ein zweiter Saal, der wahrscheinlich einst zum Speisezimmer bestimmt war. Jetzt diente er ebensowohl zum Wohn-, Arbeits- und Gesellschaftszimmer der Hausbewohner, wie auch alle Mahlzeiten derselben innerhalb seiner Wände verzehrt wurden, während „der große Saal“ . . . .

Nun, wir finden wohl später Gelegenheit, uns in diesem umzusehen; folgen wir jetzt einem jungen Menschen, der, von der Straße her das Haus betretend, den Vorsaal durchschritt, um sich in die Küche zu begeben. Er trat mit verdrossenem Wesen und etwas schlotterndem Gange in dieselbe ein. Trotz seiner Jugend und seiner frischen Gesichtsfarbe hatte er etwas Welkes, ja Vertrocknetes in seinem Aeußern. Die hellblauen Augen zeigten weder Glanz noch Munterkeit, die Augenlider und die Unterlippe hatten die Neigung, sich zu senken, mit einander gemein, und das schlichte, glanzlose Haar hing eben so schlaff um die niedere Stirne, wie die langen Arme am Leibe herab. Als er sich mit etwas vorgebogenem Oberkörper in die Küche schob, sah eine Frau von dem kleinen, verrosteten Kochofen, an welchem sie beschäftigt war, nach ihm sich um, und der Blick, der ihn traf, war so voll Schmerz und Unwillen, daß er sich, trotz der ihm eigenen kalten Gleichgültigkeit, scheu von demselben abwandte.

„Wo warst du, Reiner?“ fragte die Frau in leisem und doch scharfem Tone.

„In der Kirche,“ sagte er kurz.

„In der Kirche, — jetzt . . . . Es ist zehn Uhr, und die letzte Messe ist an Werktagen um neun.“

„Ich war doch in der Kirche," versetzte er mürrisch. „Ich half den Altar zieren; es ist morgen ein Seelenamt." Als die Frau unter einem Seufzer schwieg, fragte er in ungezogenem Tone: „Nun, ist das auch wieder etwas Schlimmes?"

Seine Mutter — in diesem Verhältnisse stand die Frau zu ihm — wandte ihm den schmerz- und zornerfüllten Blick von neuem zu und entgegnete: „An sich gewiß nicht, Reiner; aber es führt zu nichts Gutem. Du . . . ."

„Was!" unterbrach er sie mit einer Heftigkeit, deren man ihn bei seinem schlaffen Wesen kaum hätte fähig halten sollen. „Nun, darf ich nicht ein Mal mehr in der Kirche helfen den Altar schmücken! . . . . Was alles in deinen Augen Sünde ist, das weiß ich nicht, und das begreift auch kein vernünftiger Mensch."

Bei seinem Aufbrausen war sie zusammengefahren, tödtliche Bläße in den gramvollen Zügen und zitternd, als ob sie eine Mißhandlung fürchte. Das währte indeß nur einen Augenblick; dann wandte sie sich dem ungerathenen Burschen wieder zu mit strafendem Ernst. „Du mißverstehst mich absichtlich," sagte sie. „Du weißt sehr wohl, daß ich es an sich nicht mißbillige, wenn ein Mensch seine Zeit nicht nur dem Gottesdienste, sondern auch den Vorbereitungen zu demselben weiht; nur muß diese Zeit ihm selbst und nicht einer ihm gleichfalls von Gott auferlegten Pflicht gehören, die eben so dringend wie der Gottesdienst ist. Oder habe ich je Anna einen Vorwurf gemacht, wenn sie an einem Blumenstrauße oder einer Spitze für die Kirche arbeitete?"

„Gewiß nicht, nein, gewiß nicht!" rief er höhnend. „Anna? Nein! — der machst du nie einen Vorwurf; sie kann thun, was sie will."

„Weil sie immer das thut, was gut und recht ist, und unabläßig danach strebt, ihre Pflichten zu erfüllen."

„Ihre Pflichten!“ versetzte er wegwerfend. „Solch ein einfältiges Mädchen, von dem nichts verlangt wird, darf gar nicht von Pflichten sprechen.“

Zu einer Entgegnung von Seiten der Mutter kam es nicht; denn die nach dem Garten führende Thüre der Küche wurde rasch geöffnet, und in dem Rahmen derselben erschien ein junges Mädchen. Sie trug einen Korb voll grüner Blätter in der einen, einen Eimer an der andern Hand und rief in munterm Tone: „Mama, es ist noch nicht halb elf Uhr, und ich bin mit allem fertig: der Spinat ist verlesen und die Kartoffeln sind geschält. Jetzt mußt du mir doch glauben, daß ich bis Mittag das Essen ohne deine Hülfe auf den Tisch bringen werde.“

Die traurige Gestalt am Herde hatte sich beim ersten Klange dieser Stimme aufgerichtet, als fühle sie sich kräftiger und freier, und aus den tiefen, dunkeln Augen brach ein Licht, das von der Wärme des Mutterherzens zeugte, welches in dieser freudlosen Brust schlug. „Ich glaube dir, Anna,“ sagte sie mit einer Stimme, so verschieden von dem leisen, grollenden Tone, in welchem sie zu ihrem Sohne gesprochen hatte, wie die Blicke verschieden waren, mit welchen sie auf die beiden Kinder sah. „Ich glaube dir, Anna .... aber ....“

„O, kein Aber, liebe Mama; abweisen darfst du mich mit meiner Bitte nicht. Nimm dein Strickzeug und geh' in den Garten. Den Sitz hinter den Haselstauden liebst du nicht, ich weiß es; und dort ist es auch im Herbste hübscher als jetzt. Doch unter dem Birnbaum ist es so schön; es gibt in der ganzen, weiten Welt kein Plätzchen wie dieses. Und wie mein Fink schlägt! Sein Lied klang niemals nur halb so fröhlich wie in diesem Mai.“

Ein Lächeln schlich über die Züge der armen Frau, als sie, dem liebevollen Drängen ihres Kindes nachgebend, sich in den Garten begab.

Anna schwieg, bis ihre müden Schritte draußen verhallt waren; dann wandte sie sich zu ihrem Bruder, der eine bestaubte Kuchenrolle, welche auf dem alten Küchenschranke lag, zwecklos hin und her schob, ganz in der Manier eines ungezogenen Kindes, welches sich langweilt.

„Reiner," sagte Anna mit strafendem Ernst, „du warst wieder roh gegen Mama; bist du denn ganz ohne Gefühl und Gewissen?"

„Gefühl, Gewissen!" rief der Bursche. „Was geht es dich an, ob ich dergleichen habe oder nicht! Koche deine Kartoffeln und kümmere dich nicht um mich."

„Du machst es mir leider leicht, täglich gleichgültiger gegen dich zu werden; wenn ich dich bitte, dich zu bessern, so geschieht das nur um der armen Mama willen."

„Mama, Mama, Mama!" höhnte er. „Immer singst du dasselbe Lied; und wozu? Ich thue ihr ja nichts. Wenn sie mich nur in Frieden ließe!"

„O Reiner, wann hätte denn unsere gute Mutter jemals einem Menschen wehe gethan? Wenn ihre Worte aber deinen Frieden stören, so geschieht das, weil dein Gewissen noch nicht ganz abgestumpft ist und dir sagt, daß du ihre Warnungen und Vorwürfe nur zu oft durch dein Betragen rechtfertigst."

„Willst du das Maul halten?" schrie der Bursche. „Du naseweises Ding, wer gibt dir das Recht, deinem ältern Bruder eine Predigt zu halten? Du hast mir nichts zu sagen, und obendrein habe ich noch nie etwas Schlechtes gethan, und ehe du mir das Gegentheil beweisen kannst, hüte dich, mir noch ein Mal ein schiefes Gesicht zu ziehen, sonst lasse ich dich fühlen, wie d a s schmeckt." Er hatte sich in eine heftige Aufregung hineingearbeitet und trat jetzt schnaubend auf sie zu, die schwere, hölzerne Rolle drohend erhoben.

Anna fürchtete sich aber nicht; keinen Schritt wich sie zurück. Die klaren, schwarzen Augen fest auf ihn richtend, sagte sie ruhig: „Strenge dich nicht so an, Reiner; du weißt, es macht keinen Eindruck auf mich. Wenn du aber wissen willst, was du Schlimmes thust, so besinne dich nur darauf, daß Mama und ich dir unzählige Male schon gesagt haben, wie du kaum etwas Schlimmeres thun könntest, als daß du, statt etwas Tüchtiges zu lernen, alle deine Zeit und deine Kraft in Müßiggang und nutzlosen Spielereien vergeudest."

„Sag' ich's nicht!" rief Reiner. „Das alte Lied, immer das alte, dumme Lied! Ich will nicht lernen; ich hab's ihnen schon tausend Mal gesagt. Warum schicken sie mich nicht zu einem Handwerker? Da würde ich schon gut thun."

„Reiner, Reiner, du weißt doch, wie sehr dies die arme Mama schmerzen würde, nachdem sie schon so viel verloren hat; sie hofft noch immer, du würdest ihr einst alles ersetzen, was sie hat aufgeben müssen."

„Hochmüthiges Ding, du denkst wohl, ich hätte um deinetwillen auf den Schulbänken rutschen und über Latein und Griechisch schwitzen sollen, damit ich dir dereinst, wenn ich Doctor oder Professor, oder der Herr weiß was geworden wäre, seidene Fahnen und Federhüte und mehr solchen Unsinn kaufen könnte, worauf ihr Frauenzimmer so versessen seid! So dumm ist Reiner aber nicht; er wird gewiß für dich die Kastanien nicht aus dem Feuer holen!"

Sie wandte sich unwillig von ihm ab und würdigte ihn keines Wortes mehr.

Das war ihm aber auch nicht recht; in Ermangelung eines bessern Zeitvertreibes wünschte er, mit ihr zu zanken, und so fing er in spottender Weise wieder an: „Aeh — hab' ich's getroffen, fühlst du den Stich?" Plötzlich schwieg er und schlich wie ein scheuer Hund durch die Thüre, durch welche er gekommen, wieder in den Vorsaal hinaus.

Auch Anna hörte den schweren Schritt, vor dessen Nahen Reiner sich flüchtete, und kaum hatte ihr Bruder die Vorsaalthüre hinter sich geschlossen, als sein Vater durch die Gartenthüre eintrat.

Der Doctor Nagelmann, er war Advocat beim Stadtgerichte, hatte eine große Aehnlichkeit mit seinem Sohne: denselben schleppenden Gang, die gleiche nachlässige Haltung, dieselbe Farbe des Haares und des Auges, wie den nämlichen Schnitt der nicht eben unregelmäßigen, aber unbedeutenden Züge. Und doch bestand zwischen Vater und Sohn ein großer Unterschied. Die Sorglosigkeit und Trägheit, welche auch dem Wesen des alten Mannes das Hauptgepräge gaben, waren bei ihm nicht ohne eine sichtliche Beimischung von Heiterkeit und Güte; er war, wenn ihn nicht etwa eine Unannehmlichkeit aus seinem gewohnten Geleise brachte, freundlich und offen, und wenn er selbst das hatte, was er zu bedürfen glaubte, gönnte er auch Andern ihren Antheil an den guten Dingen dieser Erde von Herzen. Er forderte von sich selbst sehr wenig und verlangte auch von Andern nicht viel; aber er hatte es gern, wenn sie überall für ihn eintraten: alle Mühen und Sorgen des Daseins bürdete er unbedenklich den Seinigen auf, sie mochten denselben gewachsen sein oder nicht. Gelang es ihnen nicht, ihre Aufgabe zu lösen, so kümmerte ihn das nicht weiter, so lange seine eigene Behaglichkeit nicht gestört wurde. Traten aber Schwierigkeiten oder Leiden an ihn persönlich heran, so war seine Duldsamkeit gegen Andere zu Ende: er ließ seine Umgebung alsdann seinen Verdruß schonungslos entgelten, gleichviel, ob es in ihrer Macht lag, ihm denselben zu ersparen oder nicht.

„So, Annchen, führst du das Küchenscepter?“ rief er mit heiterm Lachen. „Das ist brav! Daß du mir aber den Spinat gehörig auspressest und fein zubereitest. Es ist ein

gutes Gemüse, wenn man ihm sein Recht angedeihen läßt. Was für Fleisch bekommen wir dazu?"

„Gebackene Leber, Papa."

„Hm — Cotelettes wären mir lieber gewesen," bemerkte er mit etwas verfinstertem Gesicht.

„Sie sind zu theuer, Papa."

„Zu theuer? Mein Himmel, man muß doch Fleisch essen! Leber ist eigentlich gar kein Fleisch. Ihr habt aber leider nicht die geringste Ueberlegung in solchen Dingen."

Für einen Augenblick schwebte ein Schatten über Anna's frisches Gesichtchen hin; im nächsten Moment war es jedoch wieder klar wie der Frühlingshimmel. Sie zog einen Stuhl herbei und sagte freundlich: „Bitte, Papa, setz' dich zu mir und erzähle mir von den alten Zeiten — wie Großmama zu überlegen verstand und wie sie immer alles in Ordnung hatte, und es an nichts fehlte, wenn auch das ganze Haus voller Gäste war."

Das war ein unerschöpfliches Thema für den alten Mann, und die Erinnerungen, die es heraufbeschwor, schmeichelten seinem Stolze und versetzten ihn aus der kümmerlichen Gegenwart in eine Zeit heiterer Behäbigkeit zurück. Das Vergnügen, welches er dabei empfand, war ganz rein; und wenn er, der hohe Fünfziger, mit wahrhaft kindlicher Bewunderung der Heiterkeit, Freigebigkeit und Gastfreiheit seiner Eltern gedachte, und besonders die geselligen Vorzüge seiner längst verstorbenen Mutter rühmte, so fiel es ihm nicht im entferntesten ein, daß diese gepriesenen Menschen vielleicht eben durch die Eigenschaften, welche er an ihnen bewunderte, den ersten Grund zu seiner jetzigen Dürftigkeit gelegt hatten.

Inzwischen saß draußen unter den blühenden Bäumen die kummervolle Mutter und hatte kein Ohr für den hellen Finkenschlag. Auch sie träumte sich zurück in eine Vergangenheit, welche schöner, reicher, glänzender war als die

ihres Mannes. Ihr aber brachte der Traum der Erinnerung keinen Trost, kein Vergessen der traurigen Gegenwart, sondern nur eine tiefere Hoffnungslosigkeit.

II.

Gegen Abend schlenderte Reiner Nagelmann, träg und verdrossen, wie er gewöhnlich war, durch die Straßen der kleinen Stadt, in deren Mauern sein verfallendes Vaterhaus stand. Er vermied so viel als möglich die bessern, breitern Straßen, um seinen Weg durch enge, schmutzige Gassen zu suchen. Wenn man aber auch annehmen wollte, daß er eben so blöde wie linkisch sei, so war der Grund zu diesem Thun doch schwer einzusehen; denn der Ort war im Allgemeinen still und menschenleer, weil der ganzen Stadt etwas von dem Verfallenen, Heruntergekommenen anhaftete, welches das Nagelmann'sche Haus kennzeichnete. Freilich war es auch etwas Schlimmeres als Schüchternheit, was die Heimlichthuerei des jungen Menschen veranlaßte; er war sich bewußt, auf verbotenen Wegen zu gehen, und deshalb hätte er am liebsten jedes ehrliche Menschengesicht vermieden.

Es dämmerte bereits, als er endlich vor einem Hause in der Grabengasse Halt machte und sich scheu nach allen Seiten umsah. Niemand schien in der Nähe zu sein, und Reiner schlüpfte jetzt, so schnell seine ungeschickten Bewegungen es zuließen, in die Schmiede, welche, einen schmalen Gang ausgenommen, die ganze Vorderseite des betreffenden Hauses einnahm.

Eine Schmiede hat in den meisten Fällen etwas sehr Anziehendes für die gesammte Nachbarschaft. Die lustige Weise des Blasebalges, das helle Klingen der Hämmer, die glänzende, bewegliche Flamme, die ihre zuckenden Lichter und

sprühenden Funken wie in übermüthigem Spiel weit umher streut, geben dem Handwerk etwas so Fröhliches, wie kein anderes neben ihm es hat. Dabei erheischt die Kraft, welche seine Ausübung erfordert, einen ganzen Mann, und das verschafft natürlich der Schmiedearbeit ein erhöhtes Ansehen im Vergleich zu andern Beschäftigungen. Dazu kommt, daß die Werkstatt des Schmiedes sich nicht wie die Stube eines andern Handwerkers in die Heimlichkeit des Hauses zurückziehen kann. Diese Arbeit, die unerläßliche Gehülfin des Feldbaues und des Weltverkehrs, läßt keine Abgeschlossenheit zu; bei offenen Thüren bessert der Schmied das Ackergeräth aus, im offenen Stalle beschlägt er das Pferd und unter freiem Himmel die Räder des Wagens, welchen es ziehen soll. Da schaut der Nachbar, der eben ein freies Stündchen hat, gemüthlich der schweren Arbeit zu; die Kinder stehen in der Nähe und freuen sich des Klingens und Funkelns, welches den wuchtigen Schlägen folgt, und jeder Vorübergehende wechselt ein freundliches Wort mit dem tüchtig schaffenden Meister.

So sieht es in einer rechtschaffenen Schmiede aus; wäre auch die so beschaffen gewesen, in welche Anna's Bruder hinein schlich, er hätte sie frei und ungehindert zu jeder Stunde des Tages betreten mögen. Aber in dem Raume, den er so verstohlen aufsuchte, hatten die Dinge ein ganz anderes Ansehen.

Eine zerbrochene Pflugschaar in der einen, einige durchlöcherte Ofenröhren in der andern Ecke und die Reste einer verrosteten, durchaus unbrauchbaren Kochmaschine, die dem Schmied als altes Eisen verkauft worden war, von welcher er aber behauptete, er solle sie ausbessern, waren die Hauptgegenstände in dem wüsten Raume. Auf der Esse brannte das Feuer noch, und daneben stand, den Blasebalg ziehend, ein vierschrötiger häßlicher Junge, während der Meister ver-

drossen auf seinem Amboß umher hämmerte, obgleich die übrigen Handwerker im Orte schon fast vor einer Stunde Feierabend gemacht hatten. Wenn der Schmied seinen Fleiß dadurch bekunden wollte, daß er längere Zeit bei seiner Arbeit zubrachte als seine benachbarten Standesgenossen, so stieß er selbst dies Zeugniß wieder dadurch um, daß er sein Werk nicht nur äußerst lässig betrieb, sondern daß auch die dazu nöthigen Vorkehrungen nur schlecht getroffen waren. Von dem erforderlichen Rohmaterial besaß er einen winzigen Vorrath, die unordentlich umher liegenden Geräthschaften befanden sich im schlechtesten Zustande, und was das Feuer betraf, so hatte es auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einem richtigen Schmiedefeuer. Da war weder Gluth noch Flamme; das jämmerliche Brennmaterial — moderiges Holz oder nasses Reisig — zischte statt zu sausen, und statt der knisternden Funken quoll ein qualmender Rauch unter den Zügen des erbärmlich pfeifenden Blasebalges hervor.

Der Meister und sein Lehrling sahen um kein Haar besser aus als ihre ganze Umgebung. Die geschwärzten Gesichter und Hände, die schmutzigen Anzüge waren freilich die Folge ihrer Beschäftigung; dieser Umstand war es auch nicht, was ihr Aeußeres so abstoßend machte, wie es war. Beiden, dem schwarzhaarigen Jungen und seinem Vater mit dem fuchsrothen Hauptthaar, war ein boshafter Schielblick, ein großer, schief nach der rechten Wange sich hinaufziehender Mund und ein breites, flaches Kinn gemein. Der Mann, ein angehender Vierziger, hatte eine ziemlich kräftige Gestalt, sein siebenzehnjähriger Sprößling dagegen war, wenn auch starkknochig, für sein Alter doch auffallend klein.

„Guten Abend, Baas; guten Abend, Peter," redete Reiner Nagelmann die Beiden an. Der Junge sagte kurz guten Abend, der Schmied dagegen fuhr zur Erwiderung bloß mit der Hand an seine Stirne — vermuthlich wollte

er an seiner Kopfbedeckung rücken und vergaß, daß er baarhaupt war.

„Wie, seid ihr so spät noch fleißig?“ sagte Reiner.

„Müssen wohl,“ war die Antwort.

„Pressirt die Arbeit so sehr?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Weshalb eilt ihr denn aber so damit?“

„Alle Teufel, verfluchter Naseweis!“ brauste der Schmied jetzt auf. „Ihr fragt ja ein Loch in den Wind.“

Bei der zweifelhaften Richtung seiner Augen war nicht leicht zu entscheiden, ob der Schmied seinen Blick auf Reiner geheftet hatte oder nicht; aber es sprach sich eine so wilde Wuth darin aus, daß der junge Mensch sich erschrocken hinter die rostige Maschine flüchtete. Peter ergötzte sich an der Furcht des Gastes; er lachte schadenfroh. Nach einer Weile, während welcher der Bursche, ohne sich um den Besuch zu kümmern, seine Beschäftigung fortsetzte, und der Schmied ebenfalls weiter arbeitete, als sei er sich der Gegenwart Reiner's durchaus nicht bewußt, verließ Letztern die Geduld, und trotz seiner unverkennbaren Furcht sagte er mit einer Art von verbissenem Stolze: „Wenn Euch so wenig an mir gelegen ist, daß Ihr mir nicht ein Mal das Wort gönnt, dann will ich wieder gehen.“

„Meinetwegen, geh' zum Kuckuk!“ brummte der Schmied.

„Gute Nacht denn,“ sagte Reiner, und wandte sich, wiewohl zögernd, der Thüre zu. Der Schmied that nichts, um ihn zurückzuhalten; der Junge kicherte boshaft, und Reiner stand, ohne daß das erwartete Einlenken von Seiten seiner Bekannten erfolgt war, schon am Eingange der Schmiede. Er schien sie aber höchst ungern verlassen zu wollen; denn er that noch ein Mal einen Schritt in's Innere mit den Worten: „Nun, wenn Ihr auch heute keine Zeit und keine

Lust zum Plaudern habt, so kann ich doch Euerer Frau ein Mal guten Abend sagen."

„Das laßt nur bleiben," sagte der Schmied. „Die in der Stube haben auch keine Zeit für Euch übrig; mein Vater schläft schon, und meine Frau betet den Rosenkranz." Ein kurzes Hohngelächter unterbrach den Redenden, er setzte aber sofort hinzu: „Und ich rathe Euch, daß Ihr sie nicht stört; ich will es nicht haben." Der Blick und die Geberde, welche seine Worte begleiteten, waren so finster drohend, daß Reiner es für gerathen hielt, sich zurückzuziehen, ohne eine Silbe zu erwidern. Im Gehen sah er sich einige Male scheu um und bemerkte, daß der Schmied mit mürrischem Gesichte weiter hämmerte, während sein Sohn sich vor Lachen schüttelte.

Reiner war längst außer Gehör- und Gesichtsweite, als der Vater dem Burschen zurief: „Stell' dich nicht an wie toll, Junge; laß das Lachen sein!" Peter nahm sich zusammen und zeigte sich augenblicklich ernsthaft. „Ist er fort?" fragte nun der Schmied.

„Für heut' Abend ja; aber er wird nicht lange ausbleiben. Ich will wetten, daß er morgen Abend wieder hier ist."

„Wer weiß?" meinte der Alte bedenklich.

„O, ich kenne ihn; er hält's nicht lange aus. Seine Alten sind zu knurrig, und seine Schwester, die gezierte Mamsell, kann er schon gar nicht ausstehen."

„Es gibt aber noch andere Häuser, wohin er gehen könnte, als das des Brahmschmieds."

„Wohl kaum, Vater. Er ist nicht so kurzweilig, daß man ihn um seiner selbst willen gern sähe, und seine Taschen sind zu leer, als daß er's durch Tractiren gut machen könnte; wohin kann er gehen als zu uns, wenn sie's ihm zu Hause verleiden?"

„Wollen's hoffen; — einige Tage müssen wir ihn noch zappeln lassen, um ihn willfährig zu machen; dann aber

müssen wir ihn wieder anziehen. Er kann uns immerhin von Nutzen sein."

Der Junge gab durch ein Nicken seine Zustimmung zu den Worten seines Vaters zu erkennen. Dann fuhren sie fort, ohne mehr als von Zeit zu Zeit ein Wort zu wechseln, welches sich auf ihre Arbeit bezog, diese in der bisherigen nachlässigen, wenig fördernden Weise zu betreiben.

Vor den kleinen Häusern in der Nachbarschaft hatten die Einwohner nach altem Brauche in friedlichen Gruppen bei einander gesessen, die Männer rauchend, die Frauen strickend, so lange letzteres bei dem schwindenden Dämmerlichte des Frühlingsabends möglich war. Allmälig aber war das vertrauliche Geplauder verstummt, die kleinen Gesellschaften hatten sich aufgelöst; man trennte sich mit freundlichem Gutenacht-Wunsche, und hinter den Eintretenden schloß sich eine Hausthüre nach der andern. Eine Weile hörte man im Innern der Häuser noch das Geräusch von Schritten auf Fluren und Treppen, das Oeffnen und Schließen der Thüren; es erschienen und verschwanden Lichter in den Kammerfenstern, bis auch das letzte derselben erlosch.

Das Dunkel der Nacht und die Stille friedlichen Schlafes ruhten auf der Stadt; doch nicht ungestört, nicht auf der ganzen Straße. Das Geräusch der Arbeit und der Schein des qualmenden Feuers drangen fort und fort aus der Schmiede in die schweigende Nacht hinaus. Als aber die umwohnenden Nachbaren sämmtlich in Ruhe versunken schienen, wechselten die Arbeiter an der rauchenden Esse. Die nach der Straße führende Thüre wurde jetzt geschlossen, das Fenster verhängt und ein kleiner alter Mann, hager, eingetrocknet und gelbfahl, aber dennoch beweglich und gelenk, nahm den Platz des Schmiedes ein. Er hatte ein schwarzes, stechendes Auge, scharfe Züge mit äußerst boshaftem Ausdruck, und trotz seines Alters noch dichtes, schwarzes Haar.

Diese äußern Eigenschaften hatten ihm, im Verein mit der bekannten bösartigen Wildheit seines Charakters, im Volksmunde den Namen des „Teufelschmiedchens“ eingetragen. Während sein Sohn ihm die Herrschaft über Hammer und Ambos übertrug, nahm die Stelle Peter's an dem Blasebalge eine Frau ein — des Schmiedes unglückliches Weib, Teufelschmiedchens Schwiegertochter. In stummer Muthlosigkeit trat sie das ihr aufgedrungene nächtliche Amt an; kummervoll blieb sie allein an der Seite ihres schlimmen, alten Gefährten zurück, während sie voll Furcht und Schmerz ihren Mann und ihren Sohn auf Schleichwegen das Haus und die Stadt verlassen sah, um einem unheimlichen, nächtlichen Gewerbe nachzugehen.

III.

Das Mittagsmahl im Hause des Dr. Nagelmann war beendet. Der Hausherr hielt Siesta in seinem Schlafzimmer, der Sohn streifte zwecklos umher, die Mutter schaffte in der Küche, um die gebrauchten Geschirre zu reinigen und an Ort und Stelle zu bringen. Die in den Garten führende Thüre stand weit offen, und Frau Nagelmann sandte unter ihrer Beschäftigung manchen Blick über die Schwelle, um nach ihrer einzigen Freude, ihrem einzigen Troste, ihrer Tochter, auszuschauen. Diese kniete am Boden, eifrig damit beschäftigt, ein Wurzelbeet von dem dicht aufgeschossenen Unkraut zu befreien. Letzteres schien indeß eine fast unbestrittene Herrschaft in dem ganzen Garten erlangt zu haben. In jedem schattigen Winkel wucherten Nesseln und Eppich neben Schierling und Nachtschatten, auf den Beeten wurden die Gemüse- und Suppenkräuter fast erstickt durch Kreuzwurzeln und Sauerklee, des Hühnerdarms und Wegerichs gar nicht zu gedenken,

welche ihr Reich selbst bis in die Wege hinein ausgedehnt hatten, und hier anfingen, einen eben nicht wohl angebrachten Teppich zu bilden.

Die Anstrengungen Anna's, dies Uebel zu beseitigen, schienen fast hoffnungslos. Dennoch unterzog sie sich mit Eifer und Muth der Arbeit, und wenn sie bisweilen das lebhaft geröthete Gesichtchen erhob, so geschah es mit dem Ausdrucke liebevoller Heiterkeit. Traf in solchen Augenblicken das Auge der Mutter den lachenden Blick des blühenden Kindes, so floß ein Schimmer von Heiterkeit auch über ihre ernsten Züge, und ein flüchtiges Lächeln theilte die blassen Lippen.

Die Stunden vergingen. Herr Nagelmann hatte den Kaffee genossen, der für ihn allein zubereitet worden war; seine Frau saß unter dem Birnbaum und besserte altes Linnen aus; Anna beharrte unverdrossen und mit ungemindertem Fleiße bei ihrer Arbeit. Der Vater schritt inzwischen lässig und zwecklos in den Gartenpfaden umher, hier ohne bestimmten Grund einen Strauch beschneidend, dort einen Zweig herabbeugend, um nach dem Ansetzen des Obstes zu sehen; dazwischen richtete er Ermahnungen an seine Tochter, das Unkraut ja mit den Wurzeln auszureißen und gehörig darauf zu achten, daß sie die jungen Gemüsepflanzen nicht lockere. Sie beantwortete alle seine Bemerkungen gut gelaunt und rief dann und wann ihrer Mutter ein fröhliches Wort, einen kindlichen Scherz zu. So ging es fort, bis die Thurmuhr des nahen Franciscanerklosters halb fünf Uhr schlug. Jetzt erhob sich Anna, raffte die Haufen des ausgejäteten Unkrautes zusammen und schickte sich an, sie in einen Winkel neben der Scheuer zu tragen.

„Nun, was soll das bedeuten?“ fragte ihr Vater. „Du wirst doch nicht so früh schon aufhören zu arbeiten? Dazu hast du, wie mir scheint, noch viel zu viel zu thun.“

„Gewiß, Papa, morgen fange ich auch bei Zeiten wieder an und will dann so fleißig sein wie eine Biene, das verspreche ich dir. Heute aber — es ist Donnerstag, und du weißt, daß Frau v. Sendenhorst mich erwartet.“

„Richtig, daran dachte ich nicht. ... Wo mag denn der Vagabund, der Reiner, wieder stecken? Du kannst doch allein nicht nach Ravenschlag gehen.“

„Am hellen Tage bei so schönem Wetter habe ich das schon häufig gethan, Papa, und heute Abend auf dem Rückwege habe ich die Gesellschaft Dora's. Sie näht immer Montags und Donnerstags in Ravenschlag und kommt dann Abends nach acht Uhr in die Stadt zurück; deshalb hat die Frau Oberst eben diese Abende zu meinen Besuchen bestimmt.“

„Schon gut, schon gut; dir geht das Zünglein wie ein Rädlein. Wenn du jedoch, wie gewöhnlich, gegen sechs Uhr dort sein willst, so eile, daß du fortkommst.“

„Ja, es wird Zeit,“ erwiderte Anna, in's Haus springend.

Die Mutter sah ihr liebevoll nach und nähte schweigend weiter; der Vater schlenderte noch einige Zeit zwischen den Beeten auf und ab und ging dann auch hinein.

Er kam bald zurück, einen alten, jedoch sauber gebürsteten Hut auf dem Kopfe, einen gleichfalls etwas abgetragenen, aber sorgfältig geputzten Rock an und einen Rohrstock mit fein vergoldetem Knopfe in den Händen, welche in alten, viel zu weiten Handschuhen steckten. „Ich will mit dem Kinde durch den Busch gehen,“ sagte er; „nachher kann es die kurze Strecke bis zum Hause schon allein zurücklegen.“

„Ich danke dir, Goswin,“ versetzte seine Frau; „es ist mir lieber, als wenn Anna den ganzen Weg allein ginge.“

„So?“ fragte er etwas unfreundlich. „Weshalb hast du das nicht gleich gesagt?“

„Ich konnte dir doch die Mühe, sie zu begleiten, nicht zumuthen; auch hatte ich Reiner aufgetragen, er möge zu dem Zwecke um fünf Uhr hier sein. Aber es scheint nicht, daß er kommt."

„Natürlich nicht," rief Nagelmann. „Dem Jungen braucht man nur etwas zu befehlen, um gewiß zu sein, daß er es nicht thun wird. Es ist ein durchaus obstinater Bursche, und du hast wenig Ehre von deiner Kinderzucht, Madame."

Seine Frau hätte ihm antworten können, daß die Erziehung des Sohnes doch wenigstens zur Hälfte auch seine Sache, und daß ihre Tochter wohlgerathen sei; aber ihre ganze Erwiderung bestand in einem schmerzlichen Seufzer.

Diese Art zu antworten, war dem Hausherrn keineswegs genehm, und er öffnete schon den Mund zu einer heftigen Aeußerung, als zum Glück Anna wieder in den Garten trat und durch ihr munteres Geplauder das peinliche Gespräch der Eltern unterbrach. Sie hatte sofort die Verstimmung Beider bemerkt, und um eine drohende Unannehmlichkeit im Keime zu ersticken, eilte sie auf den Vater zu und legte schmeichelnd den Arm um seinen Nacken. „Was seh' ich, Papa, in Hut und Handschuhen? Du willst mich wohl ein Stückchen Weges begleiten? O, du lieber, freundlicher Papa!"

„Ja, ja, aber jetzt mache auch vorwärts; es ist hohe Zeit."

„Gewiß, Väterchen, ich komme schon," versetzte Anna, sich an ihre Mutter schmiegend, welche aufgestanden war, um ihr das alte Strohhütchen und das dürftige, kleine Umschlagtuch noch ein wenig zurecht zu rücken. „Adieu, Mamachen; plage dich nicht zu viel."

Und dahin schritt das blühende Kind an der Seite des schlaffen, alternden Mannes durch die staubigen Straßen der kleinen Stadt, durch die frischgrünen Hecken und Obstbäume der Gärten, zwischen den schwellenden Saatfeldern hindurch. Sie fand Grund zur Freude und Unterhaltung in allem;

der Weg wurde Beiden unglaublich kurz, so daß sie den „Busch“ erreicht hatten, ehe sie daran dachten. Es war dies ein der Stadt gehörender, ziemlich umfangreicher Tannenwald, und ein Gang durch denselben würde zu Anna's liebsten Freuden gezählt haben, auch wenn der Weg nicht nach Ravenschlag geführt hätte. Ravenschlag war das willkommenste Ziel, welches es für sie geben konnte; und heute war der Tag wie besonders dazu gemacht, alle Schönheiten des alten Waldes in das beste Licht zu setzen. Prachtvoll beleuchtet waren die schlanken, rothen Stämme von den goldenen Sonnenstrahlen, welche sich tausendfältig Bahn brachen durch die Nadeln der Wipfel und sich herabstahlen bis auf das weiche Moos und die feinen Gräser des Bodens. Und wo der Pfad über eine kleine Lichtung führte, schaute lachend das Blau des Himmels herein durch das dunkele Grün der ernsten Bäume. Jetzt stieg der Weg einen Hügel hinan durch den vor einigen Jahren neu bepflanzten Theil des Gehölzes; hier trug jeder der emporstrebenden jungen Bäume zahllose, lichtgrüne Loden, so daß es aussah, als sei der Wald wie ein Festgemach mit Tausenden von Kerzen geziert; und es kroch keine Brombeerranke über den Boden, welche sich nicht mit weißen Blüthenbüscheln geschmückt hatte; kein wilder Rosenstrauch wuchs an den Grabenrändern, aus dessen zartem Grün nicht die zierlichsten Blumenknospen hervorlauschten.

Anna bog rechts und links vom Wege ab, um zu den Rosenknospen blaue und weiße Glockenblumen und andere wilde Blüthen zu brechen, und so bildete sich in ihren Händen spielend ein duftiger Strauß. „Wie schön diese Zeit ist,“ rief sie ihrem Vater zu, „und wie reich sie uns macht!“

„Reich? Schwätze keinen Unsinn, Anna; mich macht jeder Monat ärmer, als ich im vorhergehenden war.“

„So meinte ich es nicht, Papa; ich wollte bloß sagen, daß der Frühling so viel reicher ist als der Winter. Was gäbe ich nicht z. B. an den düstern Decembertagen, wo wir eingeschneit und eingefroren in unserm alten Saale sitzen, darum, wenn mir Jemand nur Einen solchen Rosenzweig schenkte! Und jetzt ist der ganze Wald voll davon, alle Hecken sind bedeckt mit Blüthen, alle Bäume tragen tausendfältiges Laub!"

„Ein schöner Reichthum das! Wozu ist der denn nütze?"

„O Papa, haben wir nicht unsere herzliche Freude daran? Es ist mit den Schätzen des Frühlings wie mit allen Gaben, welche unmittelbar aus der Hand Gottes kommen: ein Jeder, der sie annehmen will, hat auch sein Theil an ihnen."

„Ach, sei nicht kindisch, Anna, mit deinen Frühlingsschätzen! Sie sind eben so ungleich vertheilt wie alle übrigen Güter der Erde. Was habe ich, zum Exempel, von den frühen Erdbeeren und feinen Gemüsen, die der Graf v. Zaudeck in seinen Treibhäusern zieht? Was mir von den Schönheiten des Frühjahrs zufällt, das Unkraut am Wege, kann ich doch nicht essen."

„Ach, liebster Papa," rief Anna lachend, „nun neckst du mich; denn ich weiß, daß du mich besser verstanden hast, als du dir den Anschein gibst. Als ob man alles essen müßte, woran man sich erfreuen soll! Ganz kleine Kinder fallen freilich in einen solchen Irrthum; als ich am vorigen Sonntage in unserm Garten mit Nachbars Lieschen spielte, langte es nach einer Kettenblume, und als ich sie ihm gab, steckte es sie in den Mund."

„Das war nicht so dumm von dem Kinde; es denkt wie ich: was kann die ganze Welt mir nützen, wenn ich weiter nichts als das Ansehen davon habe! ... Aber da ist der Busch zu Ende, und nun kannst du allein gehen."

„Gewiß, und ich danke dir, lieber Papa, daß du mich begleitet hast. Grüße Mamachen. Ich will euch heut' Abend alles erzählen, was mir begegnen wird."

„Das wird nicht viel sein," murmelte Nagelmann, den Rückweg antretend; „aber es ist immerhin besser, als ewig die verstohlenen Seufzer meiner Frau anzuhören."

Wie leicht es dahin schritt, das Kind der Armuth und der Sorge, als sei es von beiden nie berührt worden! Des Vaters träge Verkommenheit und der Mutter hoffnungsloser Gram hatten die freudige Kraft dieser jungen Seele nicht zu brechen, nicht ein Mal zu beugen vermocht. Es war, als hätte diese klare, lichte Natur keinen trübenden Schatten in sich aufnehmen können. Und doch gab es der düstern Töne so viele in dem eng begrenzten Bilde ihres Lebens: Mangel und Entbehrung, Sorge und Kummer, Irrthümer und — was das Schlimmste von allem war — Unfriede sogar. Der Zauber, welcher sie ungefährdet durch all' diesen Jammer und diesen Schmutz hindurchführte, bestand in ihrer starken, warmen Liebe zu den armen Eltern, in dem frohen Bewußtsein, nicht allein eben so herzlich von ihnen geliebt zu werden, sondern auch ihr einziger Stab und ihre Stütze, ihr Schirm und Schutz gegen das immer schwerer lastende Unglück zu sein; in dem unverbrüchlichen Vertrauen endlich, daß Derjenige, welcher diese ernste und schwere Bürde auf ihre jungen Schultern gelegt hatte, ihr auch die Stärke verleihen werde, sie zu tragen.

Als Anna den Busch verließ, stand sie einen Augenblick still, an dem Anblicke der anmuthigen Landschaft zu ihren Füßen sich erfreuend. Vom Saume des Waldes senkte der Boden sich allmälig abwärts, bis er ein kleines, rings von tannenbewachsenen Höhen umgrenztes Thal bildete. Die Hügelwände waren theils mit Buschholz, theils mit blühendem Ginster bedeckt, und vermittelten so den Uebergang von der

düstern Waldung zu der sorgfältig bebauten Thalsohle. Am Fuße der Anhöhe, von welcher Anna hinabschritt, floß ein tiefer, schneller Bach vorüber, um einige hundert Schritte weiter unten die Räder einer Mühle zu treiben. Ihre grauen Schindel-Dächer schauten friedlich aus einem dichten Weidenkranze hervor, und auf den Firsten sonnte sich eine Anzahl buntgefiederter Tauben. Eine solide, steinerne Brücke, welche ein Standbild des h. Johannes von Nepomuk trug, führte über den Bach auf den breiten, gut unterhaltenen Weg, der sich durch Felder und Wiesen hinschlängelte, bis er an der entgegengesetzten Seite des Thales den kleinen Edelhof erreichte.

Ravenschlag war ein anspruchloses Besitzthum. Eine hohe Mauer sonderte den Hof und die Gärten von dem übrigen Theile des Thales ab; der Stallhof und die Wirthschafts-Gebäude lagen außerhalb der Ringmauer hinter einer Gruppe zahmer Kastanienbäume verborgen. Das Herrenhaus war ein regelmäßiges Viereck von mäßigem Umfange, mit einer ziemlich hohen Freitreppe vor dem Haupteingange, einfach verzierten Fenstern und einem doppelten Mansardendach. Das Haus sowohl als die Mauer waren vor vielen Jahren durch einen hellfarbigen Bewurf geziert worden. Der Mörtel mußte von vorzüglicher Beschaffenheit gewesen sein, denn er hatte allen schlimmen Einflüssen des Wetters siegreich widerstanden; die Farbe aber, mit welcher er übertüncht worden, war so vollkommen verblichen, daß die Umfassungsmauer und das Haus sich in ihrem einförmigen Grau kaum von dem Schieferdache des letztern unterschieden. Dennoch machte Ravenschlag einen freundlichen, anheimelnden Eindruck. Durch das eiserne Gitterthor fiel der Blick in einen gut gepflasterten, sauber gehaltenen Hof, in welchem ein gezähmter Rabe und ein aristokratisches Pfauenpaar gravitätisch einher stolzirten. Die Treppenstufen waren reinlich gescheuert, die Hausthüre stand einladend offen, und hinter den hellen Fenstern schimmerten

die zierlichen Falten weißer Vorhänge — kurz, das Ganze berechtigte zu dem Schlusse, daß bei allem Mangel an moderner Eleganz der sicherste Grund häuslicher Behaglichkeit, eine tadellose Liebe zur Ordnung hier herrsche.

Dies allein würde hingereicht haben, um Ravenschlag in den Augen der armen Anna, die von Kindheit an in einem so zerrütteten Heimwesen gelebt hatte, zu einem kleinen Eden zu machen; aber es kam noch etwas hinzu, was den Edelhof für sie mit einem unsäglichen Reize ausstattete: in den Gärten, die das Haus an drei Seiten umgaben, wogte im frischen Frühlingswinde eine Fülle duftender Blumen, blühender Wipfel und schattigen, säuselnden Laubes.

Als das junge Mädchen die Treppe erreichte, erschien in der Hausthüre eine Dame, welche nur wenige Jahre älter als sie selbst war. Von einnehmender Gestalt und Gesichtsbildung, würde sie eine passende Gefährtin für Anna gewesen sein, wäre sie nicht in Haltung und Kleidung von ihr so auffallend verschieden gewesen. Im Gegensatze zu Anna's ärmlicher äußerer Ausstattung und zu ihrem kindlich ungezwungenen Wesen hatte jene Dame die elegante Toilette und die selbstbewußte Haltung der vornehmen Großstädterin; weit mehr aber als diese zufälligen Aeußerlichkeiten trennte die an Geringschätzung streifende Kälte, welche die Fremde fast geflissentlich gegen Anna zur Schau trug, die beiden Mädchen.

Anna verneigte sich freundlich und sagte mit einer ihr sonst nicht eigenen Schüchternheit: „Guten Abend, Fräulein v. Sendenhorst. Wie geht es in Ravenschlag? Sind der Herr Oberst und die gnädige Frau wohl?"

Eine kaum merkliche Neigung des Kopfes und die äußerst gleichgültig gesprochenen Worte: „Mein Onkel und meine Tante sind gesund," erwiderten Anna's Gruß.

„Und auch Ihnen geht es wohl, Fräulein v. Sendenhorst?"

„O, ja, ich bin auch gesund."

Die beiden Mädchen waren durch einen hübschen, geräumigen Vorsaal geschritten; jetzt öffnete Fräulein v. Sendenhorst eine in ein freundliches Gesellschaftszimmer führende Thüre und trat vor dem jungen Gaste ein. Anna empfand wohl die geflissentliche Unhöflichkeit in diesem Benehmen und fühlte sich dadurch verletzt; im nächsten Augenblicke jedoch, als sie den heitern Gruß eines alten Herrn erwiderte, der ihr an der Schwelle entgegentrat, hatte sie die kleine Unannehmlichkeit bereits vergessen.

„Ah, mein kleiner Flachsfink!" — so nannte er sie ihres reichen, blonden Haares wegen, dessen seidenweiche Fäden mit dem sanften Schimmer ihn, wie er behauptete, stets an den schönsten goldigen Flachs erinnerten, der je den Rocken seiner Frau geziert hatte. „Was machen die andern Buchfinken zu Haus — und Papa und Mama?"

„Die Eltern lassen sich freundlich empfehlen, und die Buchfinken grüßen dankbar herüber mit manch' lustigem Lied. Sie haben dieses Jahr mehr Zeit zum Singen, weil sie das Futter nicht weit zu holen brauchen. . . . Gnädige Frau —" sie hatte eben die kleine, braune Hand aus der des alten Herrn, der sie ihr mit derber Herzlichkeit schüttelte, losgemacht, und trat nun zu dessen Gemahlin — „meine Eltern haben mir auch an Sie die besten Empfehlungen aufgetragen und lassen die Hoffnung aussprechen, daß Ihr Unwohlsein ganz vorüber sein möge."

„Ich danke dir, mein Kind," sagte die Dame, eine schöne, sanfte Frau, die, um manches Jahr jünger als ihr Gemahl, doch durch eine, der seinigen gleiche, herzliche Heiterkeit unwiderleglich bekundete, daß sie mit ihm eben so glücklich war, wie sie ihn machte. „Ich bin von der leichten Unpäßlichkeit ganz wieder befreit. Aber was bringst du mir da?"

„Ach, es ist so wenig — zu wenig," bemerkte Anna lächelnd, während sie ihren Strauß wilder Blumen über-

reichte. „Es ist eigentlich auch ein Gruß — der Wald hat mir ihn mit auf den Weg gegeben.“

Die Dame nahm die Blumen mit einem Blick warmer Liebe und gab der kleinen Frühlingsbotin dafür einen Kuß, welcher ihr ganzes Gesichtchen in das Roth der Freude tauchte. „Lege jetzt dein Hütchen ab und setze dich zu mir; wenn du dich ein wenig ausgeruht hast, nehme ich deine französischen Uebungen mit dir durch, und dann wollen wir mit Cäcilie an das Piano gehen.“

Cäcilie — das Fräulein v. Sendenhorst, die Nichte des Hausherrn — sagte kein Wort zu diesen Vorschlägen; aber ihr Gesicht sprach so deutlich, wie ein im Schweigen redendes Menschengesicht etwas auszusprechen vermag, daß sie ihr höchst gleichgültig, ja mehr als das, daß sie ihr eigentlich zuwider seien. Dennoch wurde das Programm der Frau v. Sendenhorst ausgeführt, und als die französischen Uebungen vorüber waren, erfreuten sie und ihr Gemahl sich herzlich an dem Spiel und Gesang der beiden Mädchen.

Dann kam Jacob, der alte Bediente des Obersten, und meldete, daß das Souper servirt sei, und vergnügt, mit Ausnahme Cäciliens, welche ihr moroses Schweigen beibehielt, begab sich die kleine Gesellschaft in das anstoßende Speisezimmer.

Das einfache Abendessen wurde an den Tagen, deren Schluß Anna in Ravenschlag zubrachte, etwas früher als gewöhnlich eingenommen. Auch das war dem Fräulein v. Sendenhorst nicht recht; sie fand überhaupt, daß ihre Verwandten viel zu viel Aufhebens von der kleinen Roturière machten.

„Komm, mein Mädchen, reiche mir deinen Teller,“ sagte der Oberst. „Ich habe da ein Bratenstückchen für dich, das dir im Munde schmilzt. Du mußt ordentlich essen, mein Flachsfink; denn du bist schon aus der Stadt gekommen und mußt noch wieder dahin zurück.“

„O, der Weg ist mir noch eine Freude mehr," meinte Anna. „Wie gern ich nach Ravenschlag komme — Sie wissen das ja, Herr Oberst —, so erhöht es doch mein Vergnügen, daß Ravenschlag eben ein Stündchen von Rauhenhorst entfernt ist."

„Du wärst ein prächtiger Recrut, Annchen; du scheust einen kleinen Marsch nicht und weißt auch Ordre zu pariren. Nicht wahr, Frau?"

„Ohne Zweifel," antwortete Frau von Sendenhorst lächelnd. „Wie könnte es auch anders sein, da du ja selbst Theil an ihrer Erziehung genommen hast."

„Na, keine Anzüglichkeiten, Gnädigste. Oder verdiene ich sie, Annchen? War ich ein strenger Präceptor?"

„Der gütigste, nachsichtigste," sagte Anna lächelnd und mit so ruhiger Haltung, wie wenn sie durchaus keine tiefere Bewegung empfände, als der leichte Ton des Gespräches rechtfertigte; aber der Blick ihres klaren, dunkeln Auges, der sich abwechselnd auf den Obersten und Frau v. Sendenhorst richtete, sprach solch' warmen Dank für alle Wohlthaten aus, welche Beide ihr so liebevoll bezeigten, daß er nicht unverstanden bleiben konnte. Die Frau Oberst nickte ihr zärtlich zu, und ihr Gemahl sagte freundlich: „Laß es gut sein, Kind; Strenge war auch bei dir nicht nöthig. Aber was ist denn mit dir, Cäcilie? Wer hat dir denn auf's Mäulchen geklopft? Ich habe den ganzen Abend noch kein Wort von dir gehört."

„Ich wüßte nicht, welche Bemerkungen ich über die Erziehung der Mamsell Nagelmann zu machen hätte," versetzte Cäcilie mit einem leichten Achselzucken.

„Jacob," rief der Oberst dem Bedienten zu, „fülle ein Mal Fräulein Nagelmann's Glas.... Wird auch nicht von dir verlangt, Cäcilie. Du bist noch zu jung, um über Erziehung sprechen zu können; aber du könntest doch sonst etwas zur Unterhaltung beitragen, Nichtchen."

Cäciliens schönes, stolzes Gesicht färbte sich mit dunkeler Zornesröthe, doch erwiderte sie in ruhigem Tone: „Ich könnte wohl, wenn mir nicht der Stoff zur Unterhaltung in Ravenschlag ausginge."

Der Oberst wollte aufbrausen, indeß ergriff seine Frau, freundlich vermittelnd, das Wort: „Ich finde es sehr erklärlich, daß das Cäcilie so vorkommt, die sich plötzlich aus einer größern Stadt und einem ziemlich bewegten Kreise auf unser stilles Gut versetzt sieht. Sie bedarf der Zeit, um unsern einfachen Zuständen ihre Theilnahme zuwenden zu lernen. Um so mehr freut es mich, daß unser kleiner häuslicher Kreis, wenn auch nur für eine Zeit lang, sich etwas vergrößern wird."

Der fragende Blick, den Anna auf Frau v. Sendenhorst richtete, sprach, wie bescheiden er war, dennoch eine so lebhafte, fast ängstliche Spannung aus, daß die wohlwollende Dame ihn sofort freundlich beantwortete: „Ja, das weißt du noch nicht, Annchen; wir erwarten Besuch. Am nächsten Montag wirst du meinen Neffen, Paul Steinwerth aus Wetzlar, hier treffen."

„Das heißt," fiel der Oberst ein, „aus Wetzlar so eigentlich nicht; er hat bloß in der letzten Zeit dort gelebt. Seine Güter liegen zwar auch nicht weit von da entfernt."

Anna war sehr blaß geworden. Ihre Lippen hatten die Worte: „Paul Steinwerth — aus Wetzlar" unwillkürlich nachgebildet, aber so schwach, so leise, daß nicht ein Ton hervorkam. Die bedrängte Lage, in welcher sie von Kindheit an gelebt hatte, das gedrückte Wesen ihrer Mutter und die träge Schlaffheit ihrer natürlichen Beschützer, ihres Vaters und Bruders, hatten sie indeß früh gelehrt, auf sich allein zu stehen; und so fand sie auch jetzt, noch ehe der Oberst ausgesprochen hatte, ihre volle Selbstbeherrschung wieder. „Ich freue mich herzlich, gnädige Frau," sagte sie, „daß Sie das

Glück haben werden, einen lieben Verwandten bei sich zu sehen. Würde es aber nicht besser sein, wenn ich meine Besuche in Ravenschlag unterbräche, bis Sie wieder allein sind?"

Der Oberst wandte sich kurz nach ihr um und sagte bloß: „He?!" Es lag eine so unzufriedene Verwunderung in dieser einen Silbe, daß Anna ihn mit bittendem Lächeln anblickte, während sie erklärend hinzufügte: „Die Frau Oberst wird durch vermehrte häusliche Beschäftigungen und durch die Unterhaltung des Gastes so sehr in Anspruch genommen sein, daß es sie, fürchte ich, zu sehr ermüden würde, wenn sie mir noch dazu in der bisherigen Weise Unterricht ertheilen sollte."

„So?!" fragte der Oberst in demselben Tone, in welchem er sein „He" ausgestoßen hatte. „Sag' ein Mal, Flachsfink, wer hat das Gesetz ertheilt, daß du, wenn du nach Ravenschlag kommst, Französisch lernen und Musikstunde nehmen mußt?"

„Ich denke, der Herr Oberst und die Frau Oberst v. Sendenhorst," antwortete Anna unwillkürlich lächelnd.

„Ich denke auch; und danach werden besagter Herr Oberst und bemeldete Frau Oberst wohl auch die Befugniß besitzen, oben beregtes Gesetz wieder aufzuheben. Es steht nirgends geschrieben, daß du in Ravenschlag nichts Anderes thun darfst als nach Noten musiciren und nach Seidenstücker parliren. Wenn es für Cäcilie gut sein wird, wie ihre Tante meinte, ein wenig Zerstreuung zu genießen, so darfst du erst recht die kleine Ausspannung nicht entbehren, die ein Gang nach Ravenschlag dir gewährt, mein armer kleiner Fink."

Anna sah keine Möglichkeit, ihre Ansicht, daß es besser sein würde, ihre Besuche in Ravenschlag für die Dauer der Anwesenheit des erwarteten Gastes zu unterbrechen, durchzusetzen. Deshalb nahm sie, als Jacob meldete, daß Dora bereit sei, mit Fräulein Nagelmann nach der Stadt zu gehen, mit dem Versprechen von ihren Gönnern Abschied, sich am Montag zur gewohnten Stunde einzufinden. Dann empfing

sie für ihren Gutenacht-Wunsch Cäciliens kalten Gruß und verließ das Zimmer mit nicht ganz so leichtem Herzen, wie sie es betreten hatte. Sie stand schon auf der Schwelle, als ihr der Oberst noch nachrief: „Zwanzig Minuten vor sechs auf der Nepomuk-Brücke, Annchen; ich komme dir dort entgegen.“

„Ich werde die Zeit einhalten wie ein wohl geschulter Soldat, Herr Oberst,“ gab sie zurück und legte die Hand wie zum militairischen Gruße an die Stirne; dann schloß sie die Thüre, durch welche des alten Herrn heiteres Lachen ihr noch nachklang: es tönte an ihr Ohr wie ein Scheidegruß ihrer glücklichen Stunden in Ravenschlag.

Die alte Nähterin, unter deren Schutz sie den Weg nach Rauhenhorst zurücklegte, hatte ihre Gedanken darüber, daß Fräulein Annchen weniger heiter und gesprächig sei als sonst. Sie glaubte, das hochmüthige Fräulein v. Sendenhorst müsse sie wohl beleidigt haben, und fühlte sich darob in tiefster Seele empört. Aber obgleich sie, wie wir gesehen haben, nicht irrte, wenn sie auf ein unfreundliches Benehmen Cäciliens schloß, so hatte doch Anna's gesunkener Frohsinn in einer andern Ursache seinen Grund.

IV.

Der Sonntag war angebrochen mit seiner friedlichen Ruhe, seinen feierlich heitern Glockentönen und seinen erhebenden Anklängen an jedes gute, reine Gemüth. Auch in den düstern Räumen des Nagelmann'schen Hauses machte er seinen wohlthuenden Einfluß geltend. Im kleinen Saale, dem Staats-, Wohn- und Speisezimmer der Familie, sah es besser und traulicher aus als jemals an einem Wochentage, wo Anna's Kräfte durch jede Stunde — die wenigen, welche sie in Ra-

venschlag verlebte, ausgenommen — so völlig in Anspruch genommen wurden, daß ihr keine Zeit blieb, mehr als das Allernöthigste zu thun. Die letzten Stunden des Samstags benutzte sie aber unabänderlich dazu, um den kleinen Saal nach Möglichkeit herauszuputzen. Das war auch dies Mal geschehen, und wenngleich sie es nicht ändern konnte, daß die Tapeten verblichen und geflickt waren, daß es zersprungene Scheiben in den Fenstern, fleckige Spuren der Feuchtigkeit auf den alten Kupferstichen an den Wänden gab, so befand sich doch alles genau an seinem gebührenden Platze, der Fußboden war sorgfältig blank gescheuert, und keine Spur von Staub zeigte sich auf den alten, erblindeten Möbeln. Auch herrschte sonntägliche Ruhe im Hause, und die Töne, welche durch die feiernde Stille erklangen, standen nicht im Widerspruch mit den Begriffen geistiger Erhebung oder müheloser Erholung — es waren die Töne ernster Musik.

Frau Nagelmann war allein im kleinen Saale. Der Advocat und sein Sohn machten Besuche bei ihren Bekannten, und die traurige Frau saß an dem kostbarsten Geräthe, welches die dürftige Ausstattung des Zimmers aufzuweisen hatte, an dem alten Clavier, dessen dünner, schwacher Klang, so verschieden von dem runden, vollen Ton unserer modernen Instrumente, gleichwohl ein Labsal für die Spielende war. Auch hatte das alte Piano eine durchaus reine Stimmung, und Frau Nagelmann spielte mit Geschmack, Fertigkeit, und, soweit es die abgegriffenen Tasten zuließen, mit künstlerischem Ausdruck. Was die Einsame sich selbst vortrug, gehörte zu der in damaliger Zeit wenig gebräuchlichen Musik, welche freilich jetzt wieder zur vollen, verdienten Würdigung gelangt ist — es waren die majestätischen Melodieen Gluck's und die ernsten, erhabenen Tonstücke Bach's. Frau Nagelmann war so ganz beherrscht von dem Zauber der Harmonie, die sie dem alten Instrumente entlockte, daß sie allgemach ihre Um-

gebung, sich selbst, ja sogar ihren Kummer vergaß. Ihre bleichen Züge rötheten sich, die welke Wange schien an Fülle zu gewinnen, und in dem eingesunkenen Auge lebte ein warmer, beseelter Ausdruck, der Abglanz besserer Tage, auf.

Die Klänge des Claviers drangen nur gedämpft in Anna's Ohr. Sie befand sich in einem entfernten Theile des alten Hauses und überließ sich hier einem Vergnügen, welches von ihrer frühesten Kindheit an einen seltsamen Reiz für sie gehabt hatte. Ihre Mutter, welche aus Wetzlar stammte, hatte bei ihrer Heirath nicht bloß ihre eigene Ausstattung, sondern auch einen großen Theil des Trousseau's ihrer frühverstorbenen Mutter — der Großmutter Anna's —, welches fast unverkürzt in ihre Hände gekommen war, in dieses Haus gebracht. Die eigene Aussteuer der Frau Nagelmann war längst spurlos verschwunden — verbraucht, verschlissen, verkommen und — als letztes Mittel in der Noth, zugleich als bitterer Beweis von der Größe dieser Noth — in Versatz gegeben. Von dem frühern Eigenthume der Großmutter dagegen war noch Manches erhalten: nicht sowohl aus Pietät, als weil die veralteten Sachen keine Käufer fanden. Sie lagen ordnungslos in einigen der unbenutzten obern Zimmer umher gestreut. Wenn Anna ein Mal über eine ihrer seltenen freien Stunden zu verfügen hatte, so opferte sie häufig eine anscheinend weit anziehendere Unterhaltung, um sich die alte Treppe hinaufzustehlen und in den Resten aus dem Nachlaß der Großmutter zu kramen.

Heute war sie mit besonderm Eifer hinaufgeeilt, sobald ihr Vater und ihr Bruder ausgegangen waren und ihre Mutter sich an das Clavier gesetzt hatte. Seit ihrer Rückkehr von Ravenschlag hatte sie sich ungeduldig danach gesehnt, diese Ueberbleibsel von der Habe ihrer Ahnfrau, diese verblichenen Zeugen des Glanzes, der einst im Elternhause ihrer Mutter geherrscht hatte, wieder ein Mal zu durchstöbern. Ein selt=

sames, gemischtes Gefühl, in welchem eine Art trotzigen Stolzes, ihrem Gemüthe ein sonst fremder Gast, mit einer trüben Beschämung kämpfte, trieb sie zu ihrem heutigen Beginnen. Es hatte seinen Quell theils in der Liebe zu ihrer Mutter und in dem, was sie von der Jugendgeschichte der armen Frau wußte, theils in ihrem Kummer über das unthätige Leben ihres Vaters, obgleich Anna letzteres sich kaum eingestand.

Sie hatte die Aermel ihres einfachen blauen Kattunkleides, des besten, welches sie besaß, sorgfältig aufgeschlagen und eine weite, grobe Schürze umgebunden, um ihren sonntäglichen Putz vor dem unvermeidlichen Staube zu schützen, welchen sie bei ihrer Beschäftigung aufrührte. Dann öffnete sie die Verbindungsthüre zwischen den beiden Zimmern, in denen die Gegenstände, welchen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollte, in bunter Unordnung umher gestreut waren. In dem einen der beiden Räume befand sich, außer einer leeren Bettlade, bloß ein großer, wurmstichiger Schrank; in dem andern stand eine Reihe ursprünglich nicht ungefällig aussehender Rohrstühle, an welchen theils die Lehnen, theils die Sitze schadhaft waren, ein wackeliges Pfeilertischchen und ein eben so vernachlässigter, aber noch unbeschädigter Schreibtisch von schöner, alterthümlicher Form. Doch litt auch er an den Folgen langer Mißachtung; denn mehrere der zierlichen Gehänge an den Seitenschubfächern waren abgebrochen, und mehr als ein Schloß zeigte sich unbrauchbar.

Anna wollte zuerst die sich vorfindenden Toilette-Gegenstände in dem großen Schranke unterbringen, und dann das zweite Zimmer so ordnen, daß es einen leidlichen Zufluchtsort für eine einsame Stunde gewähren könne. In dieser Absicht hing sie einige umherliegende, großblumige Seidenkleider, einen Sammtmantel, verschiedene feine wollene Kapuzen, reich garnirte Schürzen und Halstücher an den Pflöcken auf, stellte ein paar große Cartons, angefüllt mit Sammtstauchen, Spitzen-

ärmeln und Halskrausen — alles verblichen und zerknittert — auf den Boden des Schrankes, legte einen Seidenhut mit zerrissener Blonden-Verzierung und ein Sammt-Casquet mit zerbrochener Feder darauf, und stellte in eine Ecke einen ungeheuern barchentnen Regenschirm mit völlig geraden Fischbeinstäben, in die andere einen rothseidenen Sonnenschirm mit langem, reichverziertem Elfenbeinstöckchen, um dann die Thüren vor dieser staubigen Herrlichkeit zu schließen.

Es hatte nur wenig Zeit gekostet, um dieses zu Stande zu bringen; aber die eigentliche Arbeit begann erst jetzt. Anna traf zuerst die Wahl unter den zahlreichen Kleinigkeiten, welche noch umher lagen, um zu bestimmen, welche von denselben sie in den Fächern des Schreibtisches bergen, welche sie als eine Art Schmuck auf demselben und auf dem Pfeilertischchen aufstellen wollte. Sie musterte gedankenvoll die vielen, jetzt nutzlosen Dinge, deren Werth aber bei ihrem Ankauf eine hübsche Summe repräsentirt haben mochte. Feine, geschliffene Glaskelche — leider zeigte mancher unter ihnen einen Sprung —, kleine Porzellan-Vasen von veralteter Form, Götter- und Schäfer-Gruppen von meißener Porzellan, an welchen manch zartes Glied, manche zierliche Blume abgebrochen war, Kästchen von ausländischem, gefärbtem Stroh, angefüllt mit bunten Spielmarken, ein zierliches, gekrümmtes Händchen von Elfenbein an einem langen, geschnitzten Stabe von Buchsbaumholz — einst ein fast unentbehrliches Geräthe für unsere steif geschnürten Eltermütter — und verschiedene ähnliche Sächelchen. Länger als mit allem Uebrigen beschäftigte das junge Mädchen sich mit einem Fächer von Elfenbein, dessen Schnitzwerk und Miniaturmalerei zu dem Schönsten gehörte, was wohl je in dieser Art geschaffen sein mochte, und mit einem ziemlich großen Kästchen von Vieux-Moule, dessen prachtvolles Muster in blauem Stahl, Elfenbein, rothem Achat und feiner Vergoldung, sammt dem außerordentlich

sorgfältig gearbeiteten Schlosse allem Staube und aller Vernachlässigung Trotz geboten hatte.

„Mit diesem Fächer,“ dachte Anna, ihn ernst betrachtend, „hat meine Großmutter gespielt, als sie jung und fröhlich war wie ich; aber sie bewegte ihn nicht in ihren Händen, während sie arm und allein in einem alten, staubigen Zimmer saß, sondern sie fächelte sich damit die vor Freude glühenden Wangen, wenn sie prachtvoll geschmückt an glänzenden Festen Theil nahm. Großmütterchen ist längst dahin; keine Spur blieb zurück von der strahlenden Schönheit, die, wie Mama erzählt, noch in voller Blüthe stand, als sie starb. Ihre einzige Tochter ist arm und alt — ihre einzige Enkelin ein kleines, dummes Aschenbrödelchen — und dies schöne, leblose Nichts schimmert in meiner rauhen, braunen Hand noch eben so prächtig, wie einst in Anna Hemberg's zarten, weißen Fingern.... Und in diesem zierlichen Kästchen soll meine schöne Großmama ihren Schmuck aufbewahrt haben; er ist eben so spurlos verschwunden, wie der blühende Körper, der ihn trug.... Fräulein v. Sendenhorst behauptet, diese hübschen Spielereien“ — sie nahm den Fächer wieder auf — „würden nochmals in Mode kommen; geschähe das, so wäre ich gleich im Besitze eines der schönsten, die es geben kann.... Ich mit einem solchen Fächer!... Ach, Anna Nagelmann, welchen kindischen Gedanken hängst du nach! Wenn du je nach Art deiner Großmutter dies Spielzeug in glänzender Umgebung schwingen solltest, müßtest du ja reich und vornehm sein, wie sie es war.“ Ein helles, heiteres Lachen über sich selbst befreite das junge Mädchen aus seinem träumerischen Nachsinnen; es klopfte scherzhaft auf das schöne, eingelegte Kästchen und sagte halblaut: „Wenn ich jemals reich werde, vertraue ich auch meinen Schmuck dir an, du hübsches, altes Kunstwerk, du.“

Anna begann nun einen Theil der Sachen in den Schreibtisch einzuräumen. Zu diesem Zwecke zog sie nach einander

mehrere Schubfächer auf, was sich ohne große Schwierigkeit bewerkstelligen ließ, bis sie auf eines traf, welches sich geklemmt hatte und dessen Oeffnen deshalb eine stärkere Anstrengung erheischte. Auf einen starken Zug an der messingenen Handhabe gab es endlich nach, und durch die ruckweise Bewegung sprang zugleich ein zweites, kleineres Fach auf, welches im Hintergrunde der Lade verborgen war. Aus diesem fiel ein glänzender Gegenstand, der bisher noch nie in Anna's Hände gekommen war. Neugierig griff sie danach. Es war ein ovales, in einen schmalen Goldreif gefaßtes Medaillon, etwa von der Größe einer Handfläche. Die eine Seite zeigte ein meisterhaft ausgeführtes, kleines Gemälde, das Brustbild eines jungen Mannes, dessen seltene Schönheit dem Wunsche, sie über die Dauer eines Menschenlebens hinaus festzuhalten, wohl Berechtigung verlieh. Es war ein geistvoller Kopf, in dessen reiner Form ein scharfer, gebildeter Verstand, mit großer Kraft gepaart, unverkennbar ausgedrückt war; aber auch ein harter Stolz sprach sich eben so deutlich in den festen Linien aus.

Lange blieb Anna in dem Anschauen des Bildes verloren; sie wußte nicht, zog es sie an oder stieß es sie ab. Sie bewunderte die seltene Regelmäßigkeit der Form, den Strahl bewußter Kraft, der aus dem mächtigen Auge brach; aber die harten Linien des streng geschlossenen Mundes riefen eine Art von Kampflust in ihrer Brust wach, als fühle sie die Nothwendigkeit, sich gegen die Willkürherrschaft des Trägers dieser Züge zu vertheidigen.

Absichtslos wandte sie endlich das Bildniß um und las nun auf der Rückseite die in schöner, fester Handschrift geschriebenen Worte:

„Seiner werthen Cousine Regine Ottmar
Ihr
Paul Steinwerth."

„Aha!“ rief Anna halblaut; „also er ist's — der Gast, den sie in Ravenschlag erwarten! . . . . Nicht doch — es ist ja unmöglich: wie käme sein Bild in dieses vergessene Fach? Und nach der Tracht zu schließen, muß dieses gemalt worden sein, ehe er noch geboren war. . . . Aber Paul Steinwerth? . . . Sein Vater muß es sein, derselbe, um dessentwillen meine Mutter . . . . . Er muß ein schöner Mann gewesen sein, — und mein armer Papa? . . .“ Sie sprach nicht weiter, blieb aber noch lange stehen, in das Anschauen des Bildes versunken. Endlich raffte sie sich zusammen und mit dem Gedanken: „Ich hätte mich auch vor ihm fürchten können, um so weniger wundert es mich, daß Mama es that; jetzt muß ich aber durchaus mit ihr sprechen“ — legte sie das Medaillon in das Schubfach zurück und verließ das Zimmer.

Als Anna in den kleinen Saal trat, fand sie ihre Mutter noch an dem Instrumente, ganz vertieft in die Ausführung einer der herrlichen Claviersonaten Beethoven's. Sie trat leise zu ihr, küßte sie auf die welke Wange und sagte halblaut: „Ich gehe in den Garten, Mama. Wenn du zu spielen aufhörst, willst du dann zu mir kommen?“

Frau Nagelmann blickte auf; sie unterbrach sofort ihr Spiel und rief erregt aus: „Du hast mir etwas zu sagen, Anna!“

„Wir sind so ungestört, Mama, ich möchte ein wenig mit dir plaudern; spiele aber vorher deine Sonate zu Ende, ich höre dir zu.“ Sie stand neben der Mutter und schlug ihr die Notenblätter um bis zum Schlusse des Musikstückes, die Spielende bei jeder ihrer Lieblingsstellen durch ihren warm geäußerten Beifall erfreuend. Dann führte sie die Mutter in den Garten, auf ihrem Wege durch die Küche eine kleine Schale mit Samen aus einem größern Behälter mitnehmend. „Für meine Buchfinken, Mama. Wie dankbar bin ich dem Herrn Obersten, daß er mir solch eine Menge Korn für meine lieben Vögel geschickt hat!“

„Gewiß, Kind; aber dein Papa glaubt, daß das häufige Füttern uns eine Unzahl von Spatzen in den Garten lockt.“

„Ach, Mamachen, das schadet nicht; wir wollen die Kirschen und die Erbsen schon vor ihnen schützen. Die Sperlinge müssen auch ihr Theil haben. Ich habe sie sehr lieb, mit ihrer Genügsamkeit, ihrer Emsigkeit und ihrem schlichten Werktagsaussehen. Sie sind unter den Vögeln der große Haufen, eben wie es unter den Menschen auch eine beträchtliche Anzahl gibt, die man, glaube ich, den großen Haufen nennt. Meinst du nicht, Mama, daß man seiner allgemeinen Menschen- und Vogel-Liebe enge Grenzen ziehen müßte, wenn man die Alltags-Menschen und die Sperlinge davon ausschließen wollte?“

„Freilich wohl, mein Kind,“ erwiderte Frau Nagelmann, auf die Bank unter dem Birnbaum sich niederlassend, während Anna, Futter streuend, im Mittelwege des Gartens stand. „Doch glaube ich nicht, daß du mich hierher geführt hast, um mir das zu sagen.“

„Nein; ich wollte dich fragen, ob du dich erinnerst, daß ich euch am Donnerstag-Abende von dem Besuche erzählt habe, den sie in Ravenschlag erwarten?“

„Gewiß; — ist's etwas Besonderes mit diesem Besuche?“

„Ja, Mama, Papa fragte mich, als ich davon erzählte: »Sagten sie nicht, wen sie erwarten?« und ich antwortete darauf: sie sprachen von einem ihrer Verwandten, der kommen würde. Das war die Wahrheit, Mama, aber nicht die ganze.“

„Du erfuhrst also den Namen des erwarteten Gastes,“ bemerkte Frau Nagelmann, ihrer Tochter neugierig in die Augen sehend, „und hast ihn verschwiegen — aus welchem Grunde, Kind?“

„Weil ich glaubte, Mama, du würdest ihn lieber aussprechen hören, wenn wir allein sind.“

„Nun?"

„Es ist der Neffe der Frau v. Sendenhorst, welcher kommen soll — Paul Steinwerth."

„Paul Steinwerth!" Es war ein Schreckensruf, den die blasse Frau mit diesem Namen ausstieß. Sie schob ihre Tochter bei Seite und eilte von ihr fort in den entferntesten Theil des Gartens. Anna folgte ihr nicht; sie streute die letzten Futterkörner für die ängstlich aufflatternden Vögel aus der geleerten Schaale und setzte sich dann besorgt, aber geduldig wartend auf die Bank.

Als ihre Mutter zu ihr zurückkam und sich in düsterm Schweigen neben ihr niederließ, begann sie leise: „Ich hätte dir es verschweigen können; aber ich wollte nicht ohne dein Wissen in ein Haus gehen, wo ich Jemanden treffe, der diesen Namen trägt."

„Das sollst du auch nicht — nimmermehr!"

„Sage mir, wie ich es vermeiden soll, Mama."

„Das ist einfach — du gehst nicht hin. Kannst du daran denken, Anna, einem Menschen entgegenzutreten, der sich von dem Ruin deiner Mutter bereichert hat? der in den Schätzen schwelgt, die dir und deinem unglücklichen Bruder hätten zufallen müssen?"

„Ich gestehe, liebe Mutter, daß es auch für mich ein peinlicher Gedanke ist, einem Manne dieses Namens zu begegnen. Aber es ist ja nicht derselbe, den du gekannt hast; und dieser ist es ja auch nicht, um dessentwillen dein Bruder dir zürnte; es ist —"

„Sein Sohn, natürlich!" fiel Frau Nagelmann, immer noch in der höchsten Aufregung ein. „Aber das ist das Gleiche: als Jener starb, wurde Dieser meines Bruders Liebling, und er ist es, der zu seinem großen väterlichen Vermögen auch noch den Reichthum deines Oheims erben wird."

„Geerbt hat," verbesserte Anna flüsternd.

„Was sagst du?“ fragte Frau Nagelmann zusammenfahrend. „Ist er — mein Bruder, meine ich —“

„Todt — ja — er ist vor zwei Monaten gestorben.“

„Oh, also aus — aus — alles zu Ende!“ seufzte ihre Mutter, das tödtlich blasse Gesicht mit beiden Händen verhüllend.

Anna blieb ihr eine Weile schweigend zur Seite, bis sie endlich, einen Arm um sie schlingend, leise sagte: „Arme Mama, für dich war er schon lange todt.“

„Ja, lange — viele harte, schwere Jahre. ... Also er hat die letzte Ruhe gefunden, — und ich? ... Aber weshalb von mir und meinem Elende sprechen? Es ist nutzlos, nein, schlimmer als das; es öffnet alle die bittern Quellen des Hasses und der Reue in mir, die ich so mühsam verschloß. Die Vergangenheit ist ein Todtenfeld, die Gegenwart eine jammervolle Oede, und die Zukunft hoffnungslos. Schweigen wir von mir, Kind; es ist nicht gut, ein Grab zu öffnen.“

„Wir wollen auch anderes thun, Mama, sobald wir einen Entschluß über das gefaßt haben, was mir obliegt. Frau v. Sendenhorst hat mir ein wunderschönes Buch geliehen, einen Band von Pfeffel's prosaischen Versuchen. Es sollen die lieblichsten Erzählungen sein, und ich lese dir daraus vor, sobald du bestimmt hast, was ich zu thun und zu lassen habe.“

„Sobald ich das bestimmt habe? ... Sprich aufrichtig, Anna, hast nicht du selbst es schon bestimmt?“ fragte ihre Mutter, nicht ohne Bitterkeit.

„Wenn ich den Eingebungen meines empörten Gefühls hätte Folge leisten wollen, liebe Mutter, so würde ich am Donnerstag-Abend meinen gütigen Wohlthätern gesagt haben: so lange dieser Mann euer Haus bewohnt, wird mein Fuß seine Schwelle nicht überschreiten. Aber im Bewußtsein des vielen Guten, welches ich ihrem uneigennützigen Wohlwollen verdanke, bezwang ich mich, und auf das freundliche Drängen

des Obersten, der meinen Vorwand, daß ich zu stören fürchte, nicht gelten lassen wollte, versprach ich sogar endlich, morgen zu kommen. Du aber, Mütterchen, bist mir ja ungleich näher und theuerer, als selbst diese lieben Menschen, abgesehen davon, daß dein Befehl, Ravenschlag für jetzt zu meiden, mit meinen eigenen Wünschen übereinstimmen würde; sage du also, was ich thun soll."

„Hingehen sollst du, mein Kind, hingehen!" rief die Frau jetzt mit derselben Energie aus, mit welcher sie vor wenigen Minuten das Gegentheil gefordert hatte. „Warum solltest du auch nicht? Nicht du hast dich vor diesem Menschen zu scheuen, wohl aber muß er das vor dir, vor uns. Ich könnte keinen Kampf mit diesen alten Feinden mehr aufnehmen; meine Stärke ist gebrochen, ich kenne nur noch machtlose Bitterkeit, furchtsame Scheu. In dir lebt die frische Kraft der Jugend, die Unerschrockenheit einer ungebeugten Seele. Tritt ihm gegenüber, der dein Erbfeind ist. Du darfst das Auge nicht vor ihm niederschlagen, wohl aber sollte er es vor dir!"

Anna war nicht, wie ihre Mutter, der Ansicht, daß ihr und den Ihrigen ein Unrecht durch den jungen Steinwerth oder dessen Vater zugefügt worden sei; und wenngleich sie wußte, daß der ältere Paul Steinwerth theilweise die Veranlassung zu dem spätern Unglücke ihrer Mutter gegeben hatte, so maß sie ihm doch keine darauf bezügliche Schuld bei. Weil sie aber überzeugt war, daß ein Versuch, das härtere Urtheil ihrer Mutter über diese Angelegenheit zu mildern, kein anderes Resultat haben würde, als die unglückliche Frau von neuem aufzuregen, ja zu verbittern, so begnügte sie sich mit der einfachen, ruhigen Versicherung, daß sie ihr Benehmen gegen den Gast der Familie in Ravenschlag so einrichten werde, daß ihre gute Mama, wenn sie selbst es überwachen könnte, völlig zufrieden damit sein würde.

V.

Zu derselben Zeit wurde in der nahen Klosterkirche der sonntägliche Abendgottesdienst gefeiert — der Segen, wie er im Volksmunde heißt. Die kleine Kirche war nur mäßig gefüllt, und die Beter gehörten meist dem höhern Alter an, weil die jüngern Gemeindemitglieder sich vorzugsweise an dem Nachmittagsgottesdienste in der Hauptkirche zu betheiligen pflegten.

Nicht weit von dem hintern Eingange kniete eine Frau und betete mit großer Inbrunst. Als der Schlußsegen ertheilt war, als die letzten Töne der Orgel verklungen waren, und die Kirche sich geleert hatte bis auf den dienenden Bruder, welcher die Kerzen löschte und die aufgeschlagenen Pulte im Chor niederklappte, lag die Frau noch auf den Knieen. Fern im Kreuzgange verhallten die Schritte und Stimmen der Mönche, die sich in das Refectorium begaben. Sie achtete nicht darauf; Zeit und Raum waren für sie nicht vorhanden; sie war allein mit ihrem Unglück. Endlich näherte der Frater sich ihr und machte ihr bemerklich, daß er die Kirche schließen müsse. Sie fuhr zusammen, blickte verstört umher und stammelte eine kaum halb verständliche Entschuldigung; dann wankte sie dem Eingange zu, tastete mit zitternder Hand nach dem Weihkessel und verließ seufzend und widerstrebend das Gotteshaus. Denn, war es eine bittere Stunde, welche sie hier zugebracht hatte, so wußte sie, daß sie noch schwereren entgegenging.

Als sie einige Schritte gemacht hatte, fuhr sie zurück; sie hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen, so erschrocken war sie. Hinter einem Pfeiler, wo er sich verborgen hatte, trat ein junger Mensch hervor und schloß sich ihr an. Es war Reiner

Nagelmann, der sie, als er ihre Furcht bemerkte, zu beruhigen suchte. „Erschreckt doch nicht, Frau Brunloo,“ sagte er lebhafter und freundlicher als gewöhnlich. „Ich war auch in der Kirche und habe auf Euch gewartet, um Euch nach Hause zu begleiten.“

„Ach, das sollten sie doch lieber nicht thun, Herr Nagelmann,“ versetzte die Frau bittend. „Sie wissen, die Ihrigen sehen es nicht gern.“

„Ach was, danach frage ich nicht! Zudem wissen sie es nicht und brauchen es auch nicht zu erfahren. Ich bin ja kein Kind mehr, das von jedem seiner Schritte Rechenschaft zu geben hätte.“

„Das Kind Ihrer Eltern sind Sie allerdings noch, und ihnen auch Gehorsam schuldig,“ beharrte die Frau. „Gehen Sie lieber nicht mit mir.“

„Ich will aber! Warum sollte ich nicht?“ versetzte Reiner mit ungezogenem Eigensinn. „Oder habt Ihr was dagegen, Frau Brunloo?“

„Ja, Herr Nagelmann,“ sagte die Frau, all' ihren Muth zusammenraffend. „Wenn Sie mich so geradeaus fragen, will ich auch geradeaus antworten. Ich habe viel dagegen, und Sie wissen es auch wohl.“

„Nein, ich weiß es nicht,“ widersprach Reiner verdrießlich; „das heißt, ich weiß wohl, daß Ihr mich mit keinem guten Auge anseht und mir die Thüre weisen möchtet, so oft ich zu Euch in's Haus komme. Was Ihr aber eigentlich gegen mich habt, das begreife ich durchaus nicht; Ihr könnt doch unmöglich denken, daß ich ein schlechter Umgang für die Euerigen bin.“

Sie hatte die Lippen schon geöffnet, um ihm zu antworten, daß sie nicht dieses, sondern das Gegentheil denke, daß nämlich die Ihrigen ein schlechter Umgang für ihn seien; aber erschrocken hielt sie das Wort zurück und war so bestürzt

über die beinahe begangene Unvorsichtigkeit, daß sie völlig stumm blieb.

„Nun, würdigt Ihr mich keiner Antwort?“ fragte Reiner gereizt.

„Sie können so wunderliche Dinge aufstellen, Herr Nagelmann,“ erwiderte sie, sich sammelnd, „daß man kaum weiß, was man darauf sagen soll. Wem könnte es in den Sinn kommen, zu denken, daß Sie meine Leute verführen sollten? Man hat noch nie etwas Schlechtes von Ihnen gehört, und Sie sind guter Leute Kind. Aber das Letztere ist es ja eben. Man könnte uns nachsagen, daß wir Sie anlockten und in einen Umgang zögen, der nicht für Ihren Stand passe. Weil ich nun weiß, daß Ihre Eltern wirklich so denken, daß sie glauben, es sei besser für Sie, mit Ihres Gleichen umzugehen, als mit so geringen Leuten, wie wir sind, so wäre es mir lieb, wenn Sie ihnen folgten und unser Haus nicht mehr besuchten.“

„Ich will aber meinem eigenen Sinne folgen!“ trotzte der verkehrte Bursche. Die Frau sah ein, daß ihr keine Wahl blieb; sie mußte sich seine Begleitung gefallen lassen, weil sie dieselbe nur dadurch hintertreiben konnte, daß sie ihm ein Vertrauen bewies, welches höchst gefährlich für sie werden konnte. Zu Letzterm gebrach es ihr an Muth, und so ergab sie sich darein, ihn mit nach ihrem Hause gehen zu sehen.

„Da geht der junge Nagelmann mit Frau Brunloo in’s Haus,“ sagte einer der Nachbaren zum andern, als die Frau mit ihrem aufgedrungenen Gaste in die Schmiede trat. „Das will mir nicht gefallen.“

„Mir auch nicht, Bauhaus,“ sagte Meister Wennig, der Schuster, zu Meister Bauhaus, dem Schreiner. „Es ist nicht erlaubt, daß sie den Jungen so anholen.“

„Nein, gewiß nicht; aber wenn was Ordentliches an ihm wäre, würden sie’s auch nicht fertig bringen.“

„Wer weiß; solches Volk kann dem Teufel ein Bein abschwätzen.“

„Wohl wahr, Nachbar; aber wenn der junge Mensch Ehre und Reputation im Leibe hätte, würde er sich schämen, mit dem Gesindel umzugehen.“

„Sicher, sicher; aber der erbt seines Vaters Nachlaß — es sitzt kein Charakter drin und keine Courage. Das schleppt und schlendert den ganzen Tag von einer Gasse in die andere und führt partout nichts aus; so hat der Alte es auch gemacht in seinen Jahren! Aber was ist daraus geworden?“

„Nichts Gutes, Wennig, das ist klar zu sehen. Sein schönes Erbe hat er durchgebracht und all das unmenschlich viele Geld von seiner Frau. Und doch war's noch ein ganz anderer Kerl als sein Sohn. Er ging wenigstens ordentlich in die Schule und hat's zum Doctor in den Rechten gebracht; aber der Junge, der lernt in der Welt Gottes nichts, gar nichts.“

„Er lernt Schlimmeres als nichts, Bauhaus,“ sagte der Schuster halb leise; „er lernt Schlechtigkeit, da, bei der Compagnie.“ Er deutete verstohlen nach der Schmiede.

„Was Gutes hört und sieht er da sicherlich nicht,“ meinte der Schreinermeister. „Es ist curioses Volk, das Teufelschmiedchen und die Andern. Liegen mehr als den halben Tag in den Betten und arbeiten die ganze Nacht durch, wenn andere ehrliche Christenmenschen schlafen. Der Nachtwächter Koppmann hat mir erzählt, daß er die ganze vorige Woche hindurch bis gegen zwei, drei Uhr des Morgens das Licht in der Schmiede hat durch die Fensterläden schimmern sehen, und der Blasebalg hat gesaust, und ist das ein Hämmern auf den Ambos gewesen, als könnten sie die Arbeit gar nicht fertig kriegen.“

„Ja, und man sieht gar nicht, daß sie besonders was von fertiger Arbeit abliefern; es ist nicht so viel, daß sie das

trockene Brod davon haben können. Die paar Spaten und Nägel, die sie verkaufen, können's doch nicht thun, — und sie leben gut, viel besser als Unsereins."

„Das will ich meinen, Nachbar! Ich hätte nichts dagegen, wenn meine Frau Sonntags so gut kochte, wie die Brunloo alle Tage; aber wir können's nicht. Weiß der Kuckuk, wie die's anfangen!"

„Gott mag's wissen, aber rechtschaffen kann's nicht zugehen. Es ist auch curios, daß man kaum alle Jubeljahre ein Mal eine kleine Fuhre Kohlen bei ihnen abladen sieht; ein Schmied, der nur halbwegs Arbeit hätte, müßte zehn Mal mehr brauchen als sie."

„Ach, wie das zugeht, das weiß man ja!" sagte der Schreiner lachend. „Umsonst heißt der junge Baas nicht der Brahmschmied. Wenn das Feuer früh bei ihnen ausgeht, können die Bauern daran glauben; dann ist des andern Morgens ein Brahm*)-Kamp abgehackt, so wahr die Sonne am Himmel steht, — und die Büsche liegen in Brunloo's Schuppen."

„Ja, ja, das weiß ich schon. Als Schulze Blecking sich vor Ostern neue Stiefel bei mir anmessen ließ, sagte er, daß es keinen Hof auf drei Stunden in der Runde gäbe, wo nicht binnen einem Jahre aller Brahm gestohlen worden wäre. Das Gras hält sich im Winter so gut unter den Brahmbüschen, und sie treiben, wenn's früh im Jahre hier und da 'nen schönen Tag gibt, die Schafe so gern 'mal drüber; aber nicht ein Bauer hat's vorigen Winter gekonnt."

„Es wundert mich, daß die Bauern sich das so ruhig gefallen lassen."

„Sie haben's dem Brahmschmied noch nie recht beweisen können, daß er der Dieb ist; und dann hat auch Jeder Angst vor dem Teufelschmiedchen."

*) Ginster.

„Das ist's wohl, Nachbar, und unter uns gesagt, — ich halte blutwenig auf die Leute, aber verderben möchte ich es auch nicht mit ihnen. Ich glaube nicht, daß sie umsonst des Nachts arbeiten; ich fürchte, es hilft ihnen da Einer, der das Tageslicht scheut.“

„Denkt Ihr an einen Falschmünzer?“ fragte der Schuster leise und scheu um sich blickend.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll; aber Falschmünzerei können sie kaum treiben — wo bliebe das neue Geld? Sie bezahlen immer baar, aber in alten Sorten. Nein, ich denke, sie haben einen Gesellen, noch schwärzer als das Teufelschmiedchen, und der bringt auch die Hitze mit, die in den paar dünnen Brahmbüschen nicht stecken kann, und von dem kommt auch das reichliche Einkommen, was sie aus den paar Nägeln und Schüppen nun und nimmermehr lösen.“

„Es gruselt Einem bei hellem Tage, wenn man Euch so sprechen hört, Nachbar; aber Recht mögt Ihr wohl haben. Ich kann's nur nicht glauben von der Frau. Die versäumt keine Messe nnd keinen Segen, wenn die Andern sie nur gehen lassen.“

„Ach, die arme Seele! Sie war in ihrer Jugend ein braves Mädchen, ein armes, elternloses Kind. Wenn sie es nicht um eine gute Versorgung gethan hätte, würde sie einen so widerlichen Menschen, wie den Brahmschmied, nicht genommen haben.“

„St — da kommt sie. Sie trägt einen Krug und eine Flasche; sie schicken sie gewiß, um Bier und Branntwein zu holen.“

„Ohne Zweifel; das wird da im Hause wieder ein schöner Abend werden! Ich möchte das Fluchen und Schwören nicht anhören, welches dort beim Kartenspiel laut werden wird.“

„Ich auch nicht; für alles Geld in der Welt nicht. Ich mag nicht ein Mal weiter daran denken, Nachbar; wir wollen

lieber nach dem Brauhaus gehen und eine Partie Kegel schieben."

„Ja, ich will meinen Hut holen und meiner Frau Bescheid sagen; wir müssen uns eilen."

In des Brahmschmieds Hinterstube saßen wirklich, wie die beiden Nachbaren vermutheten, das Teufelschmiedchen mit Sohn und Enkel sammt dem jungen Nagelmann am Tische und handhabten eifrig ein schmutziges Kartenspiel, sich laut und lärmend dabei über Gewinn und Verlust unterhaltend. Der Friede zwischen dem Gaste und seinen unholden Wirthen schien hergestellt, und Keiner war um so besser gelaunt, als er, vielleicht nicht ohne Zuthun seiner Partner, im Spiele fast immer gewann. Kein Bedenken über das Unstatthafte seines Treibens, kein Gewissensbiß über seinen Ungehorsam gegen seine Eltern schien den jungen Mann in seinem zweifelhaften Vergnügen zu stören, und als die von der Frau des Brahmschmieds herbeigeholten Getränke ihre Wirkung zu äußern begannen, war er der Ausgelassenste der ganzen Gesellschaft.

VI.

Der Oberst v. Sendenhorst betrat die St. Nepomuks-Brücke, überblickte sie und den Weg, der von der Waldhöhe herniederführte, und ein leichter Schatten flog über sein gutes Gesicht. „Hm, hm!" murmelte er; „wenn sie die Zeit richtig einhalten wollte, müßte sie schon aus den Tannen heraus sein. Sie braucht mehr als eine Minute, um von dort bis auf die Brücke zu kommen, und" — er zog die Uhr, die er aus der Tasche genommen hatte, bedächtig zu Rathe — „es sind noch genau ein und zwanzig Minuten vor Sechs."

„Ist es ein Verstoß gegen das Dienstreglement, wenn ein Recrut sich eine Minute vor der befohlenen Zeit meldet?" fragte eine helle Stimme, und Anna trat an der entgegengesetzten Seite der Brücke hinter einem Erlenstrauch hervor, hinter welchem sie sich niedergekauert hatte.

„Ei, da bist du ja, kleiner Flachsfink," rief froh ihr alter Freund. „Guten Abend, Kind; du kommst buchstäblich wie der alte Ziethen aus dem Busch."

Anna erwiderte den Gruß und wechselte einen herzlichen Händedruck mit dem Obersten. „Sie haben mir aber meine Frage nicht beantwortet," sagte sie dann.

„Sollst Antwort haben, Mädchen, gewiß. Nein, das ist kein Fehler; im Gegentheil, das ist löblicher Diensteifer. Nun aber komm; meine Frau freut sich alle Mal auf dich und deine Blumen. ... Aber dies Mal hast du ja keine, Finkchen!" setzte er mit einem Blick auf ihre leeren Hände hinzu.

„Die wilden Rosen sind bereits verblüht, und die wenigen andern Blumen, die ich im Walde fand, schienen mir zu schlecht für die gnädige Frau," versetzte Anna ein wenig schüchterner, als sie sonst zu sprechen pflegte. „Es ist solch eine Blüthenpracht in den Gärten von Ravenschlag, und ich dachte — ich dachte ...."

„Nichts Gescheidtes, mein Flachsfink. Du weißt ja, meine Frau macht nicht gern weite Spaziergänge; aber sie liebt Feldblumen sehr, und ich bin überzeugt, daß der gewohnte Strauß aus deiner Hand ihr heute Abend fehlen wird."

„Dem kann noch abgeholfen werden!" rief Anna freudig; und ganz so, wie sie es neulich an der Seite ihres Vaters im Walde gemacht hatte, trieb sie es jetzt im Felde an der Seite des Obersten. Ohne ihr harmloses Geplauder mit ihm zu unterbrechen, und ohne ihn im Weitergehen aufzuhalten, schwärmte sie rechts und links vom Wege ab, von Feldern und Rainen alles sammelnd, was ihrem Zwecke dienen konnte.

Die Blicke des Obersten folgten ihr mit väterlichem Antheil, und als sie endlich, nachdem sie ihre Aufgabe vollendet hatte, ruhig neben ihm her ging, sagte er, ihr freundlich auf die Schulter klopfend: „Anstellig bist du, mein Flachsfink; ich hätte kaum geglaubt, als ich dich die unscheinbaren Dingerchen pflücken sah, daß ein so schönes Bouquet daraus werden könne. Wie hast du es nur angefangen?"

„Es ist nicht schwer, Herr Oberst; wenn man nur von den kleinern Blumen so viele sammelt, daß sie vereint eine Art Gruppe oder Dolde bilden, und dann die Farben richtig zusammenstellt, wird der Strauß von selbst schon hübsch."

„Und wer hat dich das gelehrt, Anna?"

„Gelehrt?" fragte sie erstaunt. „Muß man denn das lernen? Dann waren meine Augen meine Lehrmeister; die sagen mir mit Bestimmtheit, daß die dunkelblaue Wicke neben der blaßrothen Winde, das Stiefmütterchen neben der Wiesenhyacinthe oder der wilden Ranunkel ihren Platz haben, und daß diese sich in ihrem gelben Röckchen neben dem Feuermohn schlecht ausnehmen würde."

„So, so; eine Art Wissenschaft ist's also doch, und du handelst dabei so einigermaßen nach Regeln, wenn du sie auch nicht ausdrücklich festgestellt hast. Es ist wirklich schade, daß aus dir ein Mädchen geworden ist, Flachsfink; denn es geht in dir ein prächtiger Soldat verloren."

„Sie denken, Herr Oberst," meinte Anna lachend, „ich hätte just das Zeug dazu, um tüchtig gedrillt zu werden."

„Hör' Einer, was für Ausdrücke sie braucht!" rief der alte Soldat schmunzelnd. „»Just das Zeug dazu, um gedrillt zu werden!« Sollte man nicht glauben, sie wäre unter lauter Militairs groß geworden? Ich begreife im Ernste nicht, Anna, wo du es her nimmst."

„Nicht, Herr Oberst?" fragte Anna schalkhaft. „Ich weiß dagegen ganz genau, wo ich es gelernt habe; es ist mir bloß

leid, daß ich für die nächste Zeit mein Licht werde unter den Scheffel stellen müssen."

„So? Ei, und weshalb denn?" meinte der Oberst in seinem kurzen Frageton.

„Ach, wegen des fremden Herrn in Ravenschlag," entgegnete sie mit einem kleinen Seufzer. „Ich darf doch der gnädigen Frau keine Unehre machen, und muß mich deshalb zusammen nehmen, um zu sprechen und zu handeln, wie es sich für ein großes, verständiges Mädchen paßt."

„Paßt? Was soll sich für dich passen, wenn nicht deine eigene Weise? Denkst du, es würde sich gut ausnehmen, wenn ein Flachsfink sich spreizt wie ein Pfau? Das Spreizen überlaß du der Cäcilie; die besorgt das schon ganz allein. Du magst getrost flattern und trillern wie ein Fink, wie du es dein Leben lang gewohnt warst."

„Dank für die gütige Erlaubniß," sagte sie wieder erheitert. „Und wenn ich sie benutze, bin ich des ritterlichen Schutzes des Herrn Obersten gewiß?"

„Wenn du ihn bedürfen solltest, natürlich. Ich glaube gar, du hast Angst vor unserm erhabenen Vetter aus Wetzlar. Den kannst du getrost meiner noblen Cousine überlassen; sie hat schon angefangen, ihn zu bearbeiten, ich weiß nicht, ob aus bloßer Langeweile, oder weil sie wirklich Gefallen an ihm findet."

Trotz der nicht bloß anscheinenden, sondern wirklichen Heiterkeit, mit welcher Anna die Unterhaltung mit dem Obersten geführt hatte, betrat sie das Gesellschaftszimmer in Ravenschlag mit innerm Widerstreben, und sie fühlte, daß sie sich kaum dazu hätte ermuthigen können, wäre ihr alter Freund ihr nicht zur Seite gewesen. Frau v. Sendenhorst nahm sie mit ihrer gewohnten Herzlichkeit auf; Cäcilie dagegen hatte bloß ein stummes Kopfnicken für sie, kaum höflicher, als sie

es einem Dienstboten gegönnt haben würde. Dem Obersten stieg die Zornesröthe in's Gesicht, und er unterdrückte den Vorwurf gegen seine Nichte, der sich über seine Lippen drängen wollte, nur deshalb, weil er seiner Frau und Anna das Peinliche einer „Scene“ zu ersparen wünschte.

Frau v. Sendenhorst saß am Theetische, mit ihrem Strickzeuge beschäftigt. Cäcilie hatte ihr gegenüber Platz genommen, und vor ihr auf dem Tische standen in zierlichen Körbchen und Kästchen die Erfordernisse zu einer sehr hübschen Handarbeit, welche ihre feinen, weißen Hände mit großer Geschicklichkeit förderten. Es war eine Stickerei von Goldfäden und sorgfältig präparirten, fein gezackten Fisch-Schuppen auf grünem Sammt, und der junge Mann, der neben ihr nachlässig über einen Stuhl lehnte, schien sich angenehm zu unterhalten, indem er zusah, wie unter ihren schlanken Fingern aus den einfachen Stoffen, deren sie sich bediente, so graciöse Ranken, Blätter und Blumen auf dem dunkeln Grunde sich bildeten. Anna sagte sich mit einer Empfindung, aus Beschämung und Bedauern gemischt, daß ihre rauhen Hände niemals ein so zierliches Werk würden hervorbringen können, — sie würde es gar nicht anzugreifen wissen; daß aber Fräulein Cäcilie sich bei dieser, so ganz für sie passenden Beschäftigung unbeschreiblich schön und vornehm ausnehme. In ihre Beschämung und ihr Bedauern mischte sich ein bitteres Gefühl, das sie leider selbst für Mißgunst erklären mußte; und das Bewußtsein eines so häßlichen Fehlers vermehrte ihre Beklommenheit und ihr Unbehagen.

Die Stimme des Obersten gab ihr die Selbstbeherrschung wieder. „Nun muß ich ja wohl die Honneurs von Ravenschlag machen,“ sagte er mit seiner gewohnten Munterkeit, „und die Herrschaften einander vorstellen. Mein Kind, dies ist unser werther Gast, Herr Steinwerth aus Wetzlar; und

hier, Neffe Paul, sehen Sie den Liebling Ihrer Tante, Fräulein Anna Nagelmann aus Rauhenhorst."

Theils absichtlich, theils, weil sie von Frau v. Sendenhorst in Anspruch genommen war, hatte Anna bisher noch mit keinem Blicke nach dem Fremden hingesehen; als sie sich jetzt nach ihm umwandte, richtete er sich aus seiner gebückten Stellung zu voller Höhe auf, und sie sah ein Gesicht und eine Gestalt vor sich, so schön, so stolz und so — abstoßend, wie sie nur ein Mal etwas Aehnliches gesehen zu haben glaubte. Zug für Zug glich er dem Bilde in dem alten Schreibtische ihres elterlichen Hauses. Rein in der Form, geistvoll im Ausdrucke, aber auch hochmüthig und hart war dieses Gesicht wie kein anderes; und jede Linie schien dem Bildniß des Mannes entnommen, der ihrer Mutter einst so viel Furcht und Abscheu eingeflößt hatte, und dessen sie noch jetzt mit einer Mischung von Angst und Haß gedachte.

Sein Benehmen gegen Anna war noch weniger einnehmend als seine strengen Züge; aber es hatte das Gute, daß es ihren Stolz wach rief und dadurch ihrer Haltung eine Sicherheit verlieh, welche ihr alter Freund, der Oberst, mit wohlgefälliger Verwunderung wahrnahm. Als Paul Steinwerth sich gegen sie verbeugte, nicht leicht, sondern steif, und doch so flüchtig, als sei es ihm nicht der Mühe werth, auf diese ihm aufgenöthigte Höflichkeit auch nur einen Augenblick seiner Zeit zu verwenden, erwiderte sie den Gruß mit einer ruhigen, gemessenen Verneigung, während ihr Auge ernst und selbstbewußt auf seinen Zügen ruhte. Dieser klare, stille Blick berührte ihn unangenehm, vielleicht weil er ihm zum Bewußtsein brachte, daß das Auftreten des jungen, augenscheinlich in dürftigen Verhältnissen lebenden Mädchens würdiger als sein eigenes sei, während ihm gleichzeitig die seltene Lieblichkeit ihres Gesichtes mit den großen, dunkeln Augen und dem schönen, echt blonden Haare auffiel.

„Glauben Sie nicht, Herr Steinwerth,“ fragte Cäcilie, den schönen, dunkeln Kopf nach ihm umwendend, „daß dieser Blumenzweig etwas schwerfällig wird? Wäre es nicht besser, ihn wieder aufzutrennen?“

Anna hatte sich auf einen einladenden Wink der Frau Oberst an deren Seite niedergelassen und erstattete ihr halblaut Bericht von dem Ergehen ihrer Eltern, von den kleinen Erlebnissen der letzten Tage und dem heute Abend zurückgelegten Wege, während der Oberst seine Nichte fragte: „Ei was, Cäcilie, wie bist du denn auf ein Mal so unsicher geworden, daß du bei deiner Arbeit Rath brauchst? Du verstehst es doch sonst, allein fertig zu werden.“

„Wenn ich muß, lieber Onkel, freilich; lieber aber ist es mir, wenn ich einer bessern Einsicht als meiner eigenen vertrauen kann.“

„Einer bessern Einsicht? Weißt du wohl, meine Charmante, daß du da eine Schmeichelei und eine Grobheit in einem Athem sagst?“

„Sie irren, lieber Onkel; ich habe keins von beiden beabsichtigt.“

„Dann hast du dich einer Gedankenlosigkeit schuldig gemacht, Fräulein Nichte,“ bemerkte der alte Herr, schon wärmer werdend; „du hast meine und deiner Tante Einsicht —“

Anna beging hier eine absichtliche Unhöflichkeit. Sie unterbrach ihn in seiner Rede, indem sie mit einem kleinen Präsentirteller, welchen sie rasch der Frau Oberst abgenommen hatte, zu ihm trat und angelegentlich sagte: „Die gnädige Frau sagt mir eben, daß sie heute eine Probe von einem besonders gerühmten Thee erhalten hat; der Herr Oberst werden also ersucht, seine Tasse noch warm und mit gutem Bedacht zu schlürfen, damit Sie ein wohlbegründetes Urtheil über die Güte und den Wohlgeschmack der neuen Sorte abgeben können.“

Der alte Herr sah rasch und etwas unwirsch zu ihr auf. „Weißt du wohl, Fink,“ fragte er ein wenig verdrießlich, „daß ein Recrut einen Vorgesetzten beim Verlesen eines Tagesbefehls nicht unterbrechen darf?“

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ erwiderte sie ernsthaft. „Ich glaubte jedoch, daß eine Ordonnanz verpflichtet sei, eine dringende Meldung ohne Aufschub auszurichten.“

Sein kleiner Aerger verflüchtigte sich vor ihrem Scherzwort; er nahm ihr die Tasse ab, und das gute Vernehmen in dem kleinen Kreise war wieder hergestellt. Das Gespräch wurde allgemein und belebte sich. Cäcilie gab sich sanfter und theilnehmender, als Anna sie je gesehen, und da sie einen tüchtigen natürlichen Verstand hatte und gut unterrichtet war, konnte sie, sobald es ihr gefiel, wohl das Ihrige zu einer anziehenden Unterhaltung beitragen.

Der Gast hatte Universitätsstudien und bedeutende Reisen gemacht und die Bildungsmittel, welche beide bieten, wohl benutzt. So hörte Anna an diesem Abende manches, was ihr durchaus neu erschien; und obgleich es klar war, daß Steinwerth, bei der vollkommensten Höflichkeit gegen seine ältern Verwandten und einer verbindlichen Aufmerksamkeit gegen Cäcilie, sich keine besondere Mühe gab, einen angenehmen Eindruck zu machen, so gaben doch der Ernst und die Wärme seines Wesens jedem Worte, welches er sprach, eine Bedeutung, welche es schwerlich in einem andern Munde hätte beanspruchen dürfen. Beide jedoch, er sowohl wie Cäcilie, schienen jeder Wahrnehmungskraft für Anna's Anwesenheit zu ermangeln; sie richteten nie das Wort an sie und überhörten geflissentlich, was sie sagte. Sie würde sich in Folge dessen in einer peinlichen Lage befunden haben, hätte nicht die Frau Oberst ihre mütterliche Güte gegen sie verdoppelt, und ihr Gemahl seinen Liebling mit besonderer Herzlichkeit ausgezeichnet. So verging ihr der Abend trotz mancher

schmerzlichen, und zum Theil auch unwilligen Aufwallung, die sie nur mit Mühe zu beherrschen vermochte, gleichwohl schnell und interessant; und doch — sie, die sich sonst nie ohne Bedauern von Ravenschlag getrennt hatte, war froh, als sie an der Seite der alten Dora endlich durch das Gitterthor schritt. Sie hatte aber den festen Vorsatz gefaßt, ihrer Mutter das Unangenehme in den Erlebnissen des verflossenen Abends zu verschweigen, ihr dagegen die Versicherung zu geben, daß sie sich vollkommen fähig fühle, dem jüngern Steinwerth ohne ängstliche Scheu und mit dem Gefühle voller Gleichberechtigung gegenüber zu stehen, „trotz seines Reichthums und Stolzes, trotz seiner großen Reisen und seiner Gelehrsamkeit". Trotz lag wohl auch ein wenig in diesem Gedanken, und als sie innerlich den Entschluß aussprach, richtete sie sich stramm in die Höhe, trat sie ungewönlich fest auf und krümmte zum ersten Male in ihrem Leben die feine Oberlippe mit dem Ausdrucke fast zürnenden Stolzes.

VII.

Auf dem Markte in Rauhenhorst standen die Bürger in Gruppen bei einander und besprachen in großer Aufregung ein Ereigniß, ernst und wichtig genug, um die Bewohner solch einer kleinen Stadt in Spannung und Furcht zu versetzen. Zwei Stunden von Rauhenhorst entfernt lag ein großer Bauernhof, dessen Besitz vor einigen Jahren von dem frühern Eigenthümer an seinen ältesten Sohn abgetreten worden war. Der alte Bauer hatte seitdem, der Landessitte gemäß, die Leibzucht bezogen, d. h. er wohnte mit seiner Frau und einer unverheiratheten Tochter in einem kleinern, im Bereiche des Hofes erbauten Hause, zu dem ein Garten, eine Wiese und einige Feldstücke gehörten, welche durch seines Sohnes Knechte

und Pferde für ihn bebaut werden mußten; und außerdem hatte der jetzige Schulze Schlüsing seinen Eltern jährlich in zwei bestimmten Terminen eine gewisse Summe Geldes und ein Quantum Getreide zu entrichten, was alles durch einen notariellen Act genau bestimmt war.

Der Schlüsinger Hof war einer der reichsten in der Gegend. Seine Besitzer, der frühere sowohl als der jetzige, waren weit und breit als rechtliche, mäßige und arbeitsame Leute bekannt, und die Frau des alten Schulzen galt als „sehr genau", ein Begriff, der fast an den des Geizes streift. Außer der bei ihnen lebenden Tochter und dem jetzigen Hofschulzen hatten die alten Leute nur noch einen Sohn, der, von seinem ältern Bruder durch eine mäßige Summe abgefunden, auf einem benachbarten Colonat verheirathet und, gleich seinen übrigen Verwandten, ein schlichter, einfacher Mensch war, fleißig und häuslich, in den Büchern — wie das Volk es ausdrückt — so weit gelehrt, daß er sein Gebetbuch und seine Hauspostille lesen und zur Nothdurft einen Brief oder eine Rechnung schreiben konnte. Somit mochten die Kosten, die der alte Schulze für die Erziehung und die Ausstattung seiner Kinder gehabt hatte, eben nicht groß gewesen sein.

Aus allem diesem zog man in der Umgegend nicht mit Unrecht den Schluß, daß die alte Schulzin aus dem großen Hause eine wohl gefüllte Sparbüchse mit auf die Leibzucht genommen habe, daß die Aussteuer für ihre Tochter, welche sie in ihren Truhen und Schränken verwahrte, nicht bloß reich an Linnen sei, sondern sogar schweres Silberzeug enthalte, und daß kein Jahr vergehe, ohne daß sie noch manchen Kronthaler auf die Kante lege.

Der alte Schulze hatte die Gewohnheit, jeden Morgen, ehe er auf seinen Acker ging, im Hause seines Sohnes einzusprechen, sich an der Ecke des Herdes niederzulassen, seine kurze Pfeife anzuzünden und sich dann einige Minuten in

der trockenen, abgebrochenen Weise, welche die meisten Unterhaltungen der Bauern kennzeichnet, mit seiner Schwiegertochter zu besprechen. Dieser Brauch stand so fest bei ihm, daß, als er an dem Morgen des Tages, von welchem eben die Rede ist, zur gewohnten Stunde nicht erschien, die junge Frau Schlüsing sich erstaunt, ja besorgt über sein Ausbleiben äußerte.

„Macht Euch keine Sorge," meinte die Magd; „wenn der alte Schulze krank wäre, würde entweder die Frau oder die Tochter gekommen sein, um es zu sagen."

„Sie können vielleicht nicht abkommen," versetzte die Frau. „Ich will eben hinüber gehen, um selbst nachzusehen; es ist ja nur ein Sprung."

Sie ging; aber es währte nur kurze Zeit, bis sie mit bleichem, entsetztem Gesichte wieder erschien, laut um Hülfe schreiend und dann mit ängstlicher Hast wieder zu der Wohnung ihrer Schwiegereltern zurückeilend.

Der von ihr vorgefundene Zustand des Hauses und seiner Bewohner rechtfertigte ihr Benehmen nur zu sehr. Sie hatte die Hausthüre und die Fensterläden trotz der vorgerückten Stunde noch fest verschlossen gefunden, und als man ungeachtet ihres Klopfens und Rufens weder öffnete noch eine Antwort gab, hatte sie in angstvoller Aufregung zu der Stallthüre eilen wollen, aber schon, ehe sie diese erreichte, einen andern Eingang in die Wohnung gefunden. Die Kammer zu ebener Erde, wo ihre Schwägerin schlief, war früher als Waschküche benutzt worden. Als man sie in eine Schlafstube umänderte, hatte man sich begnügt, die Wände neu zu tünchen und die Fliesen des Fußbodens durch Dielen zu ersetzen; dagegen hatte man nicht für nöthig gehalten, die in's Freie führende Thüre zu vermauern, sondern sich darauf beschränkt, sie, gleich dem Fenster, auszubessern. Diese Thüre stand jetzt offen; eine Scheibe zu oberst an dem dicht daneben befindlichen Fenster war eingedrückt, und vermuthlich war durch

diese Oeffnung die Hand hineingelangt, welche den Riegel am obern Ende der Thüre zurückgeschoben hatte. Das alte, verrostete Schloß schien mittels eines Brecheisens geöffnet zu sein, und in der Kammer selbst hatten die Eindringlinge noch übeler gehaust als an der Eingangsthüre. Die unglückliche Bewohnerin lag mit gebundenen Füßen, auf dem Rücken zusammengeschnürten Händen und mit einem starken Knebel im Munde auf ihrem Bette. Ihre Truhe war erbrochen, der Inhalt derselben herausgerissen; zum Theil lag er auf den Stühlen und auf dem Boden des Stübchens verstreut.

Mit einem Schreckensrufe eilte die Schulzin auf ihre Schwägerin zu, riß ihr den Knebel aus dem Munde und fragte, wie sie in diesen Zustand gekommen sei. Das arme Mädchen vermochte nicht zu antworten; sie konnte sich kaum so weit verständlich machen, daß sie zu trinken und losgebunden zu werden wünsche. Hastig willfahrte ihr die junge Bäuerin und stürzte dann in Todesangst nach der großen Stube, wo ihre Schwiegereltern schliefen.

Sie fand Beide in demselben Zustande, wie sie die Tochter gefunden hatte, die Frau auf dem Bette, den Mann auf dem Fußboden vor demselben liegend. Nachdem sie Beiden die gleichen Erleichterungen wie ihrer Schwägerin verschafft und vergebens versucht hatte, den an allen Gliedern erstarrten, halb bewußtlosen alten Mann neben seine Frau auf das Bett zu legen, war sie fortgeeilt, um die nöthige Hülfe herbei zu holen.

Als sie mit ihrem Manne und einer Magd, mit einigen Stärkungsmitteln versehen, zurückkehrte, gelang es ihnen bald, Lisbeth, die Tochter des alten Schulzen, so weit zu kräftigen und zu beruhigen, daß sie eine verständliche Auskunft über ihre nächtlichen Erlebnisse zu geben vermochte. Sie erzählte, daß sie durch ein seltsames Geräusch an der Außenthüre erwacht sei und einen Todesschrecken darüber gehabt habe.

An Diebe hätte sie nicht gedacht, sonst würde sie wohl aufgesprungen sein und den Vater herbeigerufen haben, damit sie sich vereint hätten wehren können. Vor lebendigen Menschen habe sie nie Furcht gehabt, wohl aber vor Gespenstern; als sie nun das wunderliche Geräusch gehört und die Angst ihr so schwer in den Gliedern gelegen, habe sie nicht anders geglaubt, als die Nachtmahr (das Alpdrücken, welches der westfälische Bauer für die Wirkung eines gespenstischen Besuches hält) komme über sie. Da mit einem Male habe es ein Klirren, wie von zerbrochenem Glase gegeben; sie habe gehört, wie der Riegel an der Thüre zurückgestoßen worden wäre, und diese sei dann aufgesprungen. Während sie sich in Todesangst zu erheben versuchte, sei es plötzlich hell in der Kammer geworden. Vor ihrem Bette hätten zwei Kerle mit schwarzen Gesichtern, großen, feuerigen Mäulern und greulichen Augen gestanden; der Eine, groß und breitschulterig, habe sie festgehalten, der Andere, schmal und viel kleiner, habe sie geknebelt und gebunden. Dann hätten sie ihre Kiste erbrochen, darin umher gewühlt, was ihnen nicht diente, fortgeworfen, ihre besten Sachen aber, darunter ihr feines Tuchkleid und die Schachtel mit ihren Goldsachen und ihrem Spargelde, in ein Bündel gebunden und neben die Thüre gelegt. Sie habe das alles mit ansehen müssen, ohne sich zu regen, ohne einen Laut von sich geben zu können. Ihre Angst sei aber erst dann auf's höchste gestiegen, als sie die Schurken das Licht habe mitnehmen und durch die Küche in die große Stube, wo die Eltern schliefen, habe gehen hören. Dort seien sie lange, lange geblieben, und wie angestrengt sie auch gehorcht, habe sie doch kein Rufen oder Stöhnen aus der Stube der alten Leute, und überhaupt nur wenig Geräusch gehört. Als die beiden Kerle mit den entsetzlichen Gesichtern endlich wiedergekommen seien, habe der Große ein starkes Bündel, der Kleine die Blendlaterne getragen. Letzterer habe nun das in ihrer

Kammer zurecht gemachte Bündel aufgenommen, und dann seien Beide durch die erbrochene Thüre in's Freie hinausgetreten. Sie habe dann in der Stille der Nacht ihre sich entfernenden Schritte auf dem Wege durch den Garten und über den jenseits desselben liegenden Voßkamp gehört.

Die alte Bäuerin war durch die erlittene Angst und die ihr zugefügten Mißhandlungen so hart mitgenommen, daß sie den ganzen Tag hindurch ihr klares Bewußtsein nicht wieder erlangte. Der Schulze dagegen konnte schon bald nach seiner Befreiung von dem Knebel und den quälenden Stricken deutliche Auskunft über das Vorgefallene geben. Er war erst erwacht, als er sich bereits von zwei eisernen Fäusten festgehalten fühlte, während man bemüht war, ihm einen Knebel in den Mund zu stecken. Bei dem Lichte einer auf dem Boden stehenden Laterne sah er über sich die greulichen, schwarzen Gesichter, von denen er eine ähnliche Beschreibung wie seine Tochter gab. Trotz seines Alters war der Schulze noch ein entschlossener und ziemlich starker Mann, und so wehrte er sich verzweifelt gegen die beiden Unholde, welche ihn gepackt hielten. Es gelang ihm auch, sich aus dem Bette zu erheben; aber Jene waren ihrer Zwei, und er hatte den Nachtheil, im Schlafe überrumpelt und unbekleidet zu sein. Diesen letztern Umstand machte der Größere der Eindringlinge sich besonders dadurch zu Nutze, daß er dem alten Manne mit seinen nägelbeschlagenen Schuhen wiederholt auf die bloßen Füße trat. So wurde er endlich überwältigt und lag hülflos und gebunden am Boden. Seiner Frau, die über dem Kampfe erwacht war, hatten die Räuber nach dem ersten Laut des Entsetzens, den sie noch halb schlaftrunken ausstieß, Schweigen geboten und fortwährend die Drohung gegen sie wiederholt, sie und ihren Mann bei dem ersten Hülfeschrei, den sie ausstieße, kalt zu machen. Als sie dann gewagt, bloß um Erbarmen zu bitten, hatte der Kleine ihr einen solchen Schlag

in's Gesicht versetzt, daß der Schulze nachher keinen Laut mehr von ihr hörte und nicht wußte, ob sie lebte oder todt war. Er konnte bald auf Ersteres schließen, weil die Schurken, nachdem sie ihn überwältigt hatten, auch die alte Frau banden und knebelten.

Dann erbrachen sie Kisten und Schränke, nahmen zwei Stücke feine Tischleinewand, das goldene Kreuz und die goldenen Ringe der Schulzin, einen schweren Suppenlöffel, sechs Eßlöffel und ein Dutzend Kaffeelöffel von Silber, sowie einen leinenen Beutel mit hundertachtundsechszig Kronthalern an sich, hoben die Laterne vom Boden auf und gingen ihres Weges.

„Wie wißt Ihr aber, Vater," fragte der Hofschulze, „daß es das feine Tafelleinen ist, das sie mitgeschleppt haben?"

„Sie haben es rechter Hand aus dem großen Deckelkasten genommen; da hat es immer gelegen, seit es von der Bleiche kam. Sieh' nach, ob es nicht fort ist."

Es war, wie der Schulze sagte. Ueberhaupt schien der alte Mann während der Anwesenheit der Diebe keinen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren zu haben, denn alle seine Angaben erwiesen sich als durchaus zutreffend.

Sobald er sich von den erlittenen Unbilden leidlich erholt hatte, drang er darauf, daß sein Sohn nach Rauhenhorst gehe, zu dessen Gerichtssprengel der Schlüsinger Hof gehörte, um den Landrichter zu bitten, einen Assessor und einen Gerichtsschreiber — denn ohne einen solchen, das wisse er, gehe es nun einmal nicht — hinauszuschicken. Wenn der Herr es für nöthig hielte, solle er auch einen Gendarmen oder Polizeidiener mitschicken; aber sie sollten nur Alle sobald als möglich kommen, damit der Dieb sich nicht vorher aus dem Staube machen könne.

„Vater," fragte der Hofschulze erstaunt, „habt Ihr denn die Schufte gekannt, und wißt Ihr, wo sie sind?"

„Das geht dich nichts an," versetzte der Alte trocken. „Ob ich die Hallunken gekannt habe oder nicht, und ob ich weiß, wo sie sind oder nicht, das werde ich zur rechten Zeit dem rechten Manne sagen, aber keinem Andern, und auch keinen Augenblick früher."

Der Sohn wußte, daß eine Aenderung dieses Ausspruches nicht zu erlangen war, und ging nach der Stadt, um den Auftrag seines Vaters zu vollziehen. Auf seinen Bericht hatte der Landrichter, der ein Freund von außergewöhnlichen Ereignissen war, und dem in seiner einförmigen Amtsführung doch so selten eines aufstieß, es sich nicht nehmen lassen, selbst nach dem Schlüsinger Hof hinauszugehen. Sein Actuar sowie ein Polizeidiener und ein Gendarm begleiteten ihn.

Der Schulze und seine Tochter wiederholten vor dem Landrichter alles, was sie bereits dem Hofschulzen und seiner Frau erzählt hatten, und als der Landrichter dem Actuar die Aussagen Beider, welche in westfälischem Dialect gemacht wurden, in gutdeutscher Uebersetzung dictirte und dieser sie niederschrieb, sagte der Bauer halblaut zu seinem Sohne: „Siehst du? Das wußte ich schon; ohne Schreiberei geht es bei ihnen nicht ab. Sie können nichts beginnen ohne Feder und Tinte."

Auch der Zustand der erbrochenen Schränke und Truhen wurde besichtigt, und die Familie mußte angeben, was aus denselben geraubt worden. Als damit der Thatbestand endlich aufgenommen war, wandte der Richter sich an den alten Schulzen mit der Frage: „Und Ihr habt also gar keine Vermuthung darüber, Hofschulze, wer die Kerle sind, die Euch bestohlen haben?"

Zu seiner Ueberraschung erwiderte der alte Mann: „Ja, Herr Landrichter, das habe ich wohl. Ich glaube, ich habe den Einen erkannt."

„Ei, Mann, warum sagtet Ihr das denn nicht?" rief Staring, der Richter, in höchstem Erstaunen.

„Nun, ich dachte, der Herr Landrichter würde mich wohl danach fragen, wenn's die Zeit wäre."

„Ach was, Schulze, ich hätte geglaubt, gerade das würdet Ihr mir zuerst sagen. Aber so seid ihr Bauern: ihr laßt euch lieber jedes Wort aus den Zähnen reißen, als daß ihr nur eines aus freiem Antriebe sagtet. Ihr habt also den einen Schurken gekannt?"

„Ne, das habe ich nicht gesagt. Ich glaube aber, daß ich mir denken kann, Herr Landrichter, wer der Eine gewesen sein kann."

„Nun — wer kann es denn gewesen sein?"

„Bernd Wilgenkamp, Herr."

„Bernd Wilgenkamp? Woran habt Ihr ihn denn erkannt? Ihr sagtet doch, daß die Schurken die Gesichter geschwärzt hatten."

„Nein, schwarz gemacht hatten sie sich nicht; sie hatten falsche Gesichter vorgebunden, wie's das junge Volk wohl um Fastnacht thut."

„Nun? — und?"

„Das Ding verschob sich bei dem Einen, als ich mit ihm stritt, und der Hut fiel ihm ab. Da sah ich, daß er rothes Haar hatte; und die Backe, die ich zu sehen kriegte, war so voll Sommersprossen, wie ein Pudel voll Flöhe."

„Und rothes Haar und Sommersprossen hat auch Bernd Wilgenkamp?"

„Accurat, Herr, — das ist, was ich sagen wollte."

„Der Umstand allein reicht nicht hin, Bernd Wilgenkamp zu verdächtigen," sagte der Richter nachdenklich. „Es gibt mehr Füchse, als einen."

„Das ist gewiß, Herr Landrichter," stimmte der Bauer bei; „aber der Kerl war auch genau so groß und so breit in den Schultern, wie Bernd Wilgenkamp."

„Das ist allerdings ein Anhaltspunkt mehr," meinte Staring. „Indeß, wenn Ihr keine andern Gründe für Euern Verdacht anzugeben wißt, Hofschulze — nur auf das bis jetzt Besprochene hin möchte ich den Mann nicht gern verhaften lassen."

Der Hofschulze nickte zustimmend. „Ich auch nicht, Herr Landrichter," sagte er bedächtig, — „wenn er sonst ein ehrlicher Mensch wäre."

„Ah so — Ihr kennt ihn näher, und es ist nichts Gutes, was Ihr von ihm wißt?"

„Das ist es, was ich sagen wollte, Herr."

„So sprecht gerade heraus. Was könnt Ihr Schlimmes von ihm sagen?"

„Er hat bei meinem Hendrick gedient, bei dem Hofschulzen. Da hat er beim Dreschen und Wannen Korn gestohlen, im vorigen Winter. Ich habe, seit ich abgezogen bin, um die Zeit nichts zu thun, und da gehe und plaudere ich so auf dem Hof hin und her und hab' den Menschen ertappt. Mein Sohn und ich haben ihn vorgenommen, und wenn er hätte zu Kreuze kriechen, um Vergebung bitten und Besserung angeloben wollen, so hätte Hendrick ihn im Dienste behalten, weil er ein armer Teufel ist. Aber der Bengel war noch obstinat obendrein, und so hat er Lichtmeß abziehen müssen. Ehe er vom Hofe ging, ist er noch zu mir hier an's Haus gekommen, hat geschimpft und geflucht und mir alle Teufel aus der Hölle auf den Hals gewünscht. Er ist nicht eher gegangen, als bis ich mit meinem Eichenstock in die Thüre trat und drohte, ihm die Knochen entzwei zu schlagen, wenn er das Maul nicht hielte. Da hat er sich endlich getrollt; aber vom Wallhecken aus hat er mir noch zugerufen, es solle mir nichts geschenkt sein, und er wolle sich an mir bezahlt machen für alles, was ich ihm angethan hätte."

„Das ist allerdings gravirend für den Burschen," sagte der Landrichter ernst. „Habt Ihr Zeugen, Schulze, daß der Wilgenkamp diese Drohung gegen Euch ausgestoßen hat?"

„Meine Frau und Hendrick waren dabei, Herr, und der Großknecht muß auch jedes Wort gehört haben. Er kam vom Mistfahren und stand mit dem Wagen auf dem Hofe."

„Wohnt der Knecht noch bei Euch?" fragte Staring den Hofschulzen.

„Ja, Herr Landrichter; es ist Anton Rückert."

Der Mann wurde gerufen und bestätigte jedes Wort, welches der alte Bauer und die Seinigen über den Wilgenkamp aussagten.

„Nun, Herr Actuar," sagte Staring und rieb sich die Hände, als sei er erfreut über die glückliche Förderung eines angenehmen Geschäftes, „ich denke, das sind genügende Indicien, um in aller Form Rechtens einen Haftbefehl zu erlassen. Setzen Sie ihn auf, ich will ihn gleich unterschreiben. Und dann müssen Koppmann und Beckedahl sich aufmachen, um den Verbrecher aufzusuchen; haben wir den Einen erst, dann wird er schon dahin zu bringen sein, auch auf den Andern zu bekennen. Ihr habt gar keine Ahnung, Schulze, wer dieser Zweite gewesen sein kann?"

„Nein, Herr Landrichter; es war eine kleine, giftige Krabbe, aber ich kenne ihn partout nicht."

„Hm! ... Es wird sich später wohl finden. Wenn wir nur erst den Wilgenkamp hätten! Wo suchen wir ihn? Die Fußspuren der Schufte, sagt mir Beckedahl, kann man nur durch den Garten und über den Voßkamp bis auf die Chaussee verfolgen, und man kann nicht sehen, ob die Kerle auf derselben nach Rauhenhorst oder nach der entgegengesetzten Richtung gegangen sind."

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Landrichter," sagte der alte Bauer, „nach Rauhenhorst sind sie nicht gegangen. Bernd

Wilgenkamp hat keine nahen Freunde in der Stadt; wenn er sich nicht davon gemacht hat, sitzt er noch ruhig bei seiner Muhme, der alten Spinn-Kathrine — und das glaub' ich am ersten. Er weiß ja nicht, daß ich seinen Fuchskopf und seine Sommersprossen gesehen habe."

„Wo wohnt denn die, und wie heißt sie mit ihrem vollen Namen?"

„Kathrine Köckelwick schreibt sie sich und wohnt zur Miethe beim Kötter Streppelhof vorn im Dorfe. Sie ist eine Schwester von Wilgenkamp's verstorbener Mutter, und der Schuft schläft auf der Hille (Bühne über dem Stalle) bei Streppelhof. Er liegt den ganzen Tag bei der Alten in der Stube, seit er von meinem Sohne fortgezogen ist."

„Jetzt wissen wir genug!" rief der Richter in beinahe freudiger Aufregung. Er fühlte sich gehoben und unterhalten zugleich in einer von seinen einförmigen Alltagsgeschäften so verschiedenen Amtsthätigkeit. „Seid ihr fertig, Koppmann und Beckedahl? Habt ihr die Handschlösser bei euch?"

Die Frage wurde bejaht.

„So kommen Sie, Herr Actuar. Wenn Ihr wollt, Hofschulze, so könnt Ihr uns mit Euerm Knecht begleiten. Wir wollen durch die Erlenbüsche von der entgegengesetzten Seite aus auf das Haus zugehen, damit der Bursche uns nicht etwa herankommen sieht und das Weite sucht. Adieu, Schulze; adieu, Lisbeth. Grüßt die Frau von mir, wenn sie wieder zu Verstand kommt; sollte sie aber gegen Abend nicht besser sein, so laßt den Doctor rufen."

Die Anordnungen des Landrichters erwiesen sich als zweckmäßig. Als er mit seinem Gefolge in das ihm bezeichnete Häuschen trat, saß Bernd Wilgenkamp ruhig in der Stube seiner Muhme. Die Alte spann, wie sie gewöhnlich that, mit unverdrossenem Fleiße und machte nebenbei ihrem Neffen gerechtfertigte Vorwürfe, daß er es sich nicht genug angelegen

sein lasse, ein anderes Unterkommen zu finden. Die paar Stüber, sagte sie, die er hin und wieder im Tagelohn verdiene, reichten zu seiner Beköstigung nicht aus, — und das sei jetzt im Sommer, wo Jedermann Hülfe brauchen könne; im Winter aber werde die Sache doppelt schlimm sein. Der kräftige Bursche, dem das rothe Haar und das breite, sommersprossige Gesicht mit den kleinen Augen und der platten Nase eine ungewöhnliche Häßlichkeit verliehen, hörte ihr mit verstockter Gleichgültigkeit zu, als unvermuthet die Thüre sich öffnete und die Stube sich zum großen Schrecken der beiden Insassen mit Gerichts- und Polizei-Personen füllte. Die beiden Ueberraschten legten jedoch eben so viel Staunen als Erschrecken an den Tag. Bernd gab sich nämlich den Anschein, ebenso wie seine Muhme, schlechterdings nicht errathen zu können, zu welchem Zwecke die Behörde gekommen sei. Als derselbe ihm aus einander gesetzt wurde, schwur Wilgenkamp hoch und theuer, nicht bloß unschuldig an dem Einbruche bei dem alten Schulzen zu sein, sondern auch bis zu diesem Augenblicke nicht gewußt zu haben, daß in der vorigen Nacht auf dem Schlüsinger Hofe etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei. Freilich konnte er die Drohungen, die er nach der Aussage des anwesenden Hofschulzen und seines Großknechtes gegen den alten Schlüsing am Tage vor Lichtmeß ausgestoßen hatte, nicht leugnen; er behauptete jedoch, das seien leere, im Zorn gesprochene Worte gewesen, in Wirklichkeit habe er nie daran gedacht, den alten Mann zu schädigen. Als all' sein Leugnen nicht half, forderte er endlich den Landrichter auf, seine und seiner Muhme Sachen durchsuchen zu lassen; sie würden nicht das Geringste von dem finden, was man dem alten Schlüsing geraubt habe..

Der Richter hatte diesen Befehl dem Polizeidiener bereits ertheilt, und während der Gendarm und der Großknecht den heulenden und auf seine Unschuld schwörenden Bernd bewachten,

untersuchten die Uebrigen sein und seiner Verwandten geringes Eigenthum. Unter den Sachen der Letztern fand sich nichts Verdächtiges, aber in Wilgenkamp's Kiste lagen ein Paar silberne Schnallen und eine Pfeife mit silbernem Beschlag, welche der Hofschulze für das Eigenthum seines Vaters erklärte. Als man die Gegenstände dem Bernd zeigte, wurde er blutroth und gestand, sie entwendet zu haben, aber nicht jetzt, sondern im vorigen Herbst.

Der Kötter Streppelhof, der vom Flur aus den Verhandlungen in der Stube mit gespannter Neugier gefolgt war, schüttelte den Kopf und meinte, das müsse Bernd erst beweisen; weshalb er überhaupt erst diesen Morgen gegen drei Uhr nach Hause gekommen sei, wenn er in der vorigen Nacht nicht Teufelswerk verrichtet habe?

Also ein neuer Verdachtsgrund! Kathrine Köckelwick, die ihre Unschuld unter Weinen und Händeringen betheuerte, gab zu, daß Bernd Abends vorher nicht nach Hause gekommen sei, und daß sie bei anbrechendem Tage gehört habe, wie Streppelhof ihm, unter Vorwürfen über sein nächtliches Herumstreifen, die Hausthüre geöffnet habe. Wilgenkamp behauptete zwar, einen nächtlichen Besuch bei seiner Geliebten abgestattet zu haben; aber das bedurfte des Beweises. Der Umstand, daß man die aus dem Hause des alten Schulzen gestohlenen Sachen nicht in der Wohnung Wilgenkamp's fand, war kein genügender Entlastungsgrund gegenüber so vielen, schwer in's Gewicht fallenden Anzeichen für seine Schuld. Und so wurden ihm, obgleich er sich wie rasend geberdete und Himmel und Hölle zu Zeugen seiner Unschuld anrief, die Handeisen angelegt und er inmitten des Gendarmen und des Polizeidieners nach Rauhenhorst gebracht.

Die Kunde, daß in der verflossenen Nacht beim alten Schulzen Schlüsing ein Einbruch gemacht und eine „ungeheuere" Summe Geldes nebst sämmtlichen Gold- und Silber-

Sachen der alten Schulzin gestohlen worden, und daß der Landrichter selbst mit dem Actuar hinausgefahren sei, um den Thatbestand aufzunehmen, hatte das Städtchen in große Bewegung versetzt. Die Bürger standen und saßen vor ihren Häusern und sprachen mit einander, als ob es nicht ein zur Arbeit bestimmter Wochentag wäre, sondern als ob heute ein Jeder Zeit zum Plaudern hätte. Die Aufregung erreichte den höchsten Grad, als der Delinquent geschlossen hereingeführt und in dem Stadtgefängnisse unter dem Rathhause untergebracht wurde.

Unter Denen, die mit der gespanntesten Neugier das Ereigniß besprachen und alle Einzelheiten desselben mit dem größten Eifer zu erfahren strebten, war Reiner Nagelmann. Wie für alle müßigen Menschen, so war auch für ihn das Auftauchen einer Neuigkeit ein Vergnügen, und eine Begebenheit, welche die Menge in Bewegung brachte — gleichviel, ob sie erfreulich, betrübend oder erschreckend war — ein Fest. So trieb er sich auch jetzt zwischen den lärmenden und schwätzenden Gruppen auf dem Markte umher, bis die letzte sich zerstreute, und schlotterte dann nach Hause, sich ausnehmend vergnügt und wichtig fühlend als der Träger seltsamer und unterhaltender Neuigkeiten.

Seine Mutter hatte schon längst mit bekümmerter Miene gegen Anna bemerkt, daß Reiner gewiß wieder draußen zwischen den Leuten herumstehe und schwätze, statt sein Pensum für die Schulstunden des andern Tages zu machen. Anna meinte schüchtern, ob es nicht doch besser sein würde, ihn aus der lateinischen Schule fortzunehmen und bei irgend einem Geschäftsmann als Lehrling unterzubringen; als aber ihre Mutter tief aufseufzte und traurig den Kopf schüttelte, ließ Anna den Gegenstand fallen. Doch nahm sie sich vor, bei der nächsten Gelegenheit den Rath des Obersten in Bezug auf ihren Bruder sich zu erbitten; es stand fest bei ihr, daß seinem

jetzigen zwecklosen Treiben um jeden Preis ein Ende gemacht werden müsse.

Dr. Nagelmann, der eben so neugierig und noch viel müßiger als sein Sohn war, der jedoch in seiner Weise viel auf äußern Anstand hielt, wäre für sein Leben gern auf den Markt gegangen, um Näheres über das große Ereigniß des Tages zu erfahren. Allein sein Schicklichkeitsgefühl verwehrte ihm, der sich als Sohn angesehener Eltern und wirklicher Doctor juris noch immer für einen vornehmen Mann hielt, sich unter das Volk auf der Straße zu mischen. So stand er denn auf der Schwelle seines zerfallenen Hauses, blickte die Straße hinauf und hinab und sprach jeden Vorübergehenden an, um etwas Neues zu erfahren. Aber die Bruchstücke, die er auf diese Weise sammelte, genügten ihm nicht; er wurde ärgerlich und fing schon an, zu überlegen, ob er nicht unter dem Vorwande, einen Spaziergang zu machen, über den Markt gehen und so der Sache auf den Grund zu kommen suchen solle. Er hatte aber noch keinen festen Entschluß gefaßt, als er seinen Sohn mit langen Schritten die Straße herabstreichen sah; statt ihn wie sonst grämlich und mit wohlverdienten Vorwürfen zu empfangen, rief er ihm schon von weitem entgegen: „Kommst du vom Markte, Reiner? Ist es wahr, was die Leute sich von dem Einbruche erzählen?"

Reiner ging mit ihm in's Haus und berichtete mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit alles, was er wußte. Er hatte an seinem Vater einen dankbaren und gespannten Zuhörer; seine Mutter dagegen achtete auf seinen Bericht nur mit der halben Theilnahme, die denjenigen eigen zu sein pflegt, welche durch einen herrschenden Gedanken oder eine ausschließliche Empfindung gegen äußere Eindrücke abgestumpft sind. Anna hörte zu mit der frischen Empfänglichkeit für Theilnahme und Mitleid gegen die Geschädigten, sowie mit Abscheu gegen die Uebelthäter und deren freches Thun. Als aber Reiner die

schwarzen Masken, deren die Verbrecher sich zur Verhüllung ihrer Gesichter bedient hatten, ausführlich beschrieb, nahm ihre Theilnahme einen andern Charakter an. Sie wurde still und ernst, und ihr Vater, so erfüllt er von dem großen Ereigniß des Tages auch war, bemerkte doch, daß sie ihren Bruder scharf fixirte. Er schob dies aber in seiner sorglosen Weise auf das Interesse, welches die Erzählung ihr natürlich einflößen mußte, und als sie bald nachher das Zimmer verließ, dachte er nicht weiter daran.

Anna ging hinauf in die öden Zimmer, wo die verkommenen Herrlichkeiten früherer Tage aufbewahrt wurden. Sie suchte in, sie suchte auf und unter dem großen Schranke; sie durchsuchte alle Fächer des alten Schreibtisches, selbst diejenigen Behälter nicht ausgenommen, welche eigentlich nicht groß genug waren, die Gegenstände aufzubewahren, welchen sie nachforschte. Sie durchstöberte endlich alle Räume des Hauses, selbst den Speicher und den entsetzlich wüsten „großen" Saal nicht ausgenommen. Aber alle ihre Mühe war nutzlos, und als sie endlich ermüdet von dem vergeblichen Suchen abließ, sann sie bekümmert über dieses ihr nicht wenig unangenehme Resultat nach. „Es ist unerklärlich," dachte sie; „sie sind wirklich nicht mehr vorhanden. Und ich weiß doch genau, daß ich sie im letzten Winter noch in Händen hatte, als ich unter den alten Sachen nachsah, ob noch etwas Brauchbares sich darunter fände. . . . Wo können sie nur hingerathen sein? . . . Wäre es möglich, daß die alten Negermasken, die Papa und sein Freund auf dem Balle in Wetzlar getragen haben, jetzt die Gesichter dieser Bösewichter verhüllt hätten? . . . Nicht möglich! Reiner hatte offenbar keine Ahnung davon, und sie könnten doch nur durch ihn aus dem Hause gekommen sein. Er war aber völlig ruhig. . . . Es gibt ja mehr schwarze Masken in der Welt als diese zwei. Und dennoch — wie kämen sie in diese Gegend, wo ein costü-

mirter Ball etwas eben so Unerhörtes ist wie eine Procession von Derwischen oder Brahminen? ... Es mag kindisch sein, aber es ist mir nicht wohl dabei zu Muthe. ... Ich thue am besten, gegen Jedermann darüber zu schweigen; besonders gegen die arme Mama, die ohnehin jetzt so bekümmert ist. Könnte sie doch diese trüben Erinnerungen verbannen! Man sagt, eine schöne Jugend werfe ihren Glanz über das ganze spätere Leben; das trifft jedoch nicht immer zu: Mama ist um so trauriger, je mehr sie der Freuden der Vergangenheit gedenkt."

VIII.

„Es hilft Ihnen nichts, Paul, Sie müssen nicht bloß mit mir nach Rauhenhorst hinein," sagte der Oberst, etwa einen Monat nach den im vorigen Capitel besprochenen Vorgängen, „sondern sie sollen auch den Eltern Anna's einen Besuch abstatten. Die alten Leute kommen zwar nie zu uns heraus; denn der Dr. Nagelmann ist ein wunderlicher Kauz, der sich nirgends wohl fühlt, als in seinen eigenen, den Zusammensturz drohenden vier Wänden, und seine Frau, das arme Wesen, ist fast menschenscheu. Aber um des Kindes willen besuche ich doch das seltsame Ehepaar von Zeit zu Zeit. Und jetzt müssen Sie mich begleiten; denn es sähe unfreundlich aus, wenn ich allein zu ihnen käme, so lange Sie in Ravenschlag sind, weil doch die Frau sich einigermaßen wie Ihre Tante betrachten kann."

„Durchaus nicht, Onkel Karl," versetzte Paul. „Wenn sie das wirklich thut, so betrachtet sie unser gegenseitiges Verhältniß aus einem falschen Gesichtspunkt."

„He — thun Sie das nicht etwa selbst, mein Freund? Ihr Vater war doch der Cousin der Frau Nagelmann, und also?"

„Und also würde sie nicht meine Tante sein, wenn das so wäre, wie Sie zu glauben scheinen, Onkel. Mein Vater war jedoch nicht ihr, sondern ihres Halbbruders Vetter."

„Na — so gar groß ist der Unterschied doch nicht, und ich an ihrer Stelle würde die arme Dame frischweg Tante nennen."

„Erlauben Sie, lieber Onkel: ich werde das gewiß nicht thun; aber ich will Sie zu den Leuten begleiten, um Ihrem Wunsche zu genügen."

„Nun, meinetwegen; wenn Sie dem alten Paare nur überhaupt diese gesellschaftliche Artigkeit erweisen, so kann es mir einerlei sein, ob Sie es um seinet- oder um meinetwillen thun. Das ist aber gewiß: wenn Ihr seliger Papa seine gehörige Portion Eigensinn besaß, so sind Sie bei der Vertheilung dieses schätzenswerthen Artikels auch durchaus nicht zu kurz gekommen, mon neveu."

Paul wurde dunkelroth, und auf seinen Lippen schwebte eine Erwiderung, die er selbst im nächsten Augenblicke, ihrer Schärfe wegen, bereut haben würde. Er sprach sie jedoch nicht aus; denn ein Blick in das, zwar jetzt ein wenig umwölkte, aber doch so offene, gutmüthige Gesicht seines alten Gefährten entwaffnete ihn. Er unterdrückte seinen auflodernden Zorn und sagte im Tone ernster Bitte: „Tadeln Sie an mir, so viel Sie wollen, Herr Oberst, — ich will es dankbar aufnehmen und mich danach zu richten streben. Wenn Sie aber das geringste Wohlwollen für mich empfinden, so sagen Sie kein Wort über meinen Vater, welches der Ehrfurcht zu nahe treten könnte, die der Sohn ihm schuldig ist und seinem Andenken auch von ganzem Herzen zollt."

Die beiden Männer befanden sich auf dem Wege nach Rauhenhorst und hatten eben den Saum des Waldes erreicht, als Paul die letzten Worte aussprach. Der alte Herr blieb stehen, faßte seinen jungen Begleiter scharf in's Auge und

reichte ihm dann die Hand hin. „Sie sind im Rechte, Paul, und ich im Unrecht," sagte er; „ich sehe ein, daß ich Sie mit meinem übereilten Wort wirklich verletzt habe. Und da Sie — was Sie ja wohl zugestehen werden — nicht eben sanftmüthiger Natur sind, so ist es höchst anerkennenswerth, daß Sie die Aeußerung ihres Unwillens darauf beschränken, mich »Herr Oberst« zu nennen. Sie sehen, mon cher, der alte Soldat hat Sie verstanden."

„Ach, Onkel Karl," sagte Paul, seine Hand mit herzlichem Drucke in die des Obersten legend, „das war auch ein übereiltes Wort, — verzeihen Sie es mir! Wollte Gott, daß meine Mutter mir nicht so früh entrissen worden wäre, oder daß ich öfter und länger mit Ihnen in Ravenschlag gelebt hätte, — meine rauhe Natur hätte dann vielleicht eine wohlthätige Milderung erfahren."

„Ei, mein Junge, dazu ist es noch durchaus nicht zu spät. Lassen Sie sich nur von Tante Josephine erziehen; deren sanfte Hand wird Ihnen die Falte da zwischen den Augenbrauen wegglätten, ehe sie sich unvertilgbar festsetzt. Wissen Sie wohl, Vetter, daß es noch viel zu früh ist, sie überhaupt zum Vorschein kommen zu lassen?"

„Meinen Sie, Onkel Karl?" fragte Paul nachdenklich und fuhr mit der Hand über die stolze Stirne, die in diesem Augenblick ruhig und glatt wie Marmor war. „Es kann wohl sein, daß ich im Verkehr mit meinem ernsten Vater und seinem Vetter, dem stets kränkelnden Onkel Franz, vor der Zeit alt geworden bin."

„Alt? Und der Mensch ist siebenundzwanzig Jahre! Oder sind's achtundzwanzig? Wissen Sie was, Paul? Vergessen Sie Ihr hohes Alter, so lange Sie in Ravenschlag sind. Ich liebe keine jungen Greise."

Die Herren besorgten einige kleine Aufträge, welche Frau v. Sendenhorst ihnen mit nach Rauhenhorst auf den Weg

gegeben hatte, und dann folgte Paul dem Obersten in die stille Klosterstraße, um den besprochenen Besuch abzustatten. Als der Oberst sagte: „Dies ist das Haus," stutzte sein junger Begleiter sichtlich. Was er auch von der Armuth und Herabgekommenheit Regine Ottmar's — das war Frau Nagelmann's Mädchen-Name — gehört hatte, so war doch immer noch in seinen Gedanken ein Begriff von wenigstens äußerer Wohlanständigkeit damit verbunden gewesen; denn Alle, die sich in ihrer Heimath ihrer erinnerten, sprachen von ihr als einer reichen Erbin, einer fein gebildeten Dame. Und jetzt — dieses sollte ihre Wohnung sein, dieser wüste, vernachlässigte Bau, der kaum noch bewohnbar zu sein schien?

Der Oberst ließ seinem Neffen nicht lange Zeit, sich zu besinnen; er schritt ihm voran durch den weiten, öden Vorplatz in das Familienzimmer, dessen Thüre offen stand. Der alte Herr fand, daß Anna, je älter sie wurde, desto mehr Sorgfalt und Geschick in der Ordnung und Führung des Hauswesens ihrer Eltern entwickelte, obwohl es ihr freilich nicht glückte, dem immer fortschreitenden Verfalle Einhalt zu thun. Der Eindruck, welchen Paul in diesem dürftigen Raume empfing, war ein ganz entgegengesetzter. Ihn schienen von jeder der schadhaften Wände, aus jedem der verbrauchten Möbelstücke Mangel und Armseligkeit anzugrinsen, und während er sich mit einer Art widerwilliger Neugier in dem traurigen Gemache umsah, sagte er sich mit unedelmüthiger Genugthuung: „Sie ist bitter bestraft!"

Er hatte Zeit, seinen Beobachtungen und Gedanken nachzuhängen, weil Niemand von den Bewohnern im Zimmer war. Der Oberst unterbrach ihn aber bald. „Sie sind vermuthlich Alle im Garten," sagte er; „suchen wir sie dort auf."

Seine Vermuthung war richtig. Im Garten, der jetzt, Dank Anna's angestrengten Bemühungen, von dem meisten Unkraut befreit war, fand sich, den immer umherstreifenden

Keiner ausgenommen, die kleine Familie versammelt. Unter dem Birnbaum saß Frau Nagelmann, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, dürftig gekleidet, hager, mit blassen, vergrämten Zügen. In den Gartenpfaden schlenderte ihr Eheherr in zufriedener Unthätigkeit auf und ab. Herr v. Sendenhorst hatte gestern einen Rehbraten geschickt, und die Aussicht auf ein so schmackhaftes Gericht versetzte den alten Advocaten in die beste Laune. Einen Augenblick sah der Oberst sich vergeblich nach Anna um; dann entdeckte er sie am fernsten Ende des Grundstückes auf einem großen Kartoffelbeete, bewaffnet mit einer Hacke und in voller Arbeit mit dem Anhäufeln der Erde um die Pflanzen beschäftigt. Sie war so vertieft in ihre Aufgabe, daß sie die Ankunft der Gäste übersah. Herr v. Sendenhorst hätte sie gern gleich herbeigerufen; aber er fühlte, daß es ihm oblag, zuerst seinen Begleiter Herrn und Frau Nagelmann vorzustellen. Er entledigte sich dieser Pflicht mit so ernster Gewissenhaftigkeit, als seien die armen Leute, denen er seinen Gast zuführte, wenigstens sein General und dessen Frau Gemahlin, also die vornehmsten Herrschaften, die es seiner Schätzung nach gab.

Während Frau Nagelmann mit nervöser Hast von ihrem Sitze auffuhr, sich stumm und steif verbeugte, und dann, ohne zu reden, ohne ein Zeichen des Willkommens zu geben, sich wieder niederließ, begrüßte der Dr. Nagelmann die Ankömmlinge mit laut geäußerter, beinahe übertriebener Freundlichkeit. Wenn Paul sich durch das Benehmen der Frau zurückgestoßen fühlte, so war ihm das des Mannes vollends zuwider. Seine Züge nahmen sofort einen solchen Ausdruck von Selbstbewußtsein, ja, von Hochmuth an, seine Worte klangen so gemessen, so eisig kalt, daß der Oberst es lebhaft bereute, ihn zu diesem Besuche vermocht zu haben. Der alte Kriegsmann fühlte, wie er sich in seinen Gedanken

ausdrückte, die Nothwendigkeit, eine Diversion herbeizuführen, und zu diesem Zwecke Hülfstruppen in's Treffen zu führen. Deshalb wandte er sich ohne Zeitverlust an Anna. „Nun, mein kleiner Recrut," rief er ihr laut und lustig zu, „bist du unter die Pioniere gegangen? Du wühlst ja im Erdboden umher, als müßtest du heute noch weiß Gott wie viel Schanzlöcher graben."

„Ah, Herr Oberst," rief Anna mit hell aufleuchtendem Gesichte beim Klange der guten, bekannten Stimme und warf die Hacke weg, während sie eilig aus den Holzpantoffeln in die am Ende der Furche stehenden Schuhe schlüpfte. Als sie aber unterdessen den Begleiter des Herrn v. Sendenhorst gewahrte, verdunkelten sich ihre Züge ein wenig, und sie sagte weniger freudig, als der Ton ihres ersten Ausrufs erwarten ließ: „Wie gütig ist es, daß Sie ein Mal kommen, meine Eltern zu besuchen."

„Dies Mal begleitete ich eigentlich Vetter Paul, der deinen Eltern seine Aufwartung machen wollte; du siehst, Kind, ich bin bloß eine Nebenperson."

„Als ob Sie das jemals für uns sein könnten!" versetzte Anna im Tone eines leisen Vorwurfs, während ihr Blick und ihr Lächeln den alten Freund liebevoll begrüßten.

„Aber, Annchen," rief ihr Vater dazwischen, „wie unhöflich du bist, Kind! Du gibst ja den Herren nicht ein Mal die Hand!"

Er verrieth durch seinen Ausruf, daß er in den Irrthum so vieler Väter fiel, die hartnäckig darauf bestehen, in der erwachsenen Tochter ein pures Kind zu sehen, und zugleich seinen völligen Mangel an Takt, weil er durchaus nicht zwischen dem langjährigen Freunde des Hauses und dem Fremden unterschied, der heute zum ersten Male seine Schwelle überschritt. Anna aber hielt diesen Unterschied fest. Sie verbeugte sich ernsthaft gegen Paul, der ihren Gruß mit seiner

gewöhnlichen Kälte erwiderte, und sagte freundlich zu Herrn v. Sendenhorst: „Meine Hände tragen zu deutliche Spuren der Arbeit, als daß ich sie mit Ihren Handschuhen in Berührung bringen dürfte, bevor ich sie davon befreit habe; deshalb entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Herr Oberst.“ Mit einem freundlichen Gruße gegen ihn eilte sie in's Haus.

Der Oberst richtete einige theilnehmende Fragen an Anna's Mutter, die sich so weit gefaßt hatte, daß sie sich mit leidlicher Haltung an dem Gespräche betheiligen konnte. Dr. Nagelmann schwätzte, unbekümmert um den Eindruck dessen, was er sagte, dazwischen, und Steinwerth sprach hin und wieder ein höfliches Wort. So schleppte die Unterhaltung sich hin, bis eine von Anna herbeigerufene Nachbarin erschien, die einen kleinen Tisch und einige Stühle brachte. Anna folgte ihr, breitete eine weiße Serviette über den Tisch, verschwand dann noch auf einige Augenblicke im Hause und kam zurück, eine Krystall-Caraffe in der einen, einen Teller mit Gläsern in der andern Hand tragend. Paul sah mit einer Art von Neugier, welche zu verbergen er sich nicht die Mühe gab, auf das arme Mädchen und seine ruhige Entschlossenheit, die Dürftigkeit, zu der es verurtheilt war, ohne falsche Scham und ohne Erniedrigung zu tragen. Die kleinen, braunen Hände waren jetzt so sauber, daß sie trotz der unverwischbaren Spuren, welche die Arbeit ihnen eingeprägt hatte, ihre ursprünglich schöne Form verriethen. Das reiche Haar war frisch geglättet und flimmerte wahrhaft goldig im Sonnenlichte, und das kleine, seidene Halstuch, wie das reine, helle Schürzchen, die sie rasch umgebunden, bildeten, so ärmlich sie waren, wirklich eine Zierde der schlanken Mädchengestalt.

„Ah, mein Flachsfink,“ rief der Oberst, „bringst du Kirschensaft? Ja, ja, du thust es ein Mal nicht anders; so oft dein alter Kamerad zu dir kommt, sorgst du, daß er

zu seinem Rechte gelangt. Sie müssen wissen, Paul, es ist durch Verjährung ein ordentliches Recht entstanden, daß ich, so oft ich die Frau Doctor Nagelmann besuche, mit Kirschensaft bewirthet werde."

Anna hatte die Gläser gefüllt — es waren feine, geschliffene Gläser, aber nicht eines in der Form dem andern gleich: in diesem Hause gab es nur Reste, nur Ueberbleibsel — und bot den dunkelrothen, funkelnden Trank den Herren. Der Oberst nahm, kostete und lobte seines Lieblings Geschicklichkeit in Bereitung der erfrischenden Labe; der Advocat folgte vergnügt seinem Beispiele. Steinwerth hatte mit kurzem Danke abgelehnt. Anna stellte sofort das ihm bestimmte Glas bei Seite, und als sie bemerkte, daß ihr Vater den Gast in seiner zuthunlichen Weise zum Trinken nöthigen wollte, hielt sie ihn durch einen ernsten Blick davon zurück. So eigenwillig er sonst war, folgte er doch dem Winke, wandte sich aber mit einer Frage, die nach Lage der Verhältnisse ziemlich ungeschickt war, an Paul. „Sie wohnen in Wetzlar, Herr ....?"

„Steinwerth ist mein Name," fiel Paul sehr bestimmt dem Advocaten in die Rede, ihm das Wort „Vetter", welches er, wenn auch zögernd, doch aussprechen wollte, so zu sagen von den Lippen schneidend. „Nein, mein Herr," fügte er schnell hinzu, „ich habe bis jetzt, so weit ich nicht auf Schulen oder Reisen war, auf meinem väterlichen Gute an der Lahn gelebt."

„So? Ei! Ich glaubte, Sie wären in Wetzlar bekannt."

„Das bin ich wirklich. Ich war häufig dort und habe namentlich den ganzen vorigen Winter daselbst zugebracht, im Hause meines Verwandten, des verstorbenen Hofraths Steinwerth."

„Ah so, dann hatte ich doch Recht: Sie sind mit uns verwandt. Der Hofrath war der Bruder meiner Frau."

„Ihr Halb=Bruder," erwiderte Steinwerth mit scharfer Betonung.

„Freilich, mein Halb=Bruder," nahm Frau Nagelmann, gleichfalls sehr entschieden sprechend, das Wort. „Die Stiefgeschwister standen sich so fern, daß ihre gegenseitigen Angehörigen nie in die Lage kamen, sich als Verwandte zu betrachten."

Der Oberst blickte erstaunt auf die sonst so schüchterne Frau; trotz seiner Gutherzigkeit empfand er eine kleine Schadenfreude über die kühle Antwort, die sie seinem hochmüthigen Neffen ertheilte. Dieser versetzte aber unbewegt: „Es ist das in den meisten Fällen besser, und ich für meinen Theil halte es nicht für zweckmäßig, sich überall mit Fesseln zu belasten, deren Werth häufig noch zweifelhafter ist als ihre Berechtigung."

Frau Nagelmann wurde todtenbleich. Sie sprach nicht, aber ihr großes, schwarzes Auge heftete sich mit dem Ausdrucke finsterer Verachtung auf das Gesicht ihres Beleidigers. Bei aller Selbstbeherrschung konnte dieser nicht verhindern, daß eine flüchtige Röthe ihm die Wangen überzog. Herr Nagelmann sah erstaunt darein. Er bemerkte, daß seine Frau beleidigt und der Oberst, der sonst so tapfere Herr, ein wenig verlegen war, konnte aber die Ursache von beidem nicht errathen.

Anna machte dem peinlichen Schweigen ein Ende. Sie legte ihre Hand herzlich in die ihres alten Freundes und sagte: „Wie gut ist es, daß Sie nicht solche exclusive Gesinnungen hegen, Herr Oberst; sonst hätte das Thor von Ravenschlag sich nie für mich geöffnet. Wenn es auch, wie ich klar erkenne, für Sie und die Frau Oberst ein sehr zweifelhaftes Glück ist, die Gesellschaft eines Aschenbrödels, wie ich bin, zu genießen, so ist doch das Glück, zuweilen in Ihrer Nähe zu sein, für mich zweifellos und nicht gering."

„Ich stimme meiner Tochter bei, Herr v. Sendenhorst," nahm Frau Nagelmann, sich mit ruhiger Herzlichkeit zu ihm

wendend, das Wort. „Wenngleich ich Ihnen noch nicht meinen Dank für die große Güte aussprach, die Sie und die Frau Oberst meinem Kinde erzeigen, so empfand ich ihn vielleicht um so tiefer.“

„Aber — ich bitte Sie, verehrte Frau —“

„Lehnen Sie einen Dank nicht ab, der aus vollem Herzen kommt und freudig ausgesprochen wird. Niemand kann es klarer einsehen als ich, wie groß die Wohlthaten sind, die mein armes Mädchen von Ihnen empfängt; und sie sind größer, viel größer noch für mich als für Anna selbst. Wir tragen nicht leicht an dem Loose, welches uns zugefallen ist, mein Mann und ich; die schwerste Last desselben liegt aber in dem Gedanken, daß die Kinder von der Stelle im Kreise der Gebildeten weichen müßten, welche die Eltern einnahmen. Daß dieses nicht Anna's Schicksal sei, dazu haben Sie, Herr Oberst und Ihre Gemahlin, das Meiste beigetragen, und das ist es, was das Herz der Mutter mit so innigem Danke erfüllt.“

Ehe der Oberst etwas zu erwidern vermochte, wurde die Hausthüre geöffnet, und Reiner stürzte, ungelenk und schlenkernd, wie gewöhnlich, aber mit erstaunlicher Eile in den Garten und rief, als hätte er einen besondern Glücksfall mitzutheilen: „Papa, hast du es schon gehört? Diese Nacht ist wieder gestohlen worden: beim reichen Küster in Mussum.“ Damit hatte er die Gesellschaft erreicht. Als er nun im Kreise der Seinigen die beiden Gäste erblickte, stand er ein wenig verblüfft still und nahm unbeholfen die Mütze ab.

Sein Vater aber, der bekanntlich eben so viele Freude an Neuigkeiten hatte, wie er, verfolgte ohne Umstände das Thema, welches Reiner angeregt hatte, ohne Zweifel froh, der Aufmerksamkeit auf ein Gespräch überhoben zu sein, welches ihn mehr noch langweilte, als es ihn unangenehm berührte. „Wie! Was sagst du, Reiner? Ist viel gestohlen worden?“

„Ja — gerade wie beim alten Schulzen Schlüsing — Silber und Gold und Leinen; und es sind dieselben Diebe gewesen, die auch beim alten Schulzen eingebrochen sind.“

„Dieselben?“ fragte der Oberst, aufmerksam werdend; „das würde ja gefährlich aussehen.“

„Ach was, der Junge schwätzt in den Tag hinein, Herr Oberst,“ meinte Doctor Nagelmann. „Dieselben können es nicht gewesen sein; denn der Eine sitzt ja noch.“

Der Einwand schien schlagend; aber Reiner fühlte sich seiner Sache zu gewiß, um seine Aussage nicht aufrecht zu erhalten. „Sie sind's doch gewesen, Papa,“ rief er. „Der Schuster Wennig hat mir alles haarklein erzählt. Er war in Mussum, um ein Paar neue Stiefel abzuliefern, und traf das ganze Dorf in der größten Aufregung. Das Gericht von B. war dort; sie hatten es kommen lassen, gerade so wie der Schulze neulich das Gericht von hier. Wennig hat mit dem Gerichtsboten gesprochen, und der hat ihm erzählt, sie hätten den Küster, dessen Frau und die Magd eben so gebunden und geknebelt, wie neulich den Schulzen mit der Frau und der Tochter, und die Kerle — es sind wieder zwei gewesen — hatten die nämlichen schwarzen Masken vor mit den rothen Mäulern und wüsten Augen.“

Bei Erwähnung der schwarzen Masken erschrack Anna innerlich, obgleich sie sich zugleich sagte, sie habe keinen Grund dazu bei der Unbefangenheit, mit welcher ihr Bruder des Umstandes gedachte; denn was immerhin Reiner's Fehler sein mochten, Verstellung gehörte nicht zu ihnen. Ihr Vater beharrte mit dem Eigensinn der Beschränktheit bei seinem ersten Ausspruch: „Ich bleibe aber dabei, Reiner, die nämlichen, die beim Schulzen stahlen, können es nicht gewesen sein; denn, wie ich schon sagte, der Eine sitzt ja noch.“

„Freilich,“ sagte der Oberst nachdenklich: „der Eine sitzt; des Andern ist man jedoch nicht habhaft geworden, und der

Negermasken, derer sie sich bedienten, eben so wenig. Sollte man nicht beinahe an eine organisirte Bande glauben, wenn man dazu noch die Aehnlichkeit der Umstände bei den verschiedenen Einbrüchen und die seit einigen Jahren sich sehr vermehrenden Diebstähle bedenkt? Auch in B. und den umliegenden Ortschaften," fügte er zu Paul gewendet bei, „haben im vorigen Winter wiederholt bedeutende Diebstähle stattgefunden."

„Das waren aber," bemerkte Frau Nagelmann, „wenn ich recht unterrichtet bin, Ladendiebstähle, und die Bestohlenen entdeckten immer erst am folgenden Morgen ihren Verlust, bekamen also die Einbrecher nicht zu Gesicht."

„Ganz richtig," bestätigte der Oberst. „Doch scheint mir gerade die geräuschlose Geschicklichkeit, mit welcher die Verbrecher bei allen diesen Gelegenheiten ihr sauberes Handwerk ausgeübt haben, auf — ich möchte sagen: ausgelerntes Diebesgesindel hinzudeuten, und die Sache wird dadurch um so unheimlicher."

„Für die Moral der hiesigen Bevölkerung legt sie wenigstens kein günstiges Zeugniß ab," bemerkte Paul mit der ihm eigenen Schärfe.

„Sie würden sehr irren, wenn Sie nach diesem äußern Anscheine urtheilen wollten," entgegnete der Oberst ruhig. „Der Menschenschlag in hiesiger Gegend ist ein durchaus guter. Ein wenig plump, ein wenig scheu, ja, wenn Sie wollen, ziemlich beschränkt mögen die Leute sein; im Allgemeinen aber sind sie mäßig, fleißig, einfach und fromm, und, entsprechend diesen soliden Eigenschaften, auch durchgängig ehrlich."

„Wo kann denn da eine Diebesbande herkommen, Onkel Karl?" fragte Paul, über den Eifer lächelnd, womit der Oberst seine Landsleute vertheidigte.

„Ich weiß es nicht," versetzte dieser wieder nachdenklich. „Es erscheint mir um so mehr auffallend, als ich mich auf keine verdächtigen Zuzügler besinnen kann. Aber solches Gesindel macht es vielleicht wie der Fuchs; der verübt auch seine Frevelthaten fern von seinem Bau. . . . . Doch, was ist mit dir, mein kleiner Flachsfink? Du bist ja so still geworden. Haben wir dir bange gemacht?"

„Nein, Herr Oberst," erwiderte Anna, sich zusammen nehmend; „wir laufen wenig Gefahr, bestohlen zu werden. Ich dachte bloß darüber nach, daß, wie es auch in einer guten Heerde räudige Schafe geben kann, so auch hin und wieder einen bösen Menschen unter unsern braven Mitbürgern, und wie angenehm es ist, daß wir nicht zur Polizei gehören, also nicht nöthig haben, die Schlechten aus den Guten herauszusuchen."

„Das ist ein vernünftiges Wort, Annchen, und wir wollen uns die Köpfe auch nicht weiter über die Taugenichtse zerbrechen . . . . Meine Frau läßt Ihnen danken, Frau Doctor, für Beethoven's große Ouverture; sie wünscht sie noch einige Zeit zu behalten und bittet um die Erlaubniß, Ihnen einen Clavierauszug von Rossini's neuester Oper schicken zu dürfen. Wenn Sie auch, wie wir wohl wissen, die ernste Musik unserer großen deutschen Tonsetzer jeder andern vorziehen, so glaubt Josephine doch, daß die lieblichen Melodieen des italienischen Meisters Ihnen gefallen werden."

Sobald Reiner bemerkte, daß von den Dieben nicht weiter die Rede sein solle, schob er verdrießlich ab. Sein Vater, der ihm gern gefolgt wäre, hätte er es nur mit seiner Pflicht als Wirth in Einklang zu bringen gewußt, hielt sich mit einem weitern Glase Kirschengeist schadlos.

Frau Nagelmann aber ging mit Lebhaftigkeit auf den veränderten Gesprächsstoff ein. Paul erkannte zu seinem Erstaunen, daß die trostlose Abgeschlossenheit und die tiefe Ver-

armung, worin diese Frau lebte, zwar ihrem Aeußern jede Spur einer bevorzugten Herkunft abgestreift hatten, daß aber alle Erbärmlichkeit ihrer Umgebung und Lebensweise nicht vermochte, ihr die unschätzbaren Vortheile zu rauben, welche eine sorgfältige Bildung einem edeln Menschengemüthe verleiht. Sie verrieth unbewußt eine so tiefe und warme Empfindung und ein so klares und richtiges Urtheil über alles Schöne und Gute aus den Gebieten der Kunst und Literatur, welches in ihren Bereich gekommen war, daß Steinwerth sich verwundert fragte, ob es möglich sei, daß diese welken Lippen eine Unterhaltung führten, welche — abgesehen von einigen veralteten Wendungen — vielleicht von großer Anziehungskraft für den feinsten, glänzendsten Cirkel gewesen wäre, während die runzeligen Hände unausgesetzt eine grobe Handarbeit förderten. Neben dieser Mutter kam ihm das Wesen der Tochter, welches ihm bisher eigentlich unverständlich und voll unvereinbarer Widersprüche zu sein schien, plötzlich tiefer und bedeutender vor. Doch wurde er sich kaum dieses mildern Urtheils über die unglückliche Frau und ihr armes, schönes Kind bewußt, als er sich sofort gegen den versöhnenden Eindruck wappnete; und als der Oberst aufbrach, zeigte Paul sich herber noch als bei seinem Eintritte in das alte Haus.

Frau Nagelmann dagegen verabschiedete sich mit ruhiger Herzlichkeit von dem Obersten, mit kühler, gehaltener Höflichkeit von Paul, und während sie den Erstern um eine baldige Wiederholung seines Besuches bat, verlor sie kein Wort der Einladung an den Letztern. Der Doctor begleitete die Gäste mit vielen Bücklingen und Redensarten bis auf die Straße hinaus. Als sie über die Schwelle traten, steckte Reiner den Kopf aus der Thüre des großen Saales hervor, schnitt eine Grimasse und brummte: „Gut, daß sie fort sind!“

Auf der Gartenbank saß erschöpft Frau Nagelmann. Anna schmiegte sich zärtlich an sie und flüsterte ihr zu, wie

innig sie die Mutter liebe, wie tief sie sie verehre. „O Mutter, sei nicht bange, sage nicht, daß du dem Kampf mit diesem harten, kalten Manne nicht gewachsen seiest! Du stehst ihm vollkommen gleichberechtigt gegenüber, und ich bin überzeugt, daß du allen den Damen, die er kennt, und von deren Wissen und Können er in seinen Gesprächen mit Fräulein Cäcilie so viel Aufhebens macht, überlegen bist. Ihr sagt er, daß sie es sei, und ich weiß oft nicht, thut er das, um sie zu erfreuen, oder um mir, die so verschieden von Fräulein v. Sendenhorst ist, zu zeigen, wie niedrig er mein Wesen stellt. Du hast ihn aber wider seinen Willen mit Bewunderung erfüllt; ich sah das zumeist an seiner herben Weise, als er sich verabschiedete."

Frau Nagelmann lächelte matt. Nach der erlebten Aufregung machte der unausbleibliche Rückschlag sich geltend. „Ihn mit Bewunderung erfüllt?" fragte sie schwermüthig. „Nein, mein Kind; aber er war erstaunt, mich zwar verarmt, jedoch nicht geistig erniedrigt zu finden. Er hatte ein verdummtes, verbauertes Geschöpf erwartet, klagend über das selbst erwählte Geschick, vielleicht sogar Hülfe heischend von ihrem Feinde; und er traf auf eine Frau, welche zwar allen äußern Reichthum eingebüßt, aber doch nicht die geistigen Vorzüge ihrer einst bevorrechteten Stellung verloren hat."

„So ist es, Mama. Sage mir aber — ich hätte es dich schon früher fragen mögen —, wie hast du es vermocht, diesen innern Vorzug festzuhalten in dem unablässigen Kampfe mit Sorgen und Noth und unter dem Drange schwerer, ungewohnter Arbeit?"

„Ich hielt eben," antwortete Frau Nagelmann einfach, „unter den ungewohnten Mühen, so viel ich es konnte, theuere, alte Gewohnheiten fest. Was ich auch hingegeben habe von dem Schmuck des Lebens, um das Nothwendigste, oft ein Stück trockenes Brod, dafür zu erkaufen — meine

Bücher und mein Clavier habe ich mir nicht entreißen lassen. Jene waren die echten, treuen Freunde meiner seltenen freien Stunden und verhinderten mich, jemals zu vergessen, was ich in bessern Tagen gedacht, wie ich zur Zeit meines sorglosen Jugendglückes gefühlt habe. Und es ist kein Tag vergangen, so bitter er unter Hunger und Kummer, so zaudernd er unter harter Arbeit vorüber schleichen mochte, wo ich nicht eine kurze Stunde wenigstens die Klänge des Claviers weckte. Das hat mich gestärkt; denn es erhielt in mir das Bewußtsein lebendig, daß auch ich für eine Welt erzogen und gebildet wurde, welche Antheil an den reichen Schätzen alles Schönen und Erhabenen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft hat, wie klein auch der Bruchtheil sei, der auf mich gekommen ist. Laß dir das zur Lehre dienen, mein Kind; auch du hast Sinn für Poesie und ein Ohr für Musik; pflege diese Gaben des Himmels unter allen Umständen. So lange du sie nicht vernachlässigst, hast du einen sichern Schutz gegen die traurigste Gefährtin der Armuth, gemeine Rohheit.

IX.

„Du hast mir noch nichts von deinem Besuch im Nagelmann'schen Hause erzählt, Paul," sagte Frau v. Sendenhorst, als sie am Nachmittage mit ihrem Neffen allein war. „Wie hast du denn Anna und ihre Eltern angetroffen?"

„In Zuständen und Umgebungen, liebe Tante, daß ich nicht hoffe, von dem Onkel zu einer öftern Wiederholung dieses Besuches aufgefordert zu werden."

„Du hast das nicht zu befürchten, Paul. Ich besorge, du hast dich ziemlich schroff gegen die armen Leute benommen; denn der Onkel scheint es fast zu bereuen, dich bei ihnen eingeführt zu haben."

„Das thut mir leid, Tante Josephine. Ich ging bloß dem Onkel zu Liebe in das Haus, und um seinetwillen war ich auch entschlossen, jede übliche Höflichkeitsform auf's strengste einzuhalten. Habe ich diesen Vorsatz nun doch verletzt, so geschah das gegen meinen Willen und — so seltsam das klingen mag — fast auch gegen mein Wissen."

„Das klingt allerdings seltsam," erwiderte die Frau Oberst mit halbem Lächeln. „Ich möchte doch glauben, daß du sehr wohl weißt, was du willst, und ebenso auch genau das thust, was du willst."

„Für gewöhnlich ist es so, ich gebe das zu, Tante. Aber in diesem verwünschten alten Hause — verwünscht in mehr als einem Sinne — war ich durchaus nicht so ganz Herr meiner selbst, wie ich es zu sein liebe. Ich fühlte mich abgestoßen und angewidert, in höherm Grade sogar, als ich erwartet hatte, und meine Voraussetzungen in dieser Beziehung waren doch ziemlich stark. Allein das war es nicht, was mich meiner Selbstbeherrschung beraubte; denn ich war, wie gesagt, darauf vorbereitet — wenngleich in dem Schooße dieser Familie eine so jämmerliche Misère sich birgt, daß dadurch alle Vorstellungen von Armseligkeit und Verkommenheit, die ich mir jemals zu bilden im Stande war, übertroffen werden."

„Was hat dich denn so erregt, wenn es nicht dieses war?" fragte die Frau Oberst, indem sie das ernste Gesicht ihres Neffen forschend betrachtete.

„Ich kann es dir kaum sagen, Tante; denn ich bin mir selbst so wenig klar darüber, daß bei näherm Nachdenken über meine verdrießlichen Wahrnehmungen in jenem Hause ein Grund sich mir aufdrängt, so widersprechend wie alles, was in dieser wunderlichen Familie sich findet."

„Nun — du wirst mir ihn doch anvertrauen können, diesen geheimnißvollen Grund?"

„Er wird dir wie ein Unsinn vorkommen, Tante," sagte Paul mit einem Gesichte und in einem Tone, als habe er etwas sehr Beschämendes zu gestehen. „Ich fühlte mich seltsamer Weise eben so sehr angezogen wie abgestoßen."

Frau v. Sendenhorst lachte hell auf über dies klägliche Bekenntniß; denn dafür schien ihr Neffe es allerdings zu halten. „Freilich," versetzte sie, „daran ist nicht zu zweifeln, daß das sehr gegen deinen Willen geschah."

„Du mißverstehst mich, Tante Josephine," sagte Paul in dem gehaltenen Tone, den er immer annahm, wenn etwas in dem Benehmen oder in den Worten der Frau Oberst ihn zum Widerspruch reizte, während er sie doch zu sehr liebte und ehrte, um sie durch seine gewohnte Schroffheit zu verletzen. „Ich weigere mich niemals, das Gute anzuerkennen, wo ich es auch finden mag; und auch heute, auch bei diesen sonderbaren Menschen that ich es nicht. Ich hätte, ich versichere es dir, dem Oheim zu Liebe gern alle ihre Mängel übersehen und war sogar bereit, ihre Gutmüthigkeit, ihre Genügsamkeit oder was sonst für hausbackene Tugenden Onkel Karl an ihnen loben möchte, bereitwillig anzuerkennen. Aber ich war durchaus nicht vorbereitet auf die — sage ich es nur — die seltenen Eigenschaften, die ich dort im Schutt tiefer Armuth verborgen fand, gleich der Gluth eines Feuerberges unter erstorbenen Schlacken."

„Was meinst du? wovon sprichst du?" fragte Frau v. Sendenhorst, mehr und mehr gespannt. „Jetzt verstehe ich dich wirklich nicht, Paul."

„Nicht? Kennst du denn deines Schützlings Mutter nicht, Tante Josephine, jene unglückselige Frau, die einst meines Vaters Hand zurückwies, um die ihrige einem in jeder Beziehung tief unter ihm stehenden Menschen zu reichen? Man sagt, sie habe diesen unbegreiflichen Schritt aus Leichtsinn gethan, und seit ich den Menschen, diesen Dr. Nagelmann

gesehen, sage ich: dieser Leichtsinn war grenzenlos. Aber das ist der geringste Grund meines Staunens; vielmehr frage ich mich, seit ich sie sah, unaufhörlich: Ist es möglich, daß sie jemals so unbedacht, so wahnsinnig handeln konnte? Und die Antwort fällt jedes Mal verneinend aus."

„Und doch that sie es!" erwiderte Frau v. Sendenhorst. „Jener Leichtsinn, der sich nur zu oft im Gefolge der Jugend, der Schönheit und des Reichthumes findet, war eine der Triebfedern ihrer Handlungsweise; aber es wirkten auch noch andere mit, welche schwerer in's Gewicht fielen — Furcht und Stolz."

„Furcht und Stolz?" fragte Paul mit großem Erstaunen. „Was konnte sie fürchten bei einer Verbindung mit einem so edeln, so hochherzigen und geistvollen Manne, wie mein theuerer Vater war, und wie konnte es ihren Stolz befriedigen, statt seine bevorrechtete Stellung zu theilen, die Frau dieses — dieses obscuren Advocaten zu werden?"

„Zum Fürchten hatte sie allerdings einigen Grund. Neben den guten und schönen Eigenschaften deines Vaters, die du aufgezählt hast, besaß er auch einen maßlosen Stolz und eine unbezähmbare Herrschsucht — nein, fahre nicht auf, Paul; wenn wir die gegenseitigen Verschuldungen dieser beiden mir werthen Menschen abwägen sollen, müssen wir Jedem von ihnen gerecht werden! Sie, von Natur weich und empfindlich und durch eine verwöhnende Erziehung sehr eigensinnig geworden, sah voraus, daß sie durch jene Charakterzüge deines Vaters schwer leiden würde, sah es um so klarer ein, als sie ihn nicht liebte; und daß sie das nicht that, hatte hinwieder seine Ursache in ihrem verletzten Stolze."

„Dieses Letztere," bemerkte Paul, „scheint mir noch immer unverständlich."

„Es scheint dir so, weil du nicht alles weißt. Wie du gehört haben wirst, war Regine Ottmar schön, talentvoll

und reich, und diese vereinten Vorzüge trugen ihr die manchfachsten und übertriebensten Huldigungen ein, zu einer Zeit, als sie eigentlich die Kinderstube noch nicht hätte verlassen sollen. Sie hatte aber leider ihre Eltern früh verloren, und ihr viel älterer Halbbruder, der Hofrath Franz Steinwerth, der sie auf's zärtlichste liebte und wahrhaft väterlich um sie bemüht war, konnte ihr doch die Sorge und Leitung der Mutter nicht ersetzen. Er fühlte das; er erkannte die Gefahren, von denen das schöne, reiche, lebhafte, aber völlig unerfahrene Mädchen umgeben war. Er glaubte ihnen allen durch eine frühe, vortheilhafte Verheirathung am besten vorzubeugen, und — du hast ihn ja gekannt — er hatte übergenug von dem .... sage ich: von dem Selbstbewußtsein eines Steinwerth, um nur dem geringsten Zweifel Raum zu geben, als ob seine wohl erwogenen Anordnungen auf irgend einen Widerstand stoßen könnten. So entwarf er ganz bestimmte Pläne für die Zukunft seiner Schwester, ohne daß sie selbst die leiseste Ahnung davon hatte. Er berief deinen Vater, den er sehr liebte, nach Wetzlar, theilte ihm seine Wünsche mit und forderte ihn auf, sich zu erklären, ob er geneigt sei, dieselben zu erfüllen. Reginens Anmuth und Schönheit entzückten den ihr zum Gemahl bestimmten stolzen Mann, ja, er hat sie wohl tiefer geliebt, denn ihr Verlust verletzte ihn schwer; doch kann auch gekränkter Stolz die Mitursache seines Schmerzes gewesen sein.... Aber ich greife meiner Erzählung vor. Also Regine erwarb sich deines Vaters Zuneigung; jedoch glaube ich kaum, daß er sie nach ihrem Werthe zu schätzen wußte. Er behandelte sie mit einer Art herablassender Güte, mit einer sichern Zärtlichkeit, als hege er nicht den leisesten Zweifel an der Erwiderung seiner Gefühle, als könne der Gedanke an die Möglichkeit einer Zurückweisung nicht in ihm aufkommen. Regine, stolz im Bewußtsein ihrer Schönheit und Unabhängigkeit, und verwöhnt durch die ehrer-

bietigen Huldigungen der ganzen, sie umgebenden Männerwelt, war empört über eine ihr bisher so fremde Anmaßung und legte diese ihre Empfindung gegen ihren hochmüthigen Bewerber offen an den Tag. Anfangs hielt er ihr Benehmen für den Ausbruch kindischer Laune und machte den Versuch, ihr dieselbe durch kurze, schroffe Bemerkungen, wie er sie Andern gegenüber sehr wirksam gefunden, abzugewöhnen. Aber sie lehnte sich energisch dagegen auf, und als er nun sein Recht, ihre Erziehung zu vollenden, in der Eigenschaft ihres künftigen Gemahls in Anspruch nahm; sprach sie ihr entrüstetes Staunen über diese neue Anmaßung aus, sie als seine Verlobte zu betrachten, ehe sie noch das Jawort ausgesprochen. Sie fügte die feste Versicherung bei, daß sie entschlossen sei, nur dann in eine Verbindung mit ihm zu willigen, wenn sie die Gewißheit erlangt habe, daß er ihr ein liebevoller, sie berathender, aber auch ehrender Freund, nicht aber ein Tyrann sein werde.

„Sie hatte im Grunde Recht. Dein Vater aber nahm diese völlig erlaubte Selbstvertheidigung als eine tödtliche Beleidigung und als einen Eingriff in unantastbare Rechte auf, welche ihm aber Regine — wohl gemerkt — nie verliehen hatte. Er war damals noch jung, von sehr heftiger Gemüthsart, und sein Stolz äußerte sich noch ungemildert durch die feste Selbstbeherrschung, die er später erlangte. Es folgte ein Ausbruch dieses verletzten Stolzes, so maßlos, so furchtbar, daß er aus dem Herzen des jungen Geschöpfes, gegen welches er gerichtet war, für immer jede andere Empfindung für den Wüthenden verbannte, als die des Schreckens und der Furcht vor einem Manne, der unter der Herrschaft so entsetzlicher Leidenschaften stand.

„Von dieser Stunde an war Regine entschlossen, nie deines Vaters Gattin zu werden; sie erkannte jedoch bald, daß weder er selbst noch ihr Bruder zu bewegen sein würde,

das Band, welches sie an Paul Steinwerth knüpfte, als gelöst zu betrachten, obgleich sie selbst nichts anderes in der Sache gethan hatte, als daß sie sich die lässige Aufmerksamkeit des ihr bestimmten Gemahls hatte gefallen lassen, wie so manche andere, eifrigere Bewerbung. Noch viel weniger aber würden die beiden Männer, welche sich zu Herren ihres Geschickes aufgeworfen, jemals ihre Zustimmung zu einer anderweitigen Verbindung Reginens ertheilt haben, welche Wahl sie auch immer treffen mochte. Sie aber hatte den festen Vorsatz, sich ihr Loos selbst zu wählen und es so weit als möglich von dem ihrer beiden Tyrannen — nur als solche betrachtete sie ihren Bruder und seinen Vetter — zu trennen.

„Unter den jungen Männern," fuhr Frau v. Sendenhorst nach einer kurzen Pause fort, „welche sich um Reginens Gunst bewarben, war Keiner, der sich ihre Liebe erworben hatte, jedoch Einer, der ihr besonders gefiel, vielleicht, ja wahrscheinlich, um des Gegensatzes willen, den er zu deinem Vater bildete. Er war frisch und heiter, blond und helläugig, sorglos und leichtlebig. Stets aufgelegt zu Scherz und Tand, benutzte er seine Zeit nicht sehr gewissenhaft, und trug auch nicht schwer an dem Wissen, welches er sich erworben hatte. Er bewunderte Regine aufrichtig — ich glaube, er hatte sie herzlich lieb, und er legte diese Gefühle offen und ohne Rückhalt an den Tag, ohne jedoch die junge Dame mit den übertriebenen Huldigungen zu überhäufen, mit welchen die Mehrzahl ihrer Verehrer sie verfolgte. Wenn er sein Benehmen gegen sie auf das feinste berechnet hätte, so würde er es nicht klüger haben einrichten können, als indem er sich gleich fern von der Selbstüberhebung seines Rivalen Paul Steinwerth wie von der oft ziemlich würdelosen Unterwürfigkeit seiner übrigen Mitbewerber um Reginens Gunst hielt. Es war jedoch nichts Ueberlegtes, nichts Vorbedachtes in seinem Auftreten, sondern der Grund dazu lag einfach in der

Anerkennung, welche er der geistigen Ueberlegenheit des jungen Mädchens bereitwillig zollte, und in der zweifellosen Gleichberechtigung, die er seinen äußern Verhältnissen gegenüber den ihrigen irrthümlich zuerkannte. Mit dem naiven Selbstgefühl eines in beschränkten Kreisen und Ansichten auferzogenen Menschen übertrug er die kleinlichen Zustände seiner Heimath auf jeden andern Schauplatz, welcher sich ihm eröffnete. Sein Vater war Syndicus, in seiner kleinen Geburtsstadt einer der angesehensten Beamten, gewesen; das stellte ihn in den Augen seines Sohnes dem Vater Reginens, einem kaiserlichen Rathe, völlig gleich. Seine Eltern gehörten zu den reichsten Leuten in seiner heimathlichen Gegend; das stellte nach Goswin Nagelmann's Ansicht ihr Vermögen in dieselbe Linie mit den Besitzungen der größten Geldmänner oder Grundbesitzer, und daß Reginens Erbe das seinige vier Mal überstieg, änderte nichts in dieser Schätzung seines Reichthumes. Hierdurch gerieth auch Regine in eine Täuschung, welche sie zu ihrem Unglück erst dann erkannte, als sie das bewegte Leben voll glänzender Geselligkeit und anregenden Wechsels, welches sie in dem Hause ihres Bruders in dem damals an bedeutenden Persönlichkeiten reichen Wetzlar geführt hatte, für immer gegen die kleinlichen Zustände und das langweilige Einerlei der abgelegenen Landstadt Rauhenhorst vertauscht hatte."

„Das hätte sie aber ändern können," meinte Paul. „Gebot sie doch unumschränkt über ihr großes Vermögen, welches ihr Halbbruder in Folge des etwas unvorsichtig abgefaßten Testamentes ihrer Eltern ihr gleich nach ihrer Heirath ausfolgen mußte, obgleich sie sich, noch minderjährig, gegen seinen — ihres Curators — Willen vermählt hatte."

„Als ihre Eltern dies Testament abfaßten," versetzte die Frau Oberst, „fürchteten sie wohl ein wenig die Herrschsucht ihres Halbbruders; denn es geschah vermuthlich, um dieser ein Gegengewicht zu geben, daß sie in ihren letzten Willens-

meinungen der Tochter ein so unumschränktes Recht der Verfügung über ihre Hand und über ihr Vermögen verliehen. Die Folge bewies, daß die von Ottmar und seiner Frau angewandte Vorsicht, um Regine gegen die Willkür ihres Bruders zu sichern, zwar gerechtfertigt war, daß aber eine eben so große Gefahr für sie in der vollkommenen Freiheit lag, welche ihr dadurch über die Bestimmung ihrer Zukunft gegeben wurde."

„Freilich wohl. Aber ich komme darauf zurück, Tante Josephine, daß, wie unklug sie auch in der Wahl ihres Gatten war, sie doch, selbst nachdem sie ihm als seine Frau nach Rauhenhorst gefolgt war, auch hier bei der Unabhängigkeit, welche sie vermittels ihres überwiegenden Reichthumes und ihrer geistigen Ueberlegenheit sich leicht bewahren konnte, eine leidlich angenehme Stellung und eine gesicherte Zukunft sich hätte schaffen können."

„Ja, sie hätte es gekonnt, wenn sie von Natur weniger weich und zartfühlend und durch ihr bisheriges Leben weniger verwöhnt und empfindlich gewesen wäre. Diese Eigenschaften aber — die herrschenden Vorzüge und Mängel ihres Wesens — machten es ihr unmöglich, gegen die eigensinnige Beschränktheit, die grenzenlose Trägheit ihres Mannes und gegen seine bornirte Gutmüthigkeit — so nennt man ja die gedankenlose Schwäche, welche Niemandem eine Bitte abschlägt, einen Wunsch verweigert — wirksam anzukämpfen. Allen ihren, freilich oft zu ungeduldigen und leidenschaftlichen Bemühungen, ihn nach ihrem Willen, nach ihrer sehr häufig bessern Einsicht zu lenken, setzte er zuerst passiven Widerstand, dann rohe Härte entgegen. Denn gleich vielen gewöhnlichen Männern warf er als Gatte sehr bald den Zwang ab, den er sich als Liebhaber der höher begabten Geliebten gegenüber auferlegt hatte. Sie war abwechselnd erstaunt, bestürzt, verletzt und empört über sein Benehmen; sie verlor

das Bild von ihm, welches sie sich fälschlich ausgemalt hatte, und an die Stelle der kühlen Achtung und Zuneigung, welche sie ihm im Beginne ihrer Verbindung gewidmet, trat zuerst Entfremdung und dann eine mit Abneigung vermischte Furcht."

„Ein bitteres Loos!" sagte Paul halb vor sich hin.

„Ja wahrlich, ein bitteres Loos! Ich hatte Gelegenheit, die Wandlung, welche sich in ihr und ihren Verhältnissen vollzog, von Stufe zu Stufe zu beobachten; denn sie lebte bald nach ihrer Verheirathung mehrere Jahre in M., wo, wie du weißt, auch meine Eltern wohnten. Meine verstorbene Mutter fühlte sich zu der schönen, jungen Frau hingezogen, und ich — damals noch ein sehr junges Mädchen — schwärmte förmlich für sie. Später, als ich mich mit Sendenhorst vermählte, der in dem benachbarten B. in Garnison lag, zogen sie von M. wieder nach Rauhenhorst, und weil inzwischen dein Vater, seinen Verdruß über die von Reginen erfahrene Zurückweisung bekämpfend, meine Schwester geheirathet hatte, sah ich mich so halb und halb als eine Verwandte der Frau Nagelmann an. Um so eifriger suchte ich mich ihr zu nähern, als das Unglück schon unabwendbar über sie hereingebrochen war; und seit wir, nach deines Onkels Austritt aus dem Dienste, in Ravenschlag wohnen, nahm ich mich Anna's an."

„Das sieht dir gleich, Tante Josephine. Aber wodurch sind die Nagelmanns denn so schmählich herabgekommen? Ich fasse es nicht, wie man in einem Neste, gleich diesem Rauhenhorst, es ermöglichen kann, ein so großes Vermögen bis auf den Grund zu erschöpfen. Sie müssen ja erfinderisch im Verschwenden gewesen sein."

„Du irrst; sie haben durchaus nicht verschwenderisch gelebt. Die Dinge sind einen schlimmen, aber völlig natürlichen Weg gegangen. Nagelmann hatte, wie du weißt,

Jurisprudenz studirt, und sein Vater hatte ihn zu seiner fernern Ausbildung nach zurückgelegtem Universitäts-Cursus und Erlangung des Doctorhutes zu seiner weitern, praktischen Ausbildung nach Wetzlar an das Reichskammergericht geschickt. Während seines Aufenthaltes in Wetzlar starb der ältere Nagelmann, und als Goswin seine junge Frau heimbrachte, fand er nur noch seine Mutter und seine beiden Schwestern im elterlichen Hause. Die Letztern, beide bereits verlobt, verheiratheten sich sehr bald und zogen von Rauhenhorst weg, während Reginens Schwiegermutter kaum ein Jahr nach der Rückkehr ihres Sohnes starb. Dies war für die jungen Eheleute nicht gut, denn es vereinsamte sie sehr. Ihrer nahen Verwandten waren sie nun beraubt; die entferntern, halbgebildete, in kleinlichen Verhältnissen lebende Menschen, sagten Reginen nicht zu, und zu den wenigen Familien in Rauhenhorst, in welchen wahrhaft wohlerzogene Frauen und unterrichtete Männer sich fanden, war ihr der Zutritt versagt, weil sie durch Nagelmann's Eigensinn sämmtlich beleidigt worden waren. Er hatte nämlich, als er seine Frau zuerst nach Rauhenhorst brachte, von dieser verlangt, daß sie ihren Umgang bloß auf seine Verwandten beschränken solle. Frau Nagelmann, welche ihre Lage noch nicht zu übersehen vermochte und sich zugleich angenehm angesprochen fühlte durch das wohlhäbige und zuvorkommende Wesen ihrer Schwiegermutter und die sorglose Munterkeit ihrer jungen Schwägerinnen, hatte sich seinem Wunsche völlig gefügt. Auch brachten der Brautstand und die darauf folgenden Hochzeiten der jungen Damen für's erste genug Gäste und Abwechselung in's Haus, um Reginen keinen besondern Abstand ihrer jetzigen Lebensweise gegen die ihres elterlichen Hauses fühlbar zu machen. Aber mit dem Tode der alten Frau Syndicus erlitt die Geselligkeit, welcher ihre Schwiegertochter sich bis dahin erfreut hatte, eine plötzliche und so nachhaltige Unterbrechung,

daß es der jungen Frau vorkam, als sei sie nun für immer zu der langweiligsten Einsamkeit verdammt."

„Und ihr Mann that nichts, ihren Ansprüchen an das Leben gerecht zu werden?"

„Er dachte gar nicht daran. Es gehört eben zu den bequemen Menschen, die nie von selbst einen andern Weg einschlagen, als den, auf welchem sie zufällig wandern. Er wäre nicht nach Wetzlar gegangen, hätte sein Vater ihn nicht hingeschickt; er hätte nie Reginen geheirathet, wäre sie ihm nicht auf halbem Wege entgegengekommen, und er wäre mit ihr vermuthlich auf dem kleinen, kurtrierischen Dorfe geblieben, dessen Geistlicher das junge Paar traute, hätte seine Mutter ihn nicht nach Rauhenhorst zurückgerufen."

„Wie kam er denn aber mit seiner Frau nach M.?"

„Er hatte sich in seiner Vaterstadt als Advocat niedergelassen, und unter einigen Lappalien wurde ihm auch eine Sache von ziemlicher Wichtigkeit anvertraut. Er führte diesen Proceß in der nachlässigen, schleppenden Weise, welche von je her all sein Thun charakterisirt hat, gewann ihn aber doch, vermuthlich weil verschiedene scheinbare Gründe für das Recht seines Clienten sprachen. Wenige Monate nach der Publication des Urtheils starb der Gegner der Nagelmann'schen Partei. Es fand sich unter den Papieren des Todten ein Document, von dessen Vorhandensein dieser wahrscheinlich selbst nichts gewußt hatte; denn es stellte sein Recht gegenüber dem Clienten Nagelmann's in das hellste Licht, so daß nun feststand, daß dieser, freilich ohne es zu wissen und zu wollen, eine ungerechte Sache verfochten und durchgeführt hatte. Natürlich nahmen die Erben des Verstorbenen den Proceß gegen Nagelmann's Clienten wieder auf. Allein Dr. Nagelmann weigerte sich nicht bloß, diesen Rechtshandel weiter durchzufechten, sondern er schwor auch, überhaupt niemals wieder einen zu führen, da ein Advocat offenbar in

steter Gefahr sei, bei den reinsten Absichten das schmutzigste Unrecht zu vertreten. Er hielt Wort, und seine juristische Laufbahn war von jenem Tage an für immer abgeschlossen."

„Sonderbarer Mann!" sagte Paul nachsinnend. „Aber es ist bei alledem etwas in dieser Handlungsweise, was ich ehren, ja bewundern kann. Es ist nichts Geringes, eine kaum begonnene, ehrenvolle Laufbahn einem, wenn auch übertriebenen Gefühle für die Heiligkeit des Rechtes zum Opfer zu bringen."

„Ich fürchte nur, das Opfer wurde dem Dr. Nagelmann nicht so gar schwer," gab Frau v. Sendenhorst lächelnd zur Antwort. „Die Mühen und Plackereien des Proceßführens mögen dem bequemen, jungen Lebemanne nicht eben sehr gemundet haben, und er gebot damals über so reiche Geldmittel, daß die ohnehin nicht ergiebige Erwerbsquelle, welche er aus seinen Berufsarbeiten herleitete, ihm gleichgültig war. Doch bin ich überzeugt, daß durch jenen, gegen das wirkliche Recht gewonnenen Proceß Scrupel in ihm erwacht sind, welche ihn schwer beunruhigt haben mögen. Wollten aber alle rechtschaffenen Juristen handeln wie Nagelmann, dann würden nicht nur die ungerechten Streitsüchtigen, sondern auch die unschuldig Angegriffenen ihres Beistandes entbehren."

„Freilich, liebe Tante; wie kam er aber nun nach M.?"

„Gleich allen schwachen Menschen, die mit großen Glücksgütern gesegnet sind, zog auch er allerlei Subjecte an, welche, gleich ihm, es liebten, sich möglichst wenig anzustrengen, um möglichst viel zu genießen. Sie suchten Alle auf die eine oder andere Weise eines Theiles seines Vermögens habhaft zu werden. Der Eine borgte von ihm, ein Anderer bewog ihn, sich für ihn zu verbürgen, ein Dritter verkaufte ihm nutzlose Spielereien zu unmäßig hohen Preisen, und Alle tranken in den Weinhäusern auf seine Kosten, oder verleiteten ihn zu Ausflügen auf's Land und selbst zu größern Vergnügungsreisen, für welche der sämmtliche Aufwand dann

ihm zur Last fiel. So jung seine Frau noch war, so sah sie doch das Verderbliche dieses Treibens ein; aber sie hatte nicht die Kraft, demselben Einhalt zu thun. Um diese Zeit starb der eine von Nagelmann's Schwägern an einer rapid verlaufenden Brust-Entzündung und ließ seine Wittwe mit ihren Kindern im Besitze eines ziemlich ausgedehnten Fabrikgeschäftes. Die Angelegenheiten der verwaisten Familie standen mißlich, und die Wittwe ging ihren Bruder, den Dr. Nagelmann, um Hülfe und Beirath an. Er begab sich zu ihr nach M. und besah sich die Sachlage. Er hatte tiefes Mitleid mit seiner Schwester und die Ueberzeugung, daß er ihr auf irgend eine Weise helfen müsse. Da fand er denn, wie ich glaube, es sei das Bequemste, ihr Vermögen taxiren zu lassen, und ihr den veranschlagten Werth in einer baaren Summe auszuzahlen, von deren Zinsen sie noch heute mit ihren Kindern anständig lebt, während er für eigene Rechnung das wankende Geschäft übernahm, um es unter seiner Aufsicht — du kannst denken, welcher Art die war — von den Leuten des Verstorbenen fortführen zu lassen."

„Welch ein Wahnsinn! Erhob denn seine Frau dagegen keinen Einwand?"

„Nein; so weit gescheidter sie auch war als er, sie hatte doch noch viel weniger Geschäftskenntnisse als ihr Mann. Dazu kam, daß Rauhenhorst ihr gründlich verleidet war, und daß sie hoffte, Nagelmann durch das Uebersiedeln nach M. von den unliebsamen Verbindungen zu lösen, welche ihm in seiner Vaterstadt wie die Kletten anhingen. Das Letztere war ein Irrthum; denn was in solcher Art zu Rauhenhorst im Kleinen stattgefunden hatte, setzte sich zu M. in großartiger Weise fort. Die Fabrik ging — ich möchte fast sagen naturgemäß — von Jahr zu Jahr schlechter, und nach Ablauf von zehn Jahren mußte das Geschäft liquidiren. Keiner der Gläubiger erlitt einen Groschen Einbuße, aber

Nagelmann und die Seinigen zogen nach Rauhenhorst zurück mit einem jammervollen Reste ihres einst so bedeutenden Reichthums, in das alte Haus, dessen Verfall schon damals begonnen hatte, und der seitdem in fast erschreckender Weise zunimmt."

„Das ist ja eine Misère," bemerkte Paul, „bei deren Betrachtung man eben so viel Unwillen wie Mitleid empfindet."

„In Bezug auf Regine und ihre Kinder überwiegt doch gewiß das Mitleid, Paul. Die Arme! wie mag sie sich gegrämt und geängstigt haben, als sie in M. ihre Glücksumstände von Stufe zu Stufe sinken sah, ohne den drohenden Fall abwenden zu können. Und als sie dann verarmt nach Rauhenhorst zurückkehrte, welchen Leiden ist sie zur Beute geworden! Mangel, Entbehrung, Krankheit und — Unfrieden verbanden sich zu einer trostlosen Kette hoffnungslosen Elendes. Von sieben Kindern starben ihr fünf in kurzen Zwischenräumen nach einander hinweg; und welche Qualen mag das Mutterherz durchkostet haben, wenn sie sich sagte, daß Mangel und Noth die Ursache ihres jammervollen Hinwelkens seien, daß bessere Pflege und Nahrung ihre kranken Lieblinge würden gerettet haben, wenigstens ihre Leiden hätten lindern können. Da ist auch ihr Stolz gebrochen, und sie hat sich wiederholt um Hülfe und Beistand an den Hofrath Steinwerth, ihren Halbbruder, gewandt; aber der hat ihr jede Unterstützung hart abgeschlagen. Von daher datirt der bittere, menschenfeindliche Zug in ihrem Wesen, und als sie um dieselbe Zeit mehrfach eine rohe Mißhandlung von Seiten ihres Mannes zu erdulden hatte, wurde sie finster und scheu in einem solchen Grade, daß sie, obgleich mit Unrecht, von Manchen für eine Wahnsinnige gehalten wurde."

„Ha, das ist in Wahrheit eine entsetzliche Strafe!" rief Paul erregt aus. „Tiefer konnte sie nicht erniedrigt werden. Mein Vater ist zehnfach gerächt."

„Wie kannst du das noch mit dieser Art von Befriedigung sagen, Paul?“ fragte die Frau Oberst vorwurfsvoll. „Mir däucht, die Leiden, welche sie erduldet hat, müßten ihr selbst in deinen Augen zur Sühne gereichen.“

„Vielleicht, Tante Josephine. Wenigstens bitte ich dich, mir das zu glauben, daß ich ihrem erbärmlichen Ehemanne gegenüber nicht einen Schatten von Erkenntlichkeit, sondern eher das Gegentheil dafür empfinde, daß er selbst es übernommen hat, meinen Vater an ihr zu rächen. Bitterer aber konnte die Vergeltung sie nicht treffen, als dadurch, daß der armselige Rival, den sie ihm vorzog, sich selbst zum Werkzeug ihrer Strafe machte.“

„Sei dem, wie ihm wolle,“ entgegnete seine Tante ernst; „sie hat mehr Uebeles erduldet als begangen.“

„Das ist möglich, liebe Tante. Doch Eines laß mich dir noch sagen. Welch ein Jammermensch dieser Nagelmann auch ist, ich hätte ihn nicht für fähig gehalten, ein Weib zu mißhandeln. Nicht daß ich ihn für solche Niedrigkeit zu anständig erachtete; aber seine schlaffe Gutmüthigkeit und selbst seine Indolenz scheinen ihn vor solchen Ausschreitungen zu schützen.“

„Welcher Egoist hört nicht auf gutmüthig zu sein, sobald er seine angeblich berechtigten Forderungen unbefriedigt, und sich in seinem Behagen gestört findet? Als der Mangel im Nagelmann'schen Hause so groß wurde, daß kein Dienstbote mehr gehalten werden konnte, rissen Schmutz und Unordnung bald überall ein; denn Reginens schwache, der Arbeit ungewohnte Kraft vermochte den zahllosen Anforderungen, die an sie gestellt wurden, nicht zu genügen. Die Bildung ihres Geistes reichte nicht hin, um ihr, die von Kindheit an nur Ueberfluß und Wohlleben gekannt hatte, die Befähigung zu verleihen, um auch in einem zerrütteten Hauswesen noch erträgliche Zustände herzustellen. Nagelmann, der Armuth eben

so ungewohnt wie seine Frau, und zu verblendet, um sich zu sagen, daß er allein sie verschulde, sah mit mürrischer Ungeduld die Noth und Reginens Ohnmacht, ihr abzuhelfen; er machte ihr Vorwürfe, als sei ihr Mangel an häuslicher Geschicklichkeit die einzige Ursache ihres beiderseitigen Unglücks, und als sie sich entrüstet gegen diese ungerechte Beschuldigung vertheidigte, mißhandelte er sie mit roher Hand. Von da an war sie finster, schweigsam, scheu, und unter keinem Vorwande mehr zu bewegen, ihr Haus zu verlassen, als sei sie überzeugt, jeder fremde Blick auf sie verrathe der Welt die Schmach, die sie erlitten."

„Unseliges Geschöpf!" rief Paul. „Wie ist es möglich, daß sie unter einem solchen Geschick nicht erlag!"

„Es waren ihr noch zwei Kinder geblieben, für welche zu leben ihre Pflicht war. In dem Sohne hat sie freilich bloß eine neue Sorgenquelle; ihre Tochter — du kennst sie ja, Paul, obgleich du sie nicht nach ihrem Werthe schätzest. Dieses Kind mit seiner tiefen Liebe zu der unglücklichen Mutter, seiner halb mitleidigen Sorge für den armen, schlaffen Vater, mit seiner unermüdlichen Thätigkeit und seinem sonnig heitern Gemüthe ist trotz seiner zarten Jugend die einzige Stütze für die unglückliche Familie und ein köstlicher Schatz für ihrer Mutter Herz. Nicht für den höchsten Preis der Erde möchte ich dieser jungen Seele ein Leid zufügen, weil der Schlag zweifellos auch die Mutter treffen würde; dann aber würde der volle Becher überfließen und Verzweiflung das Ende sein.... Doch ich rede in den Tag hinein; denn wie könnte es mir je in den Sinn kommen, meinem Annchen wehe zu thun? Wir haben zu lange allein gesessen und geplaudert; dein Oheim ist schon eine Weile im Nebenzimmer, und Jakob hat das Theezeug hereingebracht. Laß uns zum Onkel hinübergehen; er nimmt seinen Thee lieber von mir als von Cäcilie, die seine kleinen Angewöhnungen noch nicht kennt."

X.

Die Theestunde, für gewöhnlich eine Zeit heiterer Geselligkeit in Ravenschlag, ging heute still vorüber. Der Oberst war noch ein wenig verstimmt über Paul's Benehmen bei seinem Besuche im Nagelmann'schen Hause, und Frau v. Sendenhorst und ihr Neffe empfanden Beide die Nachwirkung des ernsten Gespräches, welches sie so eben mit einander geführt hatten. Cäcilie allein befand sich im Besitze ihrer gewohnten Laune, von welcher man sagen durfte, daß sie in letzterer Zeit eine vorwiegend muntere gewesen war. Doch war das Fräulein v. Sendenhorst sogar unter dem Einfluß einer günstigen Gemüthsstimmung niemals selbst anregend; wenn sie sich gesprächig und liebenswürdig geben sollte, bedurfte sie angenehmer äußerer Einwirkungen. Diese waren ihr seit kurzem zu Theil geworden. Paul hatte sich viel mit ihr beschäftigt und ihr in reichem Maße alle die kleinen Aufmerksamkeiten erwiesen, zu denen ein junger, wohlerzogener Mann sich gegenüber einer gleichfalls jungen und noch dazu hübschen Hausgenossin verpflichtet fühlt. Er hatte dabei durchaus keine Nebengedanken; seine Absicht war einzig, der Nichte des Obersten die gebührende Artigkeit zu erweisen; und nur dann erhielt sein Benehmen gegen sie etwas Bezeichnendes, wenn Anna zugegen war. Gegenüber dem Zwecke, den er dabei verfolgte, war ihm Cäcilie eigentlich Nebensache. Sein Vorhaben ging bloß dahin, es der Tochter des verkommenen Advocaten empfindlich fühlbar zu machen, welche Kluft sie in seinen Augen von einer jungen Dame aus der „guten" Gesellschaft trennte; aus seiner auszeichnenden Aufmerksamkeit gegen das Fräulein v. Sendenhorst und aus der kalten Achtlosigkeit in seinem Betragen gegen sie selbst sollte Anna den

Schluß ziehen, wie niedrig sie und ihre Stellung in seiner Schätzung waren.

Sie zog ihn auch richtig, diesen Schluß; ja, sie that mehr. Sie erkannte mit zweifelloser Sicherheit die Absicht, ihr denselben aufzudrängen, und sagte sich mit bitterer Genugthuung, daß die Mühe, welche ihr stolzer Widersacher sich deshalb gebe, eine überflüssige sei. „Ich weiß, daß er mich gering achtet; ich erkenne den Unterschied, der zwischen mir und diesem schönen, vornehmen Mädchen besteht," sagte sie sich, wenn sie nach einem in Ravenschlag verlebten Abende an der Seite der alten Nähterin nach Rauhenhorst ging; „aber sein Urtheil soll mich nicht kümmern; denn es ist in jeder Beziehung falsch. Ich verdiene keine Verachtung, weil ich arm bin — ein Unglück ist keine Schmach; und der Unterschied zwischen Fräulein v. Sendenhorst und mir ist ein bloß äußerer. Dank der Liebe meiner theuern Mutter und der Güte der Frau Oberst, bin ich eben so gut unterrichtet und im Wesentlichen eben so sorgfältig erzogen wie sie."

Cäcilie erkannte dagegen Beweggrund und Absicht im Benehmen des jungen Steinwerth gegen sie weniger richtig als Anna. Sie wähnte, durch seine geflissentlichen Aufmerksamkeiten in Anna's Gegenwart wolle er ihr eine Freude machen, einen Triumph bereiten; sie freute sich darüber, triumphirte. Paul durchschaute das, und sie stieg hierdurch nicht in seiner Achtung. Nach Männerart kam ihm jedoch nie ein Gedanke daran, daß er ein Unrecht gegen Cäcilie beging, indem er sich ihrer als eines Werkzeuges zur Kränkung Anna's bediente. Eben so wenig fiel es ihm ein, daß seine Aufmerksamkeit gegen das Fräulein v. Sendenhorst dieses zu der Hoffnung auf eine Verbindung mit ihm berechtigen könne. Freilich trugen seine Worte und sein Benehmen nicht den Charakter einer Bewerbung; aber ein etwas selbstgefälliges Auge oder ein Gemüth, welches darauf bezügliche Wünsche

nährte, konnte sich wohl in eine Täuschung darüber verstricken.

Heute freilich gab er ihr keine Veranlassung, sich für den Gegenstand ihrer Bewunderung zu halten. Er war still, in sich gekehrt, beinahe finster, und wenn er ein Wort an Jemanden richtete, so war es seine Tante. Cäcilie versuchte einige Male in scherzender Weise seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; als dies ihr jedoch mißlang, verlor sie die Geduld. „Man sollte glauben," sagte sie in einem Tone, der unter gezwungener Munterkeit ihren Unwillen nur schlecht verhüllte, „dieses erbärmliche Nagelmann'sche Haus sei eine verzauberte Höhle, Tante Josephine; denn seit Onkel Karl und Herr Steinwerth sich hineinwagten, haben sie Beide, wie es scheint, Lust und Muth verloren. Ist es nicht, als wenn ihnen in der baufälligen Baracke etwas Entsetzliches begegnet wäre?"

Statt seiner Tante antwortete Paul: „Sie irren nicht in dieser Voraussetzung, mein gnädiges Fräulein; wir haben Entsetzliches gesehen — einen stolzen, reich begabten Menschengeist gebrochen, zu Grunde gerichtet durch die Schläge eines grausamen Geschickes."

Cäcilie horchte hoch auf. Sie verfärbte sich; denn diese Antwort verdroß sie eben so sehr, wie sie sie überraschte. Der Oberst aber wandte sich mit einem kurzen Ruck nach seinem Neffen um, stieß sein eigenthümliches „He!" aus und fragte: „Kommen wir zur Einsicht? Es ist aber brav, seinen Irrthum einzugestehen."

„Ich kann das um so leichter, Onkel Karl, als Sie mir zugeben müssen, daß es ein unverschuldeter war; denn ich habe die Frau Nagelmann heute zum ersten Male gesehen."

„Wie! Das ist lustig, Josephine! Spricht der junge Mensch von der alten Doctorin, und ich denke an meinen lieben Flachsfinken."

„An diesem Mißverständniß," erwiderte die Frau Oberst lächelnd, „ist aber Paul nicht schuld. Unsere frische Anna ist ja weder gebrochen noch zu Grunde gerichtet."

„Nein, Gott sei Dank, nicht!" bekräftigte ihr Gemahl. „Wenn jedoch von dem verwünschten alten Bau die Rede ist, denke ich immer zuerst an den armen kleinen Vogel, der darin gefangen sitzt."

„Für den," sagte Paul leichthin, „ist das Gefängniß so hart nicht; er ist darin groß geworden und kennt nichts Besseres. Ueberdies hat das junge Mädchen wohl einen so genügenden Theil von seines Vaters gleichgültiger, oberflächlicher Natur geerbt, um nicht durch Wünsche und Bedürfnisse, die auf etwas Höheres als die Forderungen des Augenblickes gerichtet sind, beunruhigt zu werden. .... Aber die Mutter! Sie hat bessere Tage gekannt und — fast möchte ich sagen, leider — die Erinnerung daran nicht verloren." Er stand auf, nahm seinen Hut und ging in's Freie hinaus.

Der Oberst sah ihm nach mit einer Mischung von Aerger und Verwunderung. Dann wandte er sich an seine Frau mit der Bemerkung: „Weißt du, Josephine, dein neveu ist ein curioser Kauz. Ich werde mich mein Leben lang nicht in ihm zurecht finden."

„Das ist doch nicht so schwer, lieber Onkel," meinte Cäcilie. „Herr Steinwerth gefällt sich einfach darin, den Bizarren zu spielen."

„Ihr beurtheilt ihn Beide unrichtig," sagte die Frau Oberst ruhig. „Paul ist ein etwas stolzer und eigensinniger, aber rechtlicher Mann. Er will das Gute und bemüht sich auch, es überall, wo er es erkennt, auszuüben; es ist aber nicht zu leugnen, daß er dabei manchen Kampf mit seinem Stolz und seinem Eigenwillen zu bestehen hat."

„Und es ist eben so wenig zu leugnen, meine Liebe," versetzte der Oberst, „daß die beiden letztgenannten unangenehmen Streiter in ihm oft den Sieg davontragen."

Inzwischen schritt Paul durch das Thor auf den Weg hinaus und durch die stillen Wiesen und Felder auf den Wald zu. Er empfand das Unbehagen, eine von Kindheit auf gehegte Ansicht plötzlich erschüttert zu sehen, während er der sich ihm gewaltsam aufdrängenden neuen nur widerstrebend Einlaß gewährte. Seit er von der Existenz Regine Ottmar's und der Ihrigen wußte, hatte er ihrer stets mit gründlicher Geringschätzung gedacht; die Verachtung war eine so tiefe, daß er jene Frau und ihre Angehörigen kaum seiner Feindschaft gewürdigt haben würde, hätte er nicht gewußt, wie sie einst so viel Bedeutung besessen, daß es für sie im Bereiche der Möglichkeit lag, seinen Vater zu beleidigen. Im Lichte dieser Beziehung stieg sie so weit in seiner Schätzung, daß sie hassenswerth wurde; in allem Uebrigen stand sie und ihr Geschick in seinen Augen so tief, daß es kaum etwas Niedrigeres geben konnte.

Diese vorgefaßte Meinung war durch die Erfahrung einer einzigen Stunde völlig untergraben worden. Es war dadurch eine Lücke gerissen in den festgefügten Kreis der Anschauungen des jungen Mannes, und das Material, welches sich ihm bot, um sie auszufüllen, paßte nicht zu den übrigen Gestalten, welche bisher vorzugsweise die Erinnerungen an die Vergangenheit für ihn verkörpert hatten. Wenn Regine Ottmar nicht das leichtsinnige, gedankenlose, in plumpe Gemeinheit versunkene Geschöpf war, als welches er sie von je her betrachtet hatte, wenn ihr hartes Loos nicht die wohlverdiente Strafe war für ein nicht bloß übereiltes, sondern geradezu schlechtes Handeln, dann waren anderseits auch sein Vater und dessen Vetter nicht die tadellosen Musterbilder stolzer Männlichkeit, wofür er sie bisher gehalten, und ihr

Urtheil, das er bis jetzt um keinen Preis angezweifelt haben würde, kein unfehlbares.

Paul war tief beunruhigt durch die Erschütterung eines Glaubens, der ihm bis dahin unantastbar dünkte, um so tiefer, als die Ehrfurcht, die er jenen beiden Männern gewidmet hatte, sich auf die hohe Achtung gründete, welche er der einzigen menschlichen Autorität, die er gelten ließ, zollte. In der tiefen Verehrung, mit welcher er zu seinem Vater und dessen Freund aufblickte, gab er einen Beleg für die seltsame und doch natürliche Erscheinung, daß Männer, welche ein ungewöhnlich lebhaftes Selbstgefühl hegen, ja, die von Hochmuth nicht frei sind und keinen andern Menschen über sich erkennen wollen, doch auf Diejenigen, denen sie ihr Dasein und den größten Theil ihrer geistigen Bildung verdanken, als auf bevorzugte, höher begabte Wesen blicken. Sie machen gleichsam ein Idol aus ihrem Bildner, um sein Werk — sich selbst — desto höher stellen zu dürfen.

Als Paul den Wald erreichte, hatte eben die letzte, schöne Stunde des Sommertages begonnen, wo der Kuß der sinkenden Sonne das Antlitz der Erde verklärt. Ein Strahlennetz verband Himmel und Erde. Die Luft glühte, der Bach schimmerte, warme Lichter spielten um die schlanken Stämme der Tannen, und blitzende Funken zuckten in ihren dunkeln Kronen. Tief aus dem Busche tönte das Girren der Holztaube, und am Saume des Weges wiegte sich eine Goldamsel in den graziösen Zweigen einer hohen Birke und jubelte ihr Abendlied dem ernsten Wanderer entgegen.

Er stand still; denn der Zauber der lieblichen Stunde unterbrach für einen Augenblick die Folge kämpfender Gedanken in seiner Seele. Auf das friedliche Thal, die wohlgepflegten Felder und den muntern Bach blickend, lauschte er selbstvergessen dem Gesange des Vogels. Als er sich wandte, um weiter zu gehen, fiel sein Blick auf den breiten Weg, der

durch den Wald nach Rauhenhorst führte. Goldgrüne Lichter fielen auf die Gräser am Rande und schimmerten auf dem glatten Kies. Paul sagte sich unwillkürlich, mit welch' kindlicher Fröhlichkeit an einem Abende, wie der heutige war, Anna durch den Wald nach Ravenschlag eilen würde; und obgleich er wußte, daß es ihr Tag nicht war, schlug er doch hastig einen Seitenpfad ein, als wolle er einer Begegnung mit ihr ausweichen.

Er hatte damit einem unbewußten Impulse nachgegeben und lächelte schwach, als er es inne ward, änderte aber doch die eingeschlagene Richtung nicht; denn es war ihm gleichgültig, wohin er ging. Und eigentlich war es ihm lieb, auf diesen Nebenpfad gerathen zu sein; das Holz zu beiden Seiten stand dichter als an dem Hauptwege, und die fest verschlungenen Baumkronen gewährten dem Lichte nur sparsam Zutritt, so daß die grüne Dämmerung, die selbst an sonnigen Tagen hier herrschte, um so tiefer wurde, je weiter man auf dem schmalen Stege in den Wald drang.

Es würde aber besser gewesen sein, wenn er in der freien Luft und dem Sonnenschein draußen geblieben wäre; denn die Einsamkeit und Dunkelheit des Weges, auf dem er sich jetzt befand, riefen die düstern Gedanken, deren er sich einen Augenblick erwehrt hatte, auf's neue hervor. Es währte nicht lange, bis er, wieder alles um sich her vergessend, seinen Weg verfolgte, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, den Kopf gesenkt, mit langsamen Schritten und kaum wissend, ob er durch den Wald oder durch die Straßen einer Stadt ging.

Plötzlich stutzte er. Ein Ton hatte sein Ohr getroffen, der zu jeder Zeit und unter allen Umständen etwas Erschütterndes für uns hat, vorzüglich aber, wenn wir ihn unerwartet in der Einöde vernehmen — das angstvolle Keuchen einer menschlichen Brust. Er erhob die Augen und erblickte vor

sich auf der Umwallung eines Grabens das Wesen, welches die bangen Laute ausstieß.

Es war eine Frau im sogenannten besten Lebensalter, welche, ihrer Kleidung und ihrem sonstigen Aeußern nach zu schließen, dem mittleren Bürgerstande angehörte. Neben sich hatte sie ein großes, grobes Tuch ausgebreitet, auf welchem ein Haufen Tannennadeln und Haidekraut zusammengetragen war, die ohne Zweifel als Streu für das Vieh dienen sollten. Obwohl solches Streusammeln ein Erwerbszweig ist, dem sich in jener Gegend nur die Bedürftigsten unterziehen, so konnte es doch unmöglich Mangel sein, was eben diese Frau bewogen hatte, eine solche Arbeit zu verrichten. Sie war auffallend gut gekleidet, und in ihrem Wesen und Aussehen verrieth sich keines der Zeichen, welche die unvermeidlichen Folgen schwerer, körperlicher Anstrengungen und Entbehrungen sind. Dennoch stand sie unverkennbar unter der Herrschaft eines tiefen Grames. Sie lehnte zusammengebrochen an einem etwas erhöhten Rasenstück, den Kopf gebeugt, die Hände, denen die Sichel entfallen war, in den Schooß gesunken, und rührte kein Glied. Die Brust hob und senkte sich gewaltsam, und der Athem kam und ging hörbar und stoßweise über die zitternden Lippen.

Der Ausdruck so großen Leides hat etwas Spannendes und Beängstigendes auch für den unbetheiligten Zuschauer, und es muß ein hartes Herz sein, welches da nicht helfend einzugreifen wünscht. Paul empfand das, als er im Gegensatz zu seiner sonst so kühlen Zurückhaltung eifrig rief: „Frau, was ist Euch? Sprecht zu mir. Kann ich Euch nicht helfen?“

Die Fremde fuhr zusammen mit so tödtlich erschrockener Miene, als sehe sie sich plötzlich einer großen Gefahr gegenüber. Bleich bis in die Lippen hinein, bebend an allen Gliedern starrte sie Steinwerth an und versuchte vergebens

zu sprechen oder sich vom Boden zu erheben, — sie war wie gelähmt vor Angst.

Mit Befremden nahm Paul diese Wirkung seiner gut gemeinten Anrede wahr. Vielleicht hatte er zu laut und zu hastig gesprochen und dadurch die Unglückliche, die ganz allein zu sein glaubte, erschreckt. Er wiederholte deshalb seine frühern Worte in möglichst sanftem Tone und fügte noch die Frage hinzu, ob die Fremde krank sei.

Die Frau hörte ihm gespannt zu; es schien sie zu beruhigen, als sie erkannte, daß seine Fragen nichts Anderes enthielten als den Ausdruck menschlicher Theilnahme für ein leidendes Mitgeschöpf, und sie ermuthigte sich so weit, um ihm antworten zu können: „Ich danke Ihnen, Herr; ich bin nicht krank. Mir fehlt nichts, ich war bloß ein wenig traurig. Das passirt mir zuweilen, wie das ja wohl jedem Menschen manchmal passirt.“

Paul sah sie bedenklich an. Daß sie jetzt nicht die Wahrheit sprach, war unverkennbar. Ein wenig traurig? Es war ein leidenschaftlicher Gram, in den er sie vorhin versunken fand, und vergebens suchte sie diesen jetzt zu verbergen; ihrem ganzen Wesen war das Gepräge tiefer Verzweiflung aufgedrückt.

Paul wußte nicht, was und wie er weiter fragen sollte. Er fürchtete, die Unglückliche zu ängstigen oder zu verletzen, und beides hätte er gern vermieden, weil sie ihm aufrichtiges Mitleid einflößte. Aber eben dieses Mitleid verhinderte ihn auch, sie zu verlassen, bevor er noch einen Versuch gemacht hatte, ihr Vertrauen zu erwecken.

„Ihr habt Recht, Frau,“ sagte er, sich ruhig neben ihr auf den Grabenrand niederlassend. „Jeder Mensch hat bisweilen eine traurige Stunde, und ich war in demselben Falle, als ich so eben den Weg hier herauf kam.“

„Ihr, Herr?“ fragte sie verwundert. „Ihr seid doch noch so jung und seht so gut aus.“

„Nun, krank bin freilich auch ich nicht," gab er ihr lächelnd zur Antwort, „eben so wenig wie Ihr, und auch nicht arm. Auch war es kein Kummer, der mich persönlich betraf, was mich betrübte; sondern ich dachte an eine unglückliche Familie, die Ihr vielleicht kennt. Oder seid Ihr nicht aus Rauhenhorst?"

Paul sprach in dieser Weise mit der Fremden halb von sich selbst, halb ihrem muthmaßlichen Ideengange folgend, um sie vorerst überhaupt nur zum Reden zu bringen; er ahnte nicht, welche empfindliche Saite er im Gespräche mit ihr bald berühren sollte. Sie sah ihn jetzt ziemlich ruhig an und erwiderte: „Ja, aus Rauhenhorst bin ich, Herr."

„Nun, dann ist Euch wahrscheinlich auch die unglückliche Familie des Doctors Nagelmann bekannt; in solchen kleinen Orten weiß ja Jeder vom Andern."

„Die Familie Nagelmann? Und was sollte ich von ihr wissen?" fragte die Frau so aufgeregt, daß Steinwerth's Interesse an ihr jetzt eine andere Richtung erhielt. Er sah sie aufmerksam an, sagte aber anscheinend gleichgültig: „Nun, was Jedermann weiß, daß die Leute sehr unglücklich sind, besonders die Frau."

„Das ist, leider Gottes, wahr," bestätigte die Andere, schien aber trotz dieser Antwort mehr persönliche Unruhe als Theilnahme für die Genannte zu fühlen. „Es ist aber immer so," fügte sie bei; „wo das Unglück in ein Haus kommt, legt es den schwersten Pack auf die Schultern der Frau."

„Das scheint mir eine etwas gewagte Behauptung," meinte Paul. „Es gibt auch manchen Mann, der schwer zu tragen hat, und bisweilen ist sogar die Frau daran schuld."

Die Fremde schüttelte den Kopf, als könne sie ihm nicht beistimmen, sagte aber nichts, und so fuhr er fort: „Doch will ich zugeben, daß im Nagelmann'schen Hause nicht nur die Hauptsorge auf der Frau Doctor ruht, sondern daß auch nicht

sie, wohl aber der Doctor die Schuld ihrer Verarmung trägt. Auch das ist wohl ihm beizumessen, daß sie nicht hoffen darf, an dem Sohne eine Stütze und Hülfe zu finden, sondern vielmehr das Gegentheil befürchten muß."

Abermals prägte sich der Ausdruck lebhafter Furcht in dem Gesichte der Fremden aus, und sie fragte stammelnd: „Herr, warum sagen Sie mir das? Glauben Sie denn, daß ich ... daß ich ... von diesen Leuten was Besonderes weiß?"

Steinwerth hatte das bis zu diesem Augenblicke natürlich nicht geglaubt, hatte es nicht glauben können, weil er von der Unbekannten, deren Verhältnissen und Beziehungen, ja selbst von ihrer Existenz, bis vor einer halben Stunde noch nicht die geringste Kenntniß hatte; daß sie aber diesen Argwohn bei ihm voraussetzte, weckte den seinigen, und er richtete seine Antwort danach ein. „Ja," sagte er; „ich bin davon überzeugt, und es ist mein dringender Wunsch, daß Ihr mir es aufrichtig mittheilt."

„Herr," fragte die Frau mit sichtlich zunehmender Unruhe und einem sehr wenig gelungenen Versuche, sie unter dem Scheine der Entrüstung zu verbergen, „wer gibt Ihnen das Recht, mein Vertrauen zu fordern?"

„Die Theilnahme, welche ich für die Frau Nagelmann empfinde," erwiderte Paul sehr ernst.

„Wenn es weiter nichts ist," sagte die Fremde, ein wenig erleichtert, „so ist es besser, daß ich schweige; denn die Nagelmanns sind eigene Leute und halten nicht viel darauf, daß fremde Menschen sich in ihre Angelegenheiten mischen."

„Darin haben sie vollkommen Recht," versetzte Paul; „ich bin ihnen aber nicht fremd: der verstorbene Bruder der Frau Doctor war mir nahe verwandt." Er stutzte über sich selbst, als er so gegen die unbekannte Bürgerfrau diese Verwandtschaft anerkannte, während er sie der ehemaligen Regine Ottmar gegenüber in beleidigender Weise zurückgewiesen hatte.

Die Fremde — es war die Frau des Brahmschmiedes — sah ihm mit weit geöffneten Augen voll in's Gesicht: „Mein Gott," stammelte sie, „hat sie denn noch Verwandte, vornehme Verwandte, die sich um sie bekümmern? Das hab' ich nicht gewußt, das hab' ich nicht gewußt!"

„Jetzt aber habe ich es Euch gesagt," versetzte Paul in fast strengem Tone; „und ich will noch ausdrücklich hinzufügen, daß die Frau Doctor also nicht schutzlos und verlassen ist. Wenn ich erfahre, daß Jemand ihr Verdruß gemacht oder Unrecht zugefügt hat, werde ich ihn zur Rechenschaft ziehen. Und nun sagt mir ohne Umschweife, was Ihr wißt."

Frau Brunloo zitterte an allen Gliedern, rang die Hände und brach in krampfhaftes Schluchzen aus, brachte aber kein Wort hervor. Paul wartete eine Weile schweigend, als sie aber durchaus nicht sprechen zu wollen schien, sagte er mit der frühern Strenge: „Ich habe Euch schon beobachtet, ehe Ihr mich sahet. Ihr saßet müßig allein im Walde und hingt verzweifelten Gedanken nach; und da Ihr weder arm noch krank seid, so muß ein geheimes Unrecht die Ursache Euerer Verzweiflung sein."

Er fühlte wohl, daß er eine grausame Behauptung aufstellte, und daß ein geheimer Kummer gar wohl denkbar sei ohne eine geheime Schuld; aber er war entschlossen, zu erfahren, in welchen Beziehungen dieses unglückliche Weib zu den Nagelmanns stände, und die Heftigkeit seiner Natur verführte ihn dazu, daß er fast unwillkürlich das Mittel der Einschüchterung ergriff.

„Ach, Herr," betheuerte die zitternde Frau, mit dem Versuche, durch ein absichtliches Mißverstehen dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, „ich habe ja kein Unrecht begangen — die Bürgerfrauen dürfen ja Streu im Stadtbusch sammeln, und wenn es auch für gewöhnlich nur die ganz Armen thun, so gehe ich doch auch zuweilen in's Holz,

um ... um ..." sie rang von neuem die Hände und weinte heftig.

„Nun — um — weshalb geht Ihr in den Busch?" fragte Paul ungeduldig.

„Ach — nur um ein Mal allein zu sein, wo kein Mensch mich sieht und hört. Glaubt es mir doch, Herr: es ist die reine Wahrheit," versicherte das unglückliche Weib, ganz verwirrt durch ihre Angst und seine Strenge.

„Ich zweifele nicht daran," entgegnete Paul. „Ihr geht in den Wald, um Euch den Ausbrüchen einer Verzweiflung zu überlassen, deren Ursache Ihr Niemanden verrathen wollt. Ich würde auch nicht in Euch dringen, daß Ihr sie mir mittheilen solltet, hätte ich nicht allen Grund, vorauszusetzen, daß Euer Geheimniß in irgend einem Zusammenhange mit der Familie der Frau Doctor Nagelmann steht."

„Nein, nein, sie wissen nichts davon!" betheuerte Frau Brunloo.

„Ihr sprecht jetzt nicht die Wahrheit. Warum erschrackt Ihr denn so heftig, als ich vorhin des jungen Nagelmann erwähnte?"

„That ich das denn? — Ja, ich bin so schreckhaft. Aber das braucht Sie nicht besorgt zu machen, Herr; es war nur so ein Anfall."

„Frau," sagte jetzt Paul mit eindringlichem Ernste, „je mehr Ausflüchte Ihr macht, um so fester bestärkt Ihr mich in meinem Glauben, daß Ihr im Besitze eines Geheimnisses seid, welches für Euch mit Gefahr oder Schande verbunden und welches zugleich nicht ohne Beziehung zur Familie Nagelmann ist. Ich rathe Euch jetzt um Euerer selbst willen, mir offen und der Wahrheit gemäß zu gestehen, in welchem Verhältniß Ihr oder die Euerigen zu —" er zögerte einen Augenblick und fuhr dann bestimmt fort: „zu Reiner Nagelmann steht. Thut Ihr es nicht, so werde ich die Hülfe der

Behörden in Anspruch nehmen, um ein Geheimniß zu ergründen, welches mir nicht ohne Gefahr für den jungen Mann zu sein scheint."

„Die Behörden!" rief die Frau des Brahmschmiedes, auf's neue die Hände ringend. „Das ist ja, glaube ich, der Bürgermeister und der Landrichter."

„Ganz recht, sie sind es," bestätigte Paul, indem er die Augen durchdringend auf ihr Gesicht heftete.

Sie riß mit einem Ruck ihre Haubenbänder los und ihr Tuch vom Nacken; denn ihre Gemüthsbewegung hatte eine solche Höhe erreicht, daß sie zu ersticken glaubte. Paul ließ sie keinen Augenblick aus den Augen, und unter seinem festen Blick schien sie mehr und mehr ihre Widerstandskraft zu verlieren. Während ihr die Hände gefaltet auf die Kniee sanken, sah sie ihren Dränger flehend an und versuchte zu sprechen; aber das Keuchen der Brust verhinderte sie, ein verständliches Wort zu bilden.

„Sucht Euch zu fassen," sagte Paul eindringlich, „und sprecht dann aufrichtig zu mir; es wird zu Euerm eigenen Besten sein. Ich habe durchaus nicht die Absicht, Euch in Ungelegenheiten zu bringen — weshalb sollte ich auch? — aber es ist mein fester Wille, den Sohn der Frau Nagelmann vor Schaden zu behüten, und zu diesem Zwecke muß ich erfahren, was der junge Mensch mit Euch zu thun hat."

„Ach, nichts, gar nichts, Herr; glaubt es mir doch! Er kommt zuweilen in unser Haus, weil er nicht gern in die lateinische Klasse geht und sich doch zur Schulzeit bei den Seinigen nicht sehen lassen darf. Ich wollte, er ließe das; und ich habe ihn schon tausend Mal gebeten, es nicht zu thun."

„So? — warum wünscht Ihr, daß er nicht in Euer Haus komme?"

„Nun, Herr, wir sind geringe Leute, und er ist guter Leute Kind, wenn sie auch nichts mehr haben; und Vornehm und Gering, das gehört nicht zusammen."

„Ganz richtig; aber da, wie Ihr selbst zugebt, dem so ist, wie kommt denn der junge Nagelmann zu Euch?"

„Die Leute sind zufällig mit uns bekannt geworden. Mein Mann ist ein Schmied und mein Schwiegervater auch, und sie haben zuweilen in dem alten Hause eine Arbeit gehabt."

„Und weiter kennt Ihr die Familie nicht?"

„Ja — doch. Ich war vor drei Jahren schwer krank, und es dauerte lange, lange, bis ich wieder an's Gehen kommen konnte. Und weil wir unter den Bürgersleuten keine Verwandten und Bekannten haben, lag ich fast immer allein; und Niemand sah nach mir, als hin und wieder mein Mann und mein Schwiegervater, die nicht viele Geduld mit Kranken haben. Das ist so in unserm Stand'; da darf eine Frau nicht krank sein, dazu wird ihr die Zeit nicht gegönnt. Aber das junge Fräulein Nagelmann hörte von meinem Elend, und von da an ging es mir besser. Damals war sie noch ein Kind; aber was sie an mir gethan hat, kann kein Mensch denken. Sie kam Tag für Tag zu mir, machte mein Bett und lüftete die Kammer, sprach mit mir und betete mir vor; und wenn sie einen Apfel oder ein Heiligenbildchen hatte, schenkte sie es mir, und wenn sie Montags und Donnerstags nach Ravenschlag ging, bat sie von der gnädigen Frau immer etwas Gutes für mich aus. Gott der Herr weiß es: ohne sie wäre ich nie wieder gesund geworden."

„Und zum Dank dafür," sagte Paul mit finsterm Ernste, „gebt Ihr zu, daß Ihr Bruder in Euerm Hause verführt wird! Denn daß Euer Haus ein schlechtes ist, kann ich nicht bezweifeln nach allem, was ich von Euch sehe und höre."

„Herr, Herr!" betheuerte die Frau weinend, „ich kann ja nicht dafür. Auf den Knieen habe ich meinen Mann

gebeten, er soll den jungen Herrn nicht einladen und ihn fortschicken, wenn er doch kommt; und Herrn Reiner selbst habe ich von Himmel zu Erde angefleht, fortzubleiben; aber kein Mensch hört auf mich."

„Ihr seht also selbst ein, daß der Umgang mit den Eurigen das Verderben des jungen Mannes ist."

„Gewiß, Herr," versetzte sie, mit unsäglicher Anstrengung sich zusammennehmend, um eine möglichst ruhige, unverfängliche Antwort zu geben. „Er ist träge von Natur, und so wenig er hat, und so wenig er auch weiß, so hoffärtig ist er. Darum braucht er seine Zeit lieber zum Trinken und Spielen als zum Lernen; er geht lieber mit gemeinen Leuten um, die ihm schmeicheln, als mit vornehmen, die ihn über die Schultern ansehen."

Paul nickte; denn obgleich er Reiner nur flüchtig gesehen, so schien ihm das Bild, welches Frau Brunloo von ihm entwarf, doch treffend. Dann fragte er: „Und habt Ihr den jungen Menschen nicht zu Schlimmerm verleitet als zu Trunk und Spiel?"

„Gewiß nicht, Herr, gewiß nicht! Ach, und das ist ja schon schlimm genug."

„Jawohl, schlimm genug. Habt Ihr Töchter, Frau? Wie heißt Ihr?"

„Frau Brunloo; mein Mann ist der Brahmschmied."

Paul achtete nicht auf diese sonderbare Benennung, weil sein Kopf von andern Gedanken erfüllt war, sondern wiederholte seine Frage: „Habt Ihr Töchter?"

„Nein, Herr; nur einen Sohn, und der ist noch jünger als Herr Reiner."

„Und doch vermuthlich schon des Spielens und Trinkens kundig!" versetzte Steinwerth scharf. „In eine saubere Gesellschaft ist da ihr Bruder — ich meine ihr Sohn — gerathen! Hört, Frau Brunloo: ich verlange von Euch, Ihr

sollt es bei Euerm Manne durchsetzen, daß Reiner Nagelmann nie mehr in Euerer Wohnung geduldet und überhaupt in keinerlei Berührung mit den Euerigen gebracht wird. In diesem Falle will ich den Verdacht, den ich über das Treiben in Euerm Hause hege, nicht ruchbar machen, obgleich es mir klar ist, daß dort schlimmere Dinge vorfallen, als etwa ein Kartenspiel oder eine rohe Schlemmerei. Erfahre ich aber, daß der junge Nagelmann noch ferner Umgang mit Euern Verwandten hat, so werde ich die Behörden sofort von allem in Kenntniß setzen, was ich über ihr Thun und Treiben vermuthe, und dann wird das Geheimniß, wegen dessen Ihr hier im Walde die Hände rangt, bald genug an's Licht kommen."

„O, Herr, guter Herr! Wenn Sie wüßten, wie wenig Gewalt ich über meinen Mann habe!" jammerte die Frau. „Und Herr Reiner gehorcht ja seinen eigenen Eltern nicht. Was kann es helfen, wenn wir ihm sagen, er solle uns nicht länger besuchen?"

„Es ist Euere Sache, ihn aus Euerm Hause zu entfernen, wenn Ihr ihn wirklich nicht sehen wollt. Vergeßt nicht, was ich Euch sagte: entweder Ihr brecht allen Umgang mit dem jungen Menschen ab, oder ich theile dem Herrn Landrichter den Verdacht mit, den ich gegen Euch hege."

Er wandte sich von ihr und schlug den Weg wieder ein, welchen er gekommen war, scheinbar ohne auf die flehenden Worte zu achten, welche sie ihm nachrief. Doch war er von Mitleid gegen sie erfüllt, und seine anscheinende Härte entsprang nur dem Wunsche, den jungen Nagelmann einer Gemeinschaft zu entziehen, welche ihn aller Wahrscheinlichkeit nach in Schande und Unglück bringen konnte. Im Gehen zog er die Brauen finster zusammen und fragte sich selbst: „Weshalb ängstige ich dieses unglückliche Weib? Was geht dieser schlaffe Taugenichts mich an, daß ich mir seinetwegen

solche Mühe gebe? Steckt denn in diesem verwünschten alten Hause wirklich ein Zauber? Oder wen will ich aus dieser unheimlichen Gemeinschaft erretten: Regine Ottmar's Sohn — oder Anna Nagelmann's Bruder?“

XI.

Es dunkelte bereits, als Frau Brunloo, die schwere Bürde auf dem Kopfe, den Rechen auf der Schulter und die Sichel in der Hand tragend, vor ihrem Hause in Rauhenhorst ankam. Sie sah so bleich und elend aus, daß man erwartet haben sollte, ihr Mann, der müßig am Thürpfosten lehnte, würde ihr entgegeneilen, um ihr zu helfen, sich ihrer Last zu entledigen; er blieb jedoch unverrückt in seiner Stellung, so daß sie Mühe hatte, an ihm vorüber in das Haus zu kommen. Dadurch zwang er sie, ganz nahe an ihm vorbei zu gehen, und als sie sich ängstlich zwischen ihm und dem Rahmen der Thüre hindurch zwängte, warf er ihr einen so bitterbösen Blick zu und knurrte einen so greulichen Fluch zwischen den Zähnen, daß sie nahe daran war, ihre mühsam errungene Fassung wieder zu verlieren.

Sie ging nach dem Stalle, warf ihre Bürde ab und fing an, die Kuh zu versorgen. Aber nicht lange blieb sie ungestört bei ihrer Arbeit; der Brahmschmied kam ihr nach, sah sie einen Augenblick mit seinem bösen Schielblick an und versetzte ihr dann einen Fußtritt.

„O — Arnold!“ stöhnte sie. „Warum trittst du mich?“

„Weil ich will! Wo bist du wieder so lange gewesen, du faules Mensch?“

„Du weißt es ja wohl; ich habe Streu aus dem Busche geholt.“

„Und bist eine Stunde über die Zeit ausgeblieben, du nichtsnutziges Weib. Warum läufst du überhaupt in den Busch? Nöthig hast du es nicht, und du thätest besser, zu Hause zu bleiben, um deine Arbeit zu verrichten.“

„Ach, ich habe es wohl nöthig, bitter nöthig!“ klagte sie.

„Du lügst, Weib; haben wir nicht Stroh genug? Antworte — haben wir nicht genug?“

„Das wohl, Arnold; aber du mußt mich doch in den Busch gehen lassen; ich kann es nicht aushalten, wenn ich nicht bisweilen in die freie Luft komme.“

Ein Lachen voll teuflischen Hohnes klang von der offenen Stallthüre herüber. Das Teufelschmiedchen stand dort und überließ sich einem Anfalle boshafter Fröhlichkeit. „Was lacht Ihr, Vater?“ fragte sein Sohn.

„Wie, bist du dumm genug, das nicht zu begreifen? Ich freue mich, eine so vornehme Schwiegertochter zu haben. Die Madame muß spazieren gehen — in die freie Luft; was doch ein Mensch nicht alles erleben kann!“

„Es ist durchaus nicht zum Lachen, daß das Fraumensch so toll ist!“ rief der Brahmschmied mit wachsendem Zorn. „Da strapazirt man sich ab, Tag und Nacht, um es ein Bißchen besser zu haben, als so ein armer Teufel von Handwerksmann es für gewöhnlich hat, und das Weib läuft draußen zu seinem Plaisir herum, statt die Wirthschaft in Ordnung zu halten.“

„Arnold, du thust mir Unrecht. Suche im ganzen Hause, und wenn du findest, daß ein Spinngewebe in den Ecken hängt, oder daß ein Knopf an den Kleidern fehlt, dann will ich nie mehr einen Fuß in den Busch setzen.“

„Ei, seht doch,“ rief das Teufelschmiedchen in einem Tone, als ob es sich höchlich wundere, „die Madame trumpft noch auf. Wenn man sie hört, sollte man glauben, daß sie die Fleißigste in der ganzen Nachbarschaft wäre, und ich habe

doch in meinem langen Leben kein so faules Weibsbild gesehen, wie sie ist."

„Vater, das ist nicht wahr!" versetzte die gepeinigte Frau. „Wenn Ihr und Arnold in der Nacht nicht schlaft, so holt Ihr es am Tage nach; von mir aber verlangt Ihr, daß ich arbeiten soll von früh bis spät, wenn ich auch ...."

„Halt's Maul, du Hexe!" brüllte der Brahmschmied und versetzte seiner Frau einen Schlag. „Weißt du nicht, daß der Stall dünne Wände hat, und daß die hier nebenan uns immer auflauern, als wenn sie von Gerichts wegen dazu bestellt wären? — Ich will dich lehren, auszuplaudern, was ich geheim gehalten haben will, du Teufelsbraten, du!" Und seine grausame Hand hob sich wieder und wieder gegen die Unglückliche.

„Gott erbarme sich!" stöhnte sie, ohne einen Versuch, sich zu vertheidigen oder auch nur, sich seinen Händen zu entziehen. „Ach, wo soll ich hin, wo soll ich hin? Hätte ich nur eine Schaufel Erde auf dem Kopfe, wie wohl wäre ich daran."

Das Teufelschmiedchen hatte während dieses Vorganges eine so höllische Freude über die Angst und Qual seiner Schwiegertochter an den Tag gelegt, daß es sein Recht auf den Namen, den der Volksmund ihm gegeben hatte, unwiderleglich bewies. Der boshafte, kleine Alte grinste und gröhlte vor Vergnügen; er trat von einem Fuße auf den andern, hob und senkte die Arme und nickte und schüttelte mit dem Kopfe, daß das starke, schwarze Haar wild um das gelbe Gesicht flog. Und zu diesem abscheulichen Tanze funkelten die unheimlichen schwarzen Augen in schändlicher Lust.

Plötzlich that er sich Einhalt, trat zu seinem Sohne und hielt dessen Hand, die eben zu einem neuen Schlage ausholte, fest. „Wer den Finger zwischen Thür und Angel steckt, der kann sich leicht klemmen, und es taugt auch nicht, sich zwischen

Mann und Weib zu stellen. Aber es kann nicht helfen, Arnold, für heute mußt du es mit dem Caressiren genug sein lassen. Sie muß in die Küche; du weißt, wir bekommen einen Gast."

„Ja, und binnen einer Stunde wird er wohl hier sein," sagte der Brahmschmied.

„Einen Gast?" fragte seine Frau bebend und stützte sich an einem Pfosten des Stalles; denn sie war von allem, was sie geistig und körperlich gelitten, so schwach, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Ja, und daß du mir gut aufschaffst! Wir wollen einen vergnügten Abend haben. Hier hast du Geld; wir wollen erst Wein und dann Punsch trinken. Du kannst die Kalbsrippen braten, die im Kellerschrank stehen, und ein paar von den frischen Würsten. Mitzuessen brauchst du nicht; dein saures Gesicht würde den Wein verderben, und die Freude dazu. Nun, gehst du noch nicht — du ....?"

„Ich gehe, Arnold," sagte sie und suchte die Thüre zu gewinnen, um erneuerten Mißhandlungen auszuweichen. Als sie die Schwelle überschritten hatte, fragte sie ängstlich: „Wer kommt, Arnold?"

„Wer kommt? Kann dir das nicht einerlei sein, da du ja doch nicht mit von der Gesellschaft bist? Es ist dir doch gleichgültig, ob du für Peter oder Klaas kochst."

„Ja — ich meinte nur, ob Einer oder Mehrere kommen?"

„Ich will es dir nur sagen, mein Hühnchen," sagte das Teufelschmiedchen grinsend; „die Neugierde drückt dir sonst das Herz ab. Dein Herzblatt kommt, der junge Nagelmann."

„Ach, Vater, Vater!" keuchte sie, „laßt ihn nicht kommen. Ich bitte Euch, schickt ihn lieber wieder fort. Es ist nicht gut, daß Ihr ein Kind aus vornehmem Hause in Euere Gesellschaft zieht. Es ist gefährlicher, als Ihr glaubt."

„Dummes Mensch — mit deinem vornehmen Hause!“ zischte der Alte mit wuthfunkelnden Augen. „Der alte Kasten fällt ja dem Lumpenpack nächster Tage über dem Kopfe zusammen.“ Und unter dem Sprechen riß er in zorniger Hast einen Dreschflegel von der Wand. Seine Schwiegertochter schien die schwere Waffe in seiner Hand nicht für eine leere Drohung zu halten, und weil sie den bösen Alten noch mehr fürchtete als seinen rohen Sohn, wagte sie keine Gegenvorstellung mehr, sondern floh in das Haus, um geduldig den ihr ertheilten Befehlen Folge zu leisten.

Eine Stunde später waren die Thüren und Fenster und selbst die Blendladen an der Schmiede geschlossen, und obgleich die Wohnstube nach dem Hofe hinaus lag, hatte man auch hier, trotz der Milde der Sommernacht, dieselbe Vorsicht angewandt. Doch sah das Zimmer durchaus nicht uneinladend aus. Es war geräumig und sauber gehalten. Die Geräthschaften waren sämmtlich solide und in gutem Stande. Auf der Rollcommode vor dem Spiegel stand ein Crucifix — ach, Christinens, der Frau Brunloo, Auge suchte es oft mit bangem Ausdruck! —; auf dem fein polirten großen Schranke prangte ein hübscher Porzellan-Aufsatz, und an den Wänden hingen colorirte Kupferstiche. Der Tisch war sorgfältig, selbst zierlich gedeckt und trug alles zu einem behaglichen Abendessen Erforderliche: Teller und Gläser, volle Flaschen und Schüsseln — und der Duft der Speisen legte ein sprechendes Zeugniß ab für die von Frau Brunloo in der Küche aufgewendete Thätigkeit und Geschicklichkeit.

Aber die Staffage verdarb das Bild. Etwas abseits vom Tische saßen, zwar rein gewaschen und ordentlich gekleidet, der Brahmschmied und sein Vater und rauchten. Der kleine Alte mit seinem unsäglich boshaften, der jüngere Mann mit seinem unbeschreiblich häßlichen Gesichte hätten jedem ehrlichen Menschen den Aufenthalt in der Stube verleiden können. Bis

jetzt waren sie noch allein, und der Brahmschmied sagte verdrießlich: „Wenn der einfältige Bursche nicht bald kommt, verlieren die Rippen und die Erdäpfel den besten Geschmack. Kein Esel ist so dumm wie dieser Junge; denn der läuft doch noch an die Raufe, wenn er frisches Heu wittert.“

„Laß ihn nur diesen Abend nicht hart an,“ versetzte der Alte; „du weißt, wir haben ihn nöthig.“

„Ich wollte, ich könnte ihn zum Teufel jagen!“ rief sein Sohn.

„Ich auch; aber es geht nicht. Der Jude Hirsch ist scheu geworden, seit man neulich das Stück Brabanter Spitzen bei ihm gefunden hat, was noch aus dem Laden des Kaufmanns L. aus M. herrührte — du weißt, aus der Winternacht vor vier Jahren. Der Kaufmann hat es als das seinige erkannt, der Jude sich aber noch ein Mal durchgelogen, er habe es aus der Erbschaft der reichen, alten Jungfer Settel gekauft.“

„Mich wundert nur, daß sie es ihm geglaubt haben.“

„Es hatten noch andere Leute auf derselben Auction allerlei Dinge gekauft, die aus jener Nacht stammten, und die ihnen der Hirsch angeschmiert hatte, natürlich. Und nachher hat das dumme Volk sich den Kopf zerbrochen, wie doch die reiche Alte dazu gekommen sei, Diebeshehlerin zu werden. Das Volk ist zu einfältig, zu einfältig!“ Der Alte kicherte wie über einen unbezahlbaren Spaß.

„Wenn der Junge noch nicht bald kommt,“ knurrte der Schmied und schielte nach den dampfenden Schüsseln, „so setze ich mich allein an den Tisch.“

„Nein, nein,“ beschwichtigte ihn das Teufelschmiedchen. „Stoße ihn nur diesen Abend nicht vor den Kopf; wir brauchen ihn und müssen es uns schon was kosten lassen.“

„Ich wünschte, wir könnten die Sachen hier bergen,“ sagte der Brahmschmied.

„Das geht durchaus nicht an,“ erwiderte der alte Brunloo. „Es ist uns Keiner grün, und wenn sie nach irgend einem Vorfalle Verdacht schöpften und Haussuchung bei uns hielten, und es fände sich nur ein Lappen, von dem wir nicht beweisen könnten, daß wir ihn bei hellem Tage gekauft und mit baarem Gelde bezahlt hätten, so säßen wir ohne Barmherzigkeit daran. Wir könnten uns auf wenigstens zehn Jahre Zuchthaus gefaßt machen; denn daß sie uns nichts schenken würden, das ist gewiß. Wenn sie dagegen noch so viel Verdächtiges in dem alten Hause fänden — was nicht geschehen wird, denn sie werden dort nicht suchen —, so kommen wir entweder ganz daran vorbei, und es bleibt alles auf dem verkommenen Advocaten und seinem dummen Jungen sitzen, oder, wenn wir auch mit hinein gerathen sollten, so geht's doch viel gelinder ab. Denn mag das Volk auch noch so verarmt sein, deine Frau hat Recht: es gehört doch zu den Vornehmen. Die wollen aber nicht, daß von den Ihrigen Einer in Schande geräth, und deshalb werden sie, sobald es so aussieht, als wenn der junge Nagelmann unser Kamerad wäre, die ganze Sache unter die Füße bringen.“

„Vater,“ rief der Brahmschmied bewundernd, „Ihr seid mehr als klug.“

„Und dennoch,“ kicherte der Alte, „nennen sie mich das Teufelschmiedchen, und der Teufel, das weiß ja Jeder, ist doch dumm. Alle Welt sagt ja: du dummer Teufel! .... Aber still, da kommen sie.“

Man vernahm ein Geräusch an der Hausthüre, und der Schmied flüsterte eilig seinem Vater zu: „Meint Ihr, die Sachen aus der Mühle sollten auch schon in das alte Haus?“

„Nein, die nehmt ihr gleich mit nach B. und gebt sie meiner Schwester in Verwahr. Ihr — du und Peter — geht ja mit Tagesanbruch, also ehe Jemand von einem Vor-

falle in der Mühle etwas weiß, nach B. zum Markte, um ein Schwein zu kaufen."

„Habt Ihr die Uhr vorgerückt?" fragte der Schmied.

Sein Vater hatte eben noch Zeit, ihm leise zu antworten: „Ja, um anderthalb Stunde" — als Peter die Thüre öffnete und den jungen Nagelmann eintreten ließ.

Anna's Bruder wurde von seinen unheimlichen Wirthen mit lärmender Freundlichkeit begrüßt; die Gesellschaft setzte sich um den Tisch und begann zu schmausen und zu zechen. Christine ging bedienend ab und zu; ihr Mann und ihr Schwiegervater machten manchen rohen Scherz auf ihre Kosten, in welchen selbst ihr Sohn ohne Scheu einstimmte. Reiner Nagelmann, so unehrerbietig er bisweilen gegen seine eigene Mutter war, behandelte die arme Frau noch mit einiger Rücksicht, und dieser Umstand vergrößerte ihr Bedauern über die Gefahr, die er lief im Umgang mit ihren Hausgenossen.

Nach beendigtem Abendessen wurden die Reste desselben entfernt, die geleerten Flaschen und das Tischtuch abgenommen und eine große Terrine auf den Tisch gestellt. Christine brachte Rum, Zucker, Citronen und kochendes Wasser herbei, und das Teufelschmiedchen braute einen Punsch, dessen Wirkung auf Reiner's Gehirn, nach seinem kräftigen Duft zu schließen, nicht zweifelhaft sein konnte.

Peter legte Karten und Würfel auf den Tisch, und ein Spiel begann, dessen Endresultat war, daß Reiner nicht nur das ganze Sümmchen verlor, welches die beiden Schmiede einige Nächte vorher ihn hatten gewinnen lassen, sondern daß er gegenüber seinen Wirthen in eine für seine Verhältnisse bedeutende Schuld gerieth. Der junge Spieler saß bleich und kleinlaut da. Verlegenheit, Unruhe, ja Furcht spiegelten sich in seinem Gesichte. Er wäre jetzt gern nach Hause gegangen, hätte er sich nur getraut, seine Spielgesellen zu bitten, daß sie ihm die Schuld, die er jetzt noch nicht bezahlen konnte,

stunden möchten, bis er dazu im Stande sei. Da sagte noch obendrein zu seinem unaussprechlichen Schrecken der naseweise Peter: „Vater, ich möchte jetzt nicht in Herrn Reiner's Haut stecken."

„Dummer Junge, warum nicht?" fragte der Schmied. „Sie ist ja viel weißer als dein grobes Fell."

„Ach, das meine ich nicht," erwiderte Peter; „ich meinte, weil er Euch so viel schuldig ist und es nicht bezahlen kann."

„Stockfisch!" versetzte der Großvater; „nun plapperst du noch einfältiger als vorhin. Vornehmer Leute Kinder können ihre Schulden noch auf mancherlei andere Weise als durch baares Geld bezahlen."

„Das ist ja curios," sagte Peter mit erheuchelter Verwunderung; „da bin ich doch neugierig, wie sie das machen."

„So, wärst du? Was könnte es dir aber helfen, wenn du es auch wüßtest? Du bist ja nicht, wie Herr Reiner, von großen Leuten."

„Nee!" versetzte der Junge. „Mein Großvater ist wenigstens klein genug. Wissen möchte ich es aber doch. Ihr sagt ja, man trägt nicht schwer an dem, was man weiß, und man kann nie wissen, wozu es Einem nützen kann."

Der Brahmschmied stieß Reiner an und brummte ihm in einem Tone, welcher gutmüthige Vertraulichkeit vorstellen sollte, zu: „Der Junge ist nicht so dumm, wie er aussieht."

„Ich wollte, ich hätte seinen Kopf," erwiderte Reiner in dem Bestreben, seinen gefürchteten Wirth bei guter Laune zu erhalten.

„Nu," wandte sich das Teufelschmiedchen an seinen Enkel, „wenn du so gern lernst, soll es dir an der Gelegenheit dazu nicht fehlen. Wenn z. B. der junge Herr Nagelmann, der jetzt deinem Vater und mir Summa Summarum vierzehn Reichsthaler und zehn Stüber" — er betonte die Zahlen langsam und sehr deutlich und sah scharf nach Reiner, der

die Farbe wechselte und vor Unbehagen beinahe von seinem Stuhle herunter gerutscht wäre: — „ich sage vierzehn Reichsthaler und zehn Stüber schuldig ist, nicht Lust hat, uns gleich zu bezahlen, oder wenn er vielleicht, was auch wohl vornehmen Herren hier oder da mal passirt, gerade nicht sehr bei Cassa ist, so kann er mir einen Handschein dafür ausstellen, mit dem Versprechen, mich zu bezahlen, wenn sein reicher Onkel in Wetzlar stirbt. Das nehme ich dann anstatt baaren Geldes an, d. h., wenn er mir dabei noch einen kleinen Gefallen thut."

Reiner griff mit beiden Händen nach dem Rettungs-Anker, der sich ihm so unvermuthet zeigte, und rief eifrig: „Ja, Meister Brunloo, den Handschein will ich Euch ausstellen, und den Gefallen thue ich Euch auch gern; gewiß, ganz gern."

Der Brahmschmied und Peter wechselten einen Blick des Einverständnisses, während das Teufelschmiedchen zu Reiner gewendet trocken fragte: „Wollen Sie mich nicht lieber gleich bezahlen, junger Herr? Dann haben Sie in Zukunft nichts mit mir zu thun."

„Nein — wenn es Euch einerlei ist, Meister Brunloo . . . ich . . . ich habe jetzt kein Geld bei mir," stotterte Reiner.

„Mir kann's einerlei sein," versicherte das Teufelschmiedchen. „Sie sind mir so sicher als der Bürgermeister selber. Aber den Gefallen müssen Sie mir thun; dafür nehm' ich auch keine Zinsen von Ihnen."

Reiner war mit allem zufrieden. Es wurde Papier und Schreibzeug herbeigeholt; das Teufelschmiedchen dictirte, und Reiner brachte mit fast unleserlichen Hahnenklauen — die genossenen geistigen Getränke und die Aufregung, in welcher er sich befand, machten seine ohnehin ungeschickte Hand noch unsicherer — die Schuldverschreibung zu Papier. Seine Wirthe

wetteiferten mit einander in ihrer Anerkennung darüber, daß er „so kundig in der Schrift" sei, und daß schließlich ein großer Tintenklecks die Unterschrift halb unsichtbar machte, schien den Werth des Documents in ihren Augen nicht zu verringern.

„So," sagte das Teufelschmiedchen, das dick mit grobem Sand bestreute Papier zusammenfaltend, „nun müssen Sie mir aber auch den Gefallen thun, Herr Nagelmann."

„Ja, was für einen?" fragte Reiner. „Heute Abend noch?"

„Nein, heute nicht mehr," lautete die Antwort. „Dazu ist es auch schon zu spät. In der nächsten Woche, oder in der folgenden; ich weiß es selbst noch nicht recht."

„Was soll ich denn thun?"

„Sie haben da in Ihrem Hause einen großen Saal; Ihre Eltern brauchen ihn gar nicht. Ich meine den, welcher zwei Fenster nach der Straße hat und zwei nach der Seite, die in den Hof vor der Stallung hinausgehen."

„Ja, den brauchen wir nicht," stimmte Reiner bei; „und man könnte auch schlecht darin wohnen. Die beiden Fenster nach der Straße sind in mehr als der halben Höhe zugemauert, und die nach dem Hofe sind so verquollen, daß sie sich nur mit Mühe auf- und zuschieben lassen."

„Und doch müssen Sie dafür sorgen, daß wenigstens eines davon bis über die Hälfte aufgeschoben werden kann."

Reiner riß die Augen weit auf und rief mit einem Ausdrucke ungläubigen Erstaunens: „Was fällt Euch ein, Meister Brunloo?"

Der Alte nickte bedächtig mit dem Kopfe: „Ja, dafür müssen Sie sorgen; und bis Mitte nächster Woche — es kann sein, daß wir es dann brauchen — müssen Sie es in Stand haben."

„Aber, Teufelschmiedchen!"

„Und dann müssen Sie an einem Abende der nächsten oder der übernächsten Woche, Peter soll Ihnen noch näher Bescheid darüber sagen, das große Thor, welches von dem Hofe nach der Straße führt, offen lassen.“

„Offen lassen?“ fragte Reiner, dumm vor Erstaunen. „Das wird ja fast nie aufgemacht, nie, außer wenn wir ein Mal eine Fuhre Holz oder Kohlen bekommen, und das geschieht nicht oft.“

„Nun,“ bemerkte das Teufelschmiedchen, „wenn es nie offen steht, können Sie freilich nicht dafür sorgen, daß es offen bleibt; Sie müssen es also öffnen, nachdem die Ihrigen zu Bette gegangen sind, und es für die Nacht unverschlossen lassen. Morgens, wenn Sie aufstehen, können Sie es schließen und zugeschlossen lassen, bis ich Ihnen sage, daß Sie es wieder öffnen sollen.“

„Ich will Theekessel heißen,“ rief Reiner mit steigender Verwunderung, „wenn ich nur im geringsten begreife, wozu Euch das alles dienen soll.“

„Nun, das ist doch nicht so schwer einzusehen; es soll uns dienen, um in Ihren großen Saal zu kommen.“

„Ja, aber wozu das? Das ist ja eben, was ich nicht begreifen kann. In der alten zugigen Spelunke voll Lumpen und Gerümpel werdet Ihr doch keine lustige Nacht haben wollen? Da ist es hier doch tausend Mal hübscher, abgesehen davon, daß dort die Meinigen jedes laute Wort hören und Euch bald genug zum Tempel hinausjagen würden.“

„Das ist klar, und wir haben auch durchaus nicht vor, in Ihrem Hause Lärm zu machen; vielmehr werden wir uns todtenstill halten.“

„So wollt Ihr am Ende,“ fragte Reiner, dem seine völlige Hoffnungslosigkeit, die Absichten des Teufelschmiedchens zu errathen, einen Anflug von ärgerlichem Humor verlieh,

„in Euerm frommen Sinne eine Betstunde in unserm Hause veranstalten? Da thätet Ihr besser, die paar Schritte weiter bis zum Franciscanerkloster zu gehen, wenn Ihr doch Euere Andacht bei nächtlicher Weile zu verrichten gedenkt; Ihr träfet dann die Patres vermuthlich in der Mette."

Der Brahmschmied und sein Sohn lachten; der Alte nahm dagegen eine ernste Miene an, rückte seinen Stuhl nahe an Reiner's Seite und sagte mit erheuchelter Achtung: „Ich sehe, Sie sind zu klug, Herr Nagelmann, um sich auf eine Sache einzulassen, bevor Sie ihr auf den Grund gesehen haben; und das ist sehr zu loben, besonders an einem so jungen Herrn. Die meisten jungen Leute haben heutzutage nicht so viel Verstand. Ja, ich gäbe tausend Reichsthaler darum, wenn ich sie hätte, könnte ich den Peter so klug machen, wie Sie sind. Der mag sechs Stunden darauf prenteln, er bringt noch keinen solchen Schuldschein fertig, wie Sie heute Abend in zehn Minuten einen geschrieben haben. . . . Aber — was wollte ich doch sagen? Ja, haben Sie wohl schon mal von einem Geschäft gehört, das Schmuggeln heißt?"

„Von Schmuggeln?" fragte Reiner überrascht. „Sie sollen's an der holländischen Grenze thun, und es soll ein gefährliches Handwerk sein."

„Ja, aber es ist was dabei zu verdienen."

„So? Aber das geht doch uns nichts an," meinte Reiner, der noch immer nicht die entfernteste Ahnung hatte, wohinaus sein Wirth wollte.

„Das letztere möchte ich doch nicht behaupten," mischte der Brahmschmied sich ein. „All' der Wein, den wir heute Abend getrunken haben, und der Punsch, der uns noch in diesem Augenblicke so gut schmeckt" — er füllte Reiner's Glas und nöthigte ihn durch eine Geberde, es wieder zu leeren — „sind mit Schmuggeln verdient."

Reiner stellte sein Glas auf den Tisch, so hastig als verbrenne es ihm die Finger, und glotzte förmlich vor Ueberraschung und Schrecken.

Der Brahmschmied schüttelte sich vor Lachen und rief: „Die Bowle wird Ihnen doch nicht hinterher bitter schmecken, weil Sie hören, wo der Rum und die Citronen hergekommen sind? Sie kommen ja alle aus Holland, wenn auch freilich auf verschiedenen Wegen."

„Ja . . . das ist wohl wahr . . . aber das Schmuggeln ist doch verboten," stotterte Reiner, noch immer steif vor Schreck.

„Verboten! Als ob nicht fast alles verboten wäre, was den Menschen Vergnügen macht," nahm das Teufelschmiedchen in wegwerfendem Tone das Wort. „Ist es ein Unrecht, daß Sie lieber draußen im Sonnenschein und in den grünen Büschen mit andern jungen Leuten umher spazieren, als in der dumpfen Klasse auf der harten Schulbank schwitzen? Und doch hat man es Ihnen verboten. Ist es ein Unrecht, daß Sie lieber hier bei uns unter Scherz und Lustigkeit ein Glas Wein oder Punsch trinken, als zu Hause eine Schale schlaffen Thee unter steifen Complimenten? Und doch hat man es Ihnen verboten. Ist es ein Unrecht, daß Sie gern Sonntag-Nachmittags mit Peter in die Dörfer auf die Kirmeß gehen und mit den hübschen Bauernmädchen einen Tanz machen? Und doch hat man es Ihnen verboten. Ich sage immer, weil ein Ding verboten ist, darum ist es noch lange nicht schlecht, und wenn man gar nichts Anderes thun wollte, als was Einem die Geistlichen und Lehrer und die Bürgermeister und Polizeidiener erlauben, dann gäbe es gar kein Vergnügen mehr auf der Welt."

Dies war eine Art von Logik, welcher Reiner nur zu gern unumstößliche Beweiskraft einräumte. Er erklärte sich daher mit seinem alten Wirthe einverstanden, bemerkte indessen

doch, daß Schmuggeln, wenn man auch Rum und Citronen zum Punsch dadurch bekäme, sehr gefährlich sein solle.

„Ja, das ist es wohl," gab das Teufelschmiedchen zu; „aber doch nur in der Nähe der Grenze. Sobald man landeinwärts zwei oder drei Stunden weit von den Zollstationen an der Grenze entfernt ist, hört die Gefahr auf, und hier sind wir fast sieben Stunden von O., der nächsten Grenzstation."

„Das sind wir freilich. Aber es ist doch wunderlich, Meister Brunloo: ich habe immer gehört, daß man an der Grenze schmuggelt, aber noch nie, daß man es tiefer im Lande thut."

„Das kennen Sie noch nicht, junger Herr; aber mit Ihrem Verstande werden Sie es gleich begreifen, sobald ich es Ihnen nur mit einem Wort erkläre." Reiner hörte geschmeichelt zu; denn nichts blendet einen geistesträgen Menschen mehr, als ein scheinbar aufrichtiges Lob seiner geistigen Vorzüge. „Die Gefahr ist vorüber, sobald die geschmuggelten Waaren nur zwei bis drei Stunden von der Grenze entfernt worden sind; deshalb werden sie von den Schmugglern in einem Zuge bis Borken oder Weseke gebracht, wo sie sicher hingelegt werden können. Aber man kann sie dort nicht alle verbrauchen oder verkaufen; das würde den Verdacht der Zollbeamten erregen, und dann käme man noch hinterher in Ungelegenheit. Deshalb gehen Leute, die tiefer im Lande wohnen, nach Borken, nach Weseke oder sonst wohin, kaufen die geschmuggelten Waaren für ein Billiges und nehmen sie mit nach ihren Wohnorten, wo sie dieselben entweder verbrauchen oder mit schönem Nutzen heimlich weiter verkaufen; und zu diesen klugen Leuten gehören wir."

„Ah — Ihr schmuggelt also nicht selbst, Ihr kauft bloß die geschmuggelten Waaren von den Paschern?" fragte Reiner.

„Getroffen!“ bestätigte das Teufelschmiedchen; „und auf diese Weise wird es uns möglich, mit guten Freunden Wein und Punsch zu trinken, während Andere froh sind, wenn sie saueres Bier oder Cichorien-Wasser haben. Und es ist auch nichts Unrechtes dabei; denn warum sollen wir die Waare nicht da holen, wo wir sie wohlfeil kriegen können?“

„Freilich,“ stimmte Reiner ihm bei, „warum solltet Ihr nicht?“

„Nur das ist lästig, daß man nicht immer gleich weiß, wo man damit bleiben soll; denn öffentlich darf man es doch nicht sagen, daß man seine Sachen von den Schmugglern kauft.“

„Nein, das darf man sicher nicht thun,“ sagte der Brahmschmied mit gewichtigem Ernst.

„Und nun,“ fuhr das Teufelschmiedchen fort, „sitzt unser Keller schon so voll von Waaren, daß wir nicht mehr damit zu bleiben wissen, und da hat uns ein Handelsfreund aus D. wissen lassen, daß wir in der nächsten oder übernächsten Woche Citronen, Gewürze, Zucker und Curaçao zu sehr billigen Preisen bei ihm haben können, und hat uns von letzterm sogar eine Probe mitgeschickt. Peter, krieg' die Flasche 'mal und gib sie Herrn Nagelmann; er kann sie mit nach Hause nehmen; es ist eine gute Herzstärkung, so ein Gläschen doppelten Weißen, Abends, ehe man sich zu Bette legt.“

Reiner nahm die Flasche mit Dank und Verwunderung entgegen. Er war völlig verblüfft durch die Zuvorkommenheit und Freigebigkeit, welche seine Wirthe heute entwickelten, und würde sich nicht bloß glücklich, sondern auch stolz darüber gefühlt haben, wäre nicht dennoch in seinem Innern das unbehagliche Bewußtsein aufgedämmert, daß man vermuthlich für so viel Güte einen nicht unerheblichen Gegendienst von ihm heischen würde.

Das kam jetzt zum Vorschein. „Sehen Sie, junger Herr,“ fing das Teufelschmiedchen wieder an, „nun haben wir zu

Niemandem ein so großes Vertrauen als zu Ihnen. Wir wissen, daß Sie klug und verschwiegen sind, und außerdem sind wir nicht undankbar. Ich verspreche Ihnen, daß Sie an jeder Flasche Rum oder Curaçao und an jedem Pfund Zucker oder Dutzend Citronen, welche wir holen, Ihren Antheil haben sollen, nicht ein Mal das gerechnet, daß ich mit dem Schuldschein gern warten will, bis Ihr Onkel in Wetzlar stirbt und Ihnen sein Geld hinterläßt, und wenn er auch noch hundert Jahre leben sollte." Es fiel Reiner schwer auf's Herz, daß der vermeinte Erb-Onkel bereits todt und begraben war, ohne ihm auch nur einen Thaler hinterlassen zu haben; aber er hütete sich wohl, etwas davon verlauten zu lassen. „Indeß, wie man so sagt," fuhr der Alte fort: „eine Ehre ist der andern werth — dafür, daß wir Sie so freundschaftlich behandeln, müssen Sie uns nun den Gefallen thun, uns in der Nacht, die wir Ihnen bestimmen werden, das Hofthor neben Ihrem Hause und das eine der Fenster des großen alten Saales, die nach dem Hofe liegen, offen zu lassen, damit wir, wenn Ihre Leute schlafen, leise hereinkommen und den Zucker und die Citronen, und was wir sonst noch mitbringen, unter dem Gerümpel, was da herum steht, verstecken können. Wir holen es dann zur gelegenen Zeit von dort wieder ab, und im künftigen Herbst und Winter können Sie mit uns den Punsch und den Bischof trinken, den wir davon brauen wollen."

Wie leichtsinnig Reiner auch sein mochte, bei dieser Forderung des Alten stockte ihm der Athem. Jetzt fühlte er sich doch zu sehr als Advocaten- und Honoratioren-Sohn, um sich in ein Unternehmen einzulassen, welches ihn mit den Behörden in Conflict und in öffentliche Schande bringen konnte. Deshalb erwiderte er kleinlaut: „Wenn das auskommt, schlägt Papa mich todt — Meister Brunloo; nicht zu gedenken des Spectakels, den der Bürgermeister und der Landrichter erheben werden."

„Es kann nicht auskommen, wenn Sie selbst reinen Mund halten, Herr Reiner," versetzte der Brahmschmied. „Ich rathe Ihnen, dem Alten zu Willen sein," setzte er leiser hinzu. „Die Augen funkeln ihm schon, und wenn Sie ihm lange in dieser Affaire entgegen sind, kehrt er den Teufel heraus und verlangt das Geld für die Handschrift. Hören Sie auf mich, junger Herr; ich kenne meinen Vater genau."

So gedrängt, versprach Reiner endlich mit Wort und Handschlag, zu thun, was man von ihm verlangte; es wurde noch verabredet, daß Peter ihm Nachricht bringen solle. Dann gähnte das Teufelschmiedchen und beklagte sich, daß es alt werde und sich viel früher schläfrig fühle als in jüngern Tagen. Darauf bemerkte der Brahmschmied, es sei kein Wunder, daß dem Alten der Schlaf komme; es sei nicht zu früh dazu, solch ein lustiger Abend gehe herum, man wisse nicht wie. Als Reiner, hierdurch an den unaufhaltsamen Flug der Zeit erinnert, einen Blick auf die Wanduhr warf, sah er zu seinem Schrecken, daß sie in weniger als zwanzig Minuten die zweite Morgenstunde zeigen werde. Er leerte deshalb sein Glas und brach hastig auf, indem er die angebotene Begleitung Peter's ablehnte. „Nein, nein," sagte er ängstlich, „laßt ihn nicht mitgehen, das macht nur mehr Geräusch. Ich kann wohl allein über die Mauer klettern und muß dann versuchen, durch das Küchenfenster hinein zu schlüpfen. Wenn das rapp'lige Ding nur nicht so klirrte; und Mama hat einen so leisen Schlaf. Es wird aber nicht anders gehen; denn die Anna ist jetzt auch schon stundenlang im Bett."

Im Gegensatz zu der Vorsicht, welche am Vorabende angewendet worden war, um unberufenen Augen und Ohren jede Kenntnißnahme von dem Gelage zu verwehren, welches in dem abgelegenen Hinterzimmer gefeiert wurde, begleiteten der alte und der jüngere Schmied ihren Gast bis auf die Straße. Sie nahmen hier einen lauten, lustigen Abschied von ihm,

wobei sie ihm zuriefen, er solle nur nicht ängstlich sein; was sein Papa denn groß sagen könne: es sei ja noch nicht einmal zwei Uhr. Dann wurde die Hausthüre krachend zugeschlagen und der Riegel mit schrillendem Geräusch vorgeschoben. Drinnen und draußen ward es still; und auf ein paar Nachbaren, die von dem Abschiedslärm geweckt worden waren, senkten sich bald wieder die Segnungen des die Arbeit liebenden Schlummers.

Als Reiner die Klosterstraße erreichte, sah er bedenklich an der hohen Gartenmauer hinauf, welche er zu übersteigen hatte, bevor er an das Küchenfenster gelangen konnte. Für einen so faulen und ungelenken Menschen war das Unternehmen immer schwierig, und mit einem so schweren Kopfe, wie er jetzt auf seinen Schultern trug, war es beinahe unausführbar. Deshalb machte er, ehe er das halsbrecherische Werk unternahm, den freilich hoffnungslos erscheinenden Versuch, die Hausthüre zu öffnen. Zu seinem großen Erstaunen gab die Klinke aber der tastenden Hand nach; auch der innere Riegel war nicht vorgelegt. Die Thüre sachte aufschiebend, gelangte Reiner in den Vorsaal. So leise er eintrat, sein Kommen wurde doch bemerkt; denn die Thüre des mittlern, nach dem Garten zu liegenden Zimmers, des Schlafzimmers seiner Schwester, stand offen. Er folgte dem daraus hervorquellenden Lichtschimmer, und als er die Schwelle erreichte, sah er Anna, welche die Arbeit, mit der sie sich beschäftigt hatte, auf ihr dürftiges Waschtischchen legte, neben dem sie gesessen, und die Lampe aufnahm, um ihm entgegenzugehen. Sie war sehr blaß; ob vom langen Wachen oder vor Betrübniß, das konnte Reiner nicht unterscheiden; aber daß sie, die sonst so unerschöpflich Heitere, sehr traurig aussah, das erkannte selbst er, trotz des Nebels, welcher seinen Verstand umhüllte. Auch fiel es ihm, der sonst keinen Sinn für ähnliche Wahrnehmungen hatte, lebhaft auf, wie kühl und rein

ihr ärmliches Stübchen, wie weiß und frisch ihr schmales Bett und wie duftig der Blumenstrauß vor dem einzigen Schmuck der Wand, vor dem Bilde der h. Anna, sei. Er empfand dunkel, daß in der reinen Atmosphäre, welche seine Schwester umgab, seine Gegenwart wie eine lastende Schwüle wirken müsse, und mit einem ungewohnten Gefühl von Reue und Scham in der Brust wollte er sich schweigend zurückziehen.

Sie winkte ihm, stehen zu bleiben, und kam rasch, aber unhörbar auf ihn zu. „St!" flüsterte sie, „die Eltern schlafen; nimm mein Licht mit, damit du nicht an einen Stuhl oder Tisch stößest und sie weckst. Ich will die Lampe, wenn du im Bette bist, wieder abholen; es ist kein Oel mehr im Hause, daß ich eine andere anzünden könnte."

Er that, wie sie sagte, und sie kam nach einer Weile, um das Licht zu holen. „O, Reiner," sagte sie, als sie vor seinem Bette stand, im Tone ernsten Vorwurfs, „wie lange bist du wieder ausgeblieben! Mitternacht ist schon eine halbe Stunde vorüber."

„Was — es ist ja fast zwei Uhr!" flüsterte er heiser. „Hast du auf dem Stuhl geschlafen?"

Sie sah ihn zweifelnd an, schüttelte den Kopf und sagte streng: „Du hast zu viel getrunken, unglücklicher Mensch!" Sie verließ das Zimmer, die Thüre leise hinter sich schließend.

„Sie will nicht wissen, daß sie über ihrer Arbeit eingeschlafen ist," brummte Reiner; „ich werde mich aber wohl hüten, darauf zu bestehen, daß sie wegen der Zeit im Irrthum ist."

* * *

Als gegen drei Uhr das erste Grauen des Tages sichtbar wurde, stand der Brahmschmied vor dem Hause seines Nachbarn, des Meisters Bauhaus, klopfte auf den Fensterladen und schrie dazu so laut, als sei es seine Aufgabe, die

ganze Nachbarschaft aus den Banden eines Zauberschlafes zu wecken. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg; denn nach einiger Zeit streckte der ehrliche Zimmermeister seinen bezipfelten Kopf aus dem Kammerfenster und fragte: „Mein Gott, was gibt's denn, wer lärmt denn so? Was, Ihr seid's, Nachbar Brunloo? Seid Ihr denn schon wieder aus den Federn? Ich meine, es kann noch nicht lange her sein, daß ich Euere Stimme auf der Straße gehört habe."

„Ja, es ist leider eine kurze Nacht für uns gewesen," erwiderte der Brahmschmied; „der Schlingel, der junge Nagelmann, kam gestern Abend mit meinem Peter und war partout nicht wieder wegzukriegen. Es war nah' an Zwei, als er endlich abschob."

„Ja, ja, ich hab's gehört, wie Ihr ihm gute Nacht, oder eigentlich guten Morgen sagtet. Aber da könnt Ihr doch kaum eine Stunde im Bett gewesen sein; wie seid Ihr denn wieder wach geworden, Nachbar?"

„Meine Frau hat die Wache gehalten. Sie hatte sich gestern beim Streue-holen einen Dorn in den Fuß getreten und konnte deshalb nicht schlafen. Und jetzt, Nachbar Bauhaus, wenn Ihr um vier Uhr mit nach B. gehen wollt, wird's Zeit, daß Ihr Euch parat macht."

„O, Zeit genug," erwiderte der Zimmermeister. „Ich will aber doch machen, daß ich in die Kleider komme; ich höre meine Frau schon die Kaffeemühle drehen." Während er sich vom Fenster zurückzog, schritt der Schmied seiner eigenen Wohnung zu.

Eine Stunde später legte sich das Teufelschmiedchen nach dem Genusse eines kräftigen Frühstücks zu Bette, während sein Sohn und sein Enkel mit dem Meister Bauhaus und noch einigen andern Handwerkern aus dem Thore gingen, um sich nach B. auf den Markt zu begeben. Die ehrlichen Bürger hatten keine Freude an der Gesellschaft des Brahm-

schmieds und seines Sprößlings; doch gebrach es ihnen eben so sehr an Muth als an einem Vorwande, dieselbe zurückzuweisen.

Christine Brunloo stellte die nöthigste Ordnung in den durch eine wüste Nacht ziemlich verwahrlost aussehenden Stuben her; als aber die Glocke der Franciscaner-Kirche um fünf Uhr zur ersten Messe läutete, verließ sie das Haus, schloß es hinter sich ab und folgte der Einladung zum Gottesdienste. Und wieder lag sie vor dem Christusbilde, und wieder rang sie in Angst und unfruchtbarer Reue vor Gott, mit krampfhaft gefaltenen Händen, zitternden Lippen und perlenden Schläfen. Thräne um Thräne tropfte aus den brennenden Augen der Unglücklichen, ohne daß sie ihr Linderung verschafften; ja, sie ward es kaum gewahr. Sie erhob sich endlich nach einer Stunde ermattender Angst und erfolglosen Kampfes und wankte hinweg mit schmerzenden Knieen und schlotternden Gliedern.

XII.

Der Tag war noch nicht viel weiter vorgerückt, als die Bürger von Rauhenhorst und die Bewohner des Hauses Ravenschlag in große Aufregung geriethen. Ein Bauer, der des Morgens gegen sechs Uhr mit seiner Karre bei der zu dem Gute gehörenden Mühle, etwa zehn Minuten unterhalb der Nepomuk-Brücke, angekommen war, wunderte sich, Thüren und Fenster noch sämmtlich verschlossen zu finden. Zwar war der Verkehr in der sparsam bevölkerten Gegend nicht so lebhaft, daß das Mühlwerk auch über Nacht im Gange erhalten wurde; aber der fleißige junge Müller, welcher nur einen Knappen hielt, pflegte mit der Sonne aufzustehen. Außer ihm und seinem Knechte bewohnten seine noch sehr

rüstige Mutter und seine Frau das mit der Mühle unter einem Dache liegende Wohnhaus, und seit einigen Monaten erfreute sich die kleine Familie noch eines willkommenen Zuwachses in dem erstgeborenen Töchterchen des jungen Ehepaares. Es kam dem Bauern seltsam vor, daß alle diese rührigen Leute an einem heißen Augustmorgen um sechs Uhr noch schlafend in ihren Betten liegen sollten, während man aus dem nahen Stalle das Blöken der hungerigen Kühe vernahm, welche sich ohne Zweifel wunderten, daß sie nicht schon vor einer Stunde gefüttert und gemolken worden waren. Der Mann trat näher an das Haus heran und hörte nun deutlich das Weinen eines Kindes aus dem Innern dringen. „Da ist etwas nicht richtig!" murmelte er, und einen Eingang suchend, entdeckte er bald, daß das niedrige Fenster der Milchkammer ausgehoben war, nachdem man das eiserne Gitter, wodurch es von außen geschützt war, mit großer Geschicklichkeit aus dem hölzernen Rahmen gelöst und entfernt hatte.

„Da sind die verfluchten Kerle wieder gewesen; das ist ja eine höllische Bande!" sagte der Mann halblaut und vor Schrecken sich bekreuzend. Dann stützte er die mit schweren Kornsäcken beladene Karre mit der Hacke auf, band die Leine seines Pferdes an einen Ring in der Mauer und suchte den Eingang in's Haus auf demselben Wege, den eine nächtliche Diebesgesellschaft genommen zu haben schien.

Drinnen fand er, den Säugling ausgenommen, die Bewohner gebunden und geknebelt; Truhen und Schränke waren erbrochen, Kleider und Wäsche umhergestreut. So weit war alles ganz so, wie es die Einbrecher auch bei dem Schulzen Schlüsing und bei dem Küster in Mussum gemacht hatten. Aber als die Beraubten ihrer Bande ledig und so weit wieder zu sich selbst gekommen waren, daß sie ihrem Befreier über das Geschehene einen Bericht zu erstatten vermochten,

sagten sie aus, daß nur die Uhr und die Baarschaft des Müllers, die goldenen Kreuze seiner Mutter und seiner Frau, der schwere silberne Löffel, den Frau v. Sendenhorst der kleinen Fina als Pathengeschenk in die Wiege gelegt hatte, und die dreißig Reichsthaler, welche vor acht Tagen das Pupillen-Collegium des Gerichtes in Rauhenhorst dem Mühlknappen aus den dort hinterlegten Geldern, als Rest seines väterlichen Erbes, ausgezahlt hatte, von den Dieben mitgeführt worden seien. Kleider, Leinwand und selbst ein paar silberbeschlagene Pfeifen und Gebetbücher hatten sie, im Gegensatze zu ihrem Verfahren bei dem Bauern und dem Küster, dies Mal verschmäht. Auch waren die Beraubten nicht von zwei, sondern von drei Männern überfallen worden, vielleicht weil die Diebe sich nicht getrauten, wenn sie in geringerer Anzahl kämen, vier erwachsene Menschen, von denen drei jung und ausnehmend kräftig waren, zu überwältigen; und wahrscheinlich würde ihnen das auch schwer geworden sein, falls sie Jene nicht im Schlafe überrumpelt hätten. Doch spielten die fürchterlichen schwarzen Masken, die bei den zwei vorhergehenden Einbrüchen die Bestohlenen so sehr erschreckt und die Phantasie sämmtlicher Bewohner von Rauhenhorst und der Umgegend so vielfach beschäftigt hatten, auch jetzt wieder eine Rolle. Zwei der Räuber hatten abermals solche entsetzliche Teufelslarven getragen; der Dritte, ein kleiner, magerer Mann, der aber, wie die von ihm Mißhandelten versicherten, im Besitze eiserner Fäuste war, hatte dagegen den Kopf mit vielfach über einander gelegten Flortüchern von grüner, schwarzer und brauner Farbe dergestalt eingehüllt, daß weder sein Haar noch die Züge seines Gesichtes zu erkennen gewesen waren.

Sobald der Müller und sein Bursche sich hinreichend erholt hatten, um dem Bauern zu helfen, die Kornsäcke in die Mühle und das Pferd in den Stall zu bringen, eilte dieser

nach Ravenschlag, um den Obersten von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Es verging indeß bis zu seiner Ankunft auf dem Gute so viele Zeit, daß er die ganze Familie bereits um den Frühstückstisch versammelt fand. Sein Bericht erregte keine geringe Bestürzung bei dem Obersten und seiner Frau, weil sie ein herzliches Wohlwollen für ihren Pächter und die Seinigen hegten. Sie brachen deshalb Beide unverzüglich nach der Mühle auf, um zu trösten und zu helfen, so viel in ihren Kräften stand. Paul, welcher sich von dem Vorfalle innerlich weit peinlicher berührt fühlte, als er sich merken lassen wollte, schloß sich ihnen an. Er verband in seinen Gedanken die nächtlichen Uebelthäter unwillkürlich mit der verzweifelnden Unglücklichen, welche er Tags vorher im Walde getroffen hatte, und der Umstand, daß Anna's Bruder, der Sohn der so hart geprüften Regine Ottmar, mit den Angehörigen der unheimlichen Frau in einem nahen Verhältniß zu stehen schien, fiel ihm schwer auf die Seele.

Cäcilie, welche sich durch die Kunde von der nächtlichen Unthat nur wenig berührt zeigte, begleitete die Fortgehenden bis zur Treppe, und als sie im Vorsaal zu ihrer keineswegs angenehmen Ueberraschung gewahrte, daß auch Paul den Hut nahm, um seinen Onkel und Frau v. Sendenhorst zu begleiten, sagte sie mit kaum verhüllter Schärfe: „Ich sehe, für ein Evangelium können Ihre Worte auch nicht gelten, Herr Steinwerth."

„Für ein Evangelium, mein gnädiges Fräulein?" fragte er verwundert. „Ich glaube kaum, daß je ein Mensch daran gedacht haben wird, meinen Aeußerungen den Charakter von Freudenbotschaften beizulegen; ich selbst that es gewiß nicht."

„Ach, das meine ich nicht; ich sprach von der Wahrhaftigkeit Ihrer Versicherungen."

„Wahrhaftigkeit!" Paul's Erstaunen nahm zu; er fühlte sich sehr unangenehm berührt, und es kostete ihn Mühe, in

ruhigem Tone hinzuzufügen: „Sie dürfen sich versichert halten, Fräulein v. Sendenhorst, daß außer Ihnen noch Niemand gewagt hat, die Wahrhaftigkeit meiner Worte in Zweifel zu ziehen.“

„Und Sie, Herr Paul,“ versetzte sie mit kaum beherrschtem Verdrusse, „dürfen sich versichert halten, daß Sie ein höchst schwerfälliger Mensch sind. Wer nimmt denn einen Scherz so ernst, selbst wenn man ihn nicht gleich versteht!“

„Sie scherzten, und ich mißverstand es? So bitte ich um Entschuldigung und um die Gewogenheit, meinem schwerfälligen Begriffsvermögen durch eine Erklärung zu Hülfe zu kommen.“

„Es ist kaum der Mühe werth, noch ein Wort darüber zu verlieren. Sie wissen, ich bedauerte gestern, daß mein Bruder noch immer unvermählt und ich deshalb genöthigt sei, in der geisttödtenden Einförmigkeit von Ravenschlag auszuharren, weil ich nicht wohl bei ihm wohnen kann, bis er einen eigenen Hausstand begründet hat.“

„Ich erinnere mich dessen vollkommen.“

„Und Sie entgegneten, daß Sie in dem friedlichen Leben auf Ravenschlag doch mancherlei Anregendes fänden, und daß Sie anfingen, diese ruhige Existenz dem Geräusche und der anspruchsvollen Geselligkeit großer Städte vorzuziehen.“

„Ganz richtig; und was habe ich denn gesagt oder gethan, das mit dieser Aeußerung im Widerspruch stände?“

„Das wissen Sie nicht einmal?“ war die spöttische Gegenfrage. „Und es ist ein Ereigniß für Sie, daß ein Pächter bestohlen worden ist, und Sie eilen nach der Mühle, um sich eine erbrochene Milchkammer anzusehen, als ob es die Decoration einer neuen Oper wäre? Das ist doch ein unwiderlegliches Zeugniß, daß Sie der Einförmigkeit dieses angenehmen Hauses um jeden Preis zu entfliehen wünschen.“

„Ein falsches, ein irreführendes Zeugniß ist es!“ rief Paul. „Wenn ich in dem Gange nach der Mühle einen bloßen Zeitvertreib suchte, so würde ich allerdings besser thun, hier zu bleiben; denn der reizendste wäre mir ja geboten in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft. Aber freilich, Sie können nicht wissen, welche Forderungen ein an sich geringfügig scheinender Vorfall an einen Mann zu stellen vermag, der sich gewöhnt hat, das Leben von der ernsten Seite zu betrachten. Sie haben sich bisher wohl nur mit dem leichten Schaum auf seiner Oberfläche beschäftigt, und das mag für Sie das Beste sein, mein gnädiges Fräulein; daher überlassen Sie uns weniger Glücklichen das Forschen in der Tiefe.“ Er grüßte artig und eilte seinen Verwandten nach, als finde er es höchst wichtig, sie bald wieder einzuholen.

Sie sah ihm verdutzt nach. „Was war das, eine Schmeichelei oder eine Grobheit?“ fragte sie sich. „Pah, er ist ein Grillenfänger; und wäre nicht sein immenses Vermögen, ich würde mich wohl besinnen, über seinen bürgerlichen Stand hinwegzusehen. Inzwischen sind seine großen Einkünfte nicht zu erlangen, ohne die Zugabe seiner kostbaren Person. Und er ist ein schöner Mann, der immerhin eine gute Figur in der Gesellschaft macht.“

In der Mühle angekommen, beschäftigte Frau v. Sendenhorst sich mit den erschreckten Frauen, während der Oberst, Paul und der Müller sich vorläufig über den Thatbestand unterrichteten und den Mühlknappen mit einem von Herrn v. Sendenhorst in der Eile verfaßten Schreiben an den Landrichter nach Rauhenhorst sandten. Dadurch wurde der neuerdings verübte Frevel auch in dem Städtchen bekannt und verbreitete Schrecken und Aufregung unter den Bewohnern. Doch fanden sich auch Solche unter ihnen, welche das Ereigniß mit weniger unangenehmen Gefühlen betrachteten, und namentlich besprachen der müßige Advocat Nagelmann und

sein Sohn es mit einem Genuß, ähnlich dem, welchen ein im sichern, wohlerwärmten Zimmer Sitzender beim Sausen des winterlichen Sturmes vor seinen Fenstern empfindet. Frau Nagelmann fühlte ein mitleidiges Bedauern mit den Bestohlenen, gedachte aber der Sache kaum länger, als sie darüber reden hörte. Anna dagegen sah sich durch die erneuerte Erwähnung der schwarzen Masken tief beunruhigt. Sie verwarf zwar jeden Gedanken daran, daß ihr Bruder wissentlich bei einem Verbrechen betheiligt sein könne, als einen Frevel; sie fühlte sich aber nicht sicher darüber, daß er nicht etwa, bei seiner Schwäche und seinem Leichtsinn, von schlechten Menschen mißbraucht werde. Mit Schrecken gedachte sie des schlimmen Leumunds, der seinen Bekannten, dem Teufelschmiedchen und dem Brahmschmied, anhaftete; und sie war entsetzt, als ein Nachbar ihrem Vater erzählte, einige Leute hätten die Vermuthung geäußert, daß die Brunloos, die ja so oft bei nächtlicher Weile umherstreiften, wohl zu der Diebesbande gehören könnten. Die Frau des Zimmermeisters Bauhaus hatte zwar dagegen gesagt: sie wolle nicht behaupten, daß die Brahmschmieds ganz rein auf der Haut seien, diese Nacht seien sie aber in der Mühle nicht dabei gewesen. Um zwei Uhr hätten sie — der Zimmermann und seine Frau — den Brahmschmied und seinen Sohn und sogar das alte Teufelschmiedchen noch mit dem jungen Nagelmann, der bis dahin bei ihnen Karten gespielt habe, sprechen hören, und um drei Uhr habe der Schmied ihren Mann schon geweckt, um mit ihm nach B. zum Markte zu gehen. Mithin könnten die Brunloos an dem Einbruche in der Mühle nicht betheiligt gewesen sein; nach Aussage des Müllers wäre es gegen Eins gewesen, als die Kerle ihn und seine Frau geknebelt hätten, und damals hätten ja Brahmschmieds ruhig in ihrer Hinterstube mit Reiner Nagelmann Karten gespielt.

Während der alte Nagelmann seinem Sohne in einem nergelnden und keineswegs Eindruck machenden Tone die verdienten Vorwürfe über sein leichtsinniges Nachtschwärmen ertheilte, erinnerte sich Anna mit schwerem Herzen des Umstandes, daß Reiner, der, wie sie sicher wußte, um halb eins nach Hause gekommen war, behauptet hatte, es sei beinahe zwei Uhr, und daß er auch jetzt seinem Vater gegenüber die Beschuldigung, so sehr spät gekommen zu sein, nicht zu entkräften versuchte. Der Argwohn, der darüber in ihr erwachte, ging jedoch nicht so weit, daß sie vermuthete, die Brunloos hätten ihren Bruder und die Nachbaren absichtlich in Betreff der Zeit, wo Reiner sie verließ, getäuscht; sie nahm vielmehr einen unwillkürlichen Irrthum an. Weil sie selbst aber nicht den leisesten Zweifel hegte, daß Reiner bald nach Mitternacht heimgekommen sei, so war für sie immer noch die Annahme möglich, daß seine schlimmen Wirthe Zeit genug gehabt hätten, nach seiner Entfernung an der Freveltyat in der Mühle Theil zu nehmen und doch mit Tagesanbruch wieder in der Grabengasse in Rauhenhorst zu sein.

In der Stadt erhoben sich jetzt Stimmen, welche behaupteten, Bernd Wilgenkamp werde an dem Diebstahl bei dem Schulzen Schlüsing doch wohl unschuldig sein; seit er im Gefängnisse sitze, sei ja schon zwei Mal eingebrochen worden, natürlich ohne ihn, und so könnte das beim Schulzen eben so gut der Fall gewesen sein. Andere dagegen meinten, es sei bloß ein Zeichen, wie stark und verwegen die Räuberbande sein müsse, da sie immer neue Frevelthaten beginge, obgleich einer ihrer Spießgesellen schon so lange in Haft sei. Die Richter selbst waren der Ansicht, es sei kein Beweis für die Unschuld ihres Gefangenen, daß es außer ihm noch andere Verbrecher gäbe; und so blieb Bernd Wilgenkamp, trotz seines beharrlichen Leugnens, nach wie vor in Gewahrsam.

Ein Gewitter hatte die Luft erfrischt, ein erquickender Regen war vorübergerauscht, die Erde duftete, Laub und Gräser funkelten, und die Sonne strahlte um so herrlicher vom blauen Himmel hernieder, als noch einige fliehende Wolken den östlichen Horizont säumten. Im Hofe zu Ravenschlag stand Paul. Er hatte sich der höchst trivialen Beschäftigung unterzogen, dem Geflügel das Abendbrod zuzutheilen, und während Hühner, Enten und Truthähne begierig die goldene Gerste pickten, welche auch das vornehme Pfauenpaar nicht verschmähte, war das Wappenthier des Hauses, der alte Rabe, dem jungen Manne auf die ausgestreckte Hand geflogen. Er streichelte dem Thiere schmeichelnd den klugen Kopf, und wie zum Danke dafür begann der Vogel alle die einzelnen Wörter zu radebrechen, welche nach und nach Eigenthum seines Gedächtnisses und seiner Zunge geworden waren. „Jakob, gib Braten! — Zucker für Hans! — Josephine, Josephine!" krächzte er wiederholt, und als Paul ihn mit Schmeichelworten dafür belohnte, brach er in seinen Lieblingsruf aus und schrie, die Flügel lüftend und sich eifrig hin und her wiegend: „Sie kommt, sie kommt, Anna, mein Flachsfink, sie kommt, sie kommt!"

Eine Weile hörte Paul lächelnd zu mit einem so zufriedenen Ausdrucke in dem ernsten Gesichte, als sei ihm das Versprechen, welches der Vogel unermüdlich wiederholte, ganz besonders willkommen. Diese heitere Selbstvergessenheit währte jedoch nicht lange, und, sich ihrer bewußt werdend, richtete Steinwerth sich stramm in die Höhe und mit den unwilligen Worten: „Weißt du nichts Besseres zu sagen, langweiliges Thier, so enthebe dich!" schleuderte er den Vogel von sich und wandte sich, um in's Haus zu gehen.

Einen Moment stutzte er; denn sie, welche der Vogel gerufen, stand in seiner Nähe. Es war ein Montag-Abend. Während Paul sich mit dem Raben beschäftigt hatte, war

Anna, wie gewöhnlich um diese Stunde, in den Hof getreten, auf ihrem Wege zu der Frau v. Sendenhorst. Sie hatte seine rauhen Worte gehört, mußte sie gehört haben; sie schien ihnen jedoch keinen Einfluß auf ihre Stimmung oder ihr Benehmen zu gestatten. Mit dem förmlichen Ernste, den sie ihm gegenüber nie verleugnete, verbeugte sie sich und setzte ihren Weg nach der Treppe fort.

Auch er hatte die augenblickliche Bewegung, welche ihr plötzlicher Anblick ihm verursachte, bereits überwunden; wie immer erwiderte er nur nachlässig ihren Gruß und rief ihr dann, ohne sich ihr zu nähern, die Frage nach: „Wohin wollen Sie, Mamsell Nagelmann?"

Sie wandte sich am Fuße der Treppe nach ihm um und erwiderte, obgleich ihre Wangen sich dunkel rötheten, in gelassenem Tone: „Sie wissen, Herr Steinwerth, daß mein Besuch der Frau Oberst gilt."

„Dann brauchen Sie nicht in das Haus zu gehen; die Frau v. Sendenhorst ist im Garten."

„Ich danke Ihnen," versetzte Anna, wandte sich kurz um und stieg die Treppe hinauf.

Er sah ihr finster nach. „Wie!" fragte er sich, „sollte sie trotz des blonden Haares eine Ader von ihrer Mutter haben? ... Freilich, diese tiefen, dunkeln Augen sind keine Erbschaft aus dem Geschlechte der Nagelmanns. Sie nahm wahrhaftig eine Haltung an, als wolle sie einen Anmaßenden in die gebührenden Schranken zurückweisen, — das wird dir nicht gestattet, du armseliges Geschöpf! Nein, fürwahr, was bei ihrer Mutter Würde ist, erscheint bei ihr als Unverschämtheit."

Er wollte ihr rasch folgen, hemmte aber seinen Schritt und stieg beinahe zögernd und in tiefen Gedanken die Stufen hinauf. Er kämpfte mit sich; vor Anna's Erscheinen war er entschlossen gewesen, sich um ihrer Mutter willen wohl-

wollend gegen sie zu beweisen; diese Begegnung, ihr stolzes Gebahren, obgleich er selbst es hervorrief, hatte ihn wieder gereizt. Ueberhaupt war seine Stimmung in Bezug auf sie eine eigenthümliche, häufig wechselnde. Sah er sie nicht, so sagte er sich, daß sie ein armes, vernachlässigtes Wesen sei, kaum auf einer höhern Stufe stehend als die alte Arbeiterin, unter deren Schutze sie Abends den Weg von Ravenschlag nach Rauhenhorst zurücklegte; daß man aus Rücksicht auf ihre unglückliche Mutter und auf ihren eigenen Mangel an Bildung Nachsicht an ihr üben müsse, und daß er, wie seine Tante und der Oberst, „Geduld" mit ihr haben wolle. Kaum war er aber in ihrer Nähe, so warfen ihr kluges und sicheres Auftreten und die unzweifelhaften Beweise von Talent und Kenntnissen, welche sie gab, seine Theorie von ihrer Vernachlässigung und Einfalt über den Haufen. Dann hielt Paul sich ärgerlich selbst vor, sie sei freilich das Kind Regine Ottmar's, aber eben so sehr, ja mehr noch, die Tochter des erbärmlichen Nagelmann, dessen Namen sie trage. Und dann war es mit all' seinen Vorsätzen von Milde und Duldung zu Ende, — je siegreicher sie seine Annahme ihres Bildungsmangels und ihrer Unbedeutenheit widerlegte, um so rauher und rücksichtsloser gab er sich in Bezug auf sie.

Die Frau Oberst hatte um der köstlichen Frische der Luft willen ihren Theetisch im Garten arrangiren lassen, an der Lieblingsstätte Anna's, auf dem Kiesplatz unter der großen Platane. Eine weite Rasenfläche, eingehegt von Zierbäumen und häufig unterbrochen von duftenden Blumenbeeten, breitete sich hier zwischen dem Hause und der ziemlich fernen Gartenmauer aus, welche letztere, des üppigen Epheu's wegen, der sie verhüllte, auch nicht störend wirkte. Es waren Anna's froheste Stunden seit ihrer Kindheit gewesen, wenn sie hier einen schönen Sommerabend an der Seite ihrer liebevollen

Beschützerin und des guten Obersten verleben durfte. Auch jetzt saß sie in heiterm Geplauder neben Frau v. Sendenhorst, und der Oberst heftete einen Blick väterlichen Wohlwollens auf ihr edeles, glückliches Gesicht. Plötzlich glaubte er einen Schatten darüber gleiten zu sehen und, sich umschauend, gewahrte er Steinwerth, der mit seiner verschlossensten Miene langsam vom Hause gegen den Tisch kam. „Ah so, das ist der Störenfried," sagte der alte Herr lächelnd; „aber sei unbesorgt, er soll dir nichts zu Leide thun, Flachsfink."

„Unter Ihrem Schutze fürchte ich mich nie, Herr Oberst," gab Anna lächelnd zur Antwort; „und ich habe, glaube ich, überhaupt keine Anlage dazu, ängstlich zu sein."

„Wer weiß?" meinte der Oberst, seinen Scherz fortsetzend. „Wenn dir ein Mal solch ein entsetzlicher Mensch, wie der da" — er deutete auf Paul — „im Walde begegnete, ich fürchte, du nähmest Reißaus."

„Möglich," versetzte Anna, auf den Scherz eingehend; „aber es geschähe nicht aus Furcht."

„Aus welchem Grunde denn?" fragte Cäcilie, welche sich bisher schweigend mit einer Perlenstickerei beschäftigt hatte, in einem Tone, dessen Herbheit nur mit der anmaßenden Schärfe des Blickes verglichen werden konnte, welchen sie auf Anna's Gesicht heftete.

„Aus demselben Grunde, vermöge dessen ich auch Ihnen ausweichen würde, wenn ich Ihnen allein begegnete," antwortete Anna höflich: „weil sie die Verwandte des Herrn Obersten sind, Fräulein v. Sendenhorst."

Cäcilie lachte gezwungen. „Sehr schmeichelhaft für Sie, mon oncle!" rief sie.

„Sieht fast so aus!" brummte der Oberst. „Und doch kann ich nicht glauben, daß der Stich auf mich gemünzt war. Sprich deutlich, Flachsfink, wie hast du das gemeint?"

„Würde es Ihnen schwer werden, Herr Oberst," fragte das Mädchen schalkhaft, „mit einem Franzosen in Frieden zu leben?"

„Schwer? — Unmöglich, Annchen, das ist ja klar!"

„Und dennoch würden Sie nicht wünschen, mit einem Franzosen in Streit zu gerathen, wenn Sie wüßten, daß er des Königs liebster Freund und Verwandter sei — ist es nicht so, Herr Oberst?"

„Ei, freilich; aber ich sehe nicht ein, was der König und die Franzosen mit deinem Davonlaufen vor dem Paul oder der Cäcilie zu thun haben."

„Darauf kann ich nur erwidern," sagte Anna ernst, „daß ich mit denselben Gefühlen der Verehrung und Anhänglichkeit auf Sie blicke, Herr Oberst, wie Sie auf den König."

Der alte Soldat brach in lautes Lachen aus. „Und mit demselben Widerwillen auf meinen Herrn Neffen und meine Fräulein Nichte, wie ich auf die Franzosen, willst du sagen! Ja, nun verstehe ich dich und weiß, wie du siehst, deinen angefangenen Satz zu ergänzen."

„Die Effronterie geht zu weit!" sagte Cäcilie, und maß mit einem Blick gründlicher Verachtung Anna von Kopf bis zu den Füßen, während die Frau Oberst schweigend, aber mit offenbarer Mißbilligung auf ihren Schützling sah.

„Ich habe das weder gesagt, noch auch sagen wollen," nahm Anna mit großem Ernst wieder das Wort. „Ich habe nur andeuten wollen, weshalb ich wünschen muß, Ihren Verwandten, Herr Oberst, auszuweichen: weil ich in Frieden mit Allen leben möchte, die Ihnen lieb und werth sind."

„In diesem Punkte kann ich Sie, was mich betrifft, beruhigen, Mamsell Nagelmann," sagte Cäcilie mit beleidigender Herablassung. „Ich kann niemals mit Ihnen in Streit gerathen; denn man streitet nur mit seines Gleichen."

„Cäcilie!“ sagte die Frau Oberst verweisend, und ihr Gemahl fuhr zornig von seinem Sitz in die Höhe. Aber ehe er Worte fand, seinem Unwillen Ausdruck zu geben, reichte ihm Anna die Hand und sah mit einem so guten, bittenden Blick zu ihm empor, daß er sich halb entwaffnet fühlte. Und jetzt sagte sie, nicht mit ihrem gewohnten muntern Lachen — denn sie fühlte sich zu sehr gekränkt, um ihre Heiterkeit sofort wieder zu erlangen, — aber freundlich und mit einem schwachen, halb traurigen Lächeln: „Seien Sie gut, Herr Oberst; auch um Ihres kleinen Recruten willen, der den angebotenen Waffenstillstand dankbar annimmt.“

Er lachte und schlug in die dargebotene Hand; als er aber dabei wahrnahm, daß sein einst so blühender Liebling jetzt doch eigentlich blaß und traurig aussehe, kam etwas wie Rührung über sein gutes Gesicht. Er wandte sich vom Tische und schritt unter die Bäume. Bekümmert empfand er, wie durch den Eintritt Cäciliens in sein Haus Anna's bescheidene Freuden eine Schmälerung erfahren hatten, und wie sie seit der Ankunft Paul's fast zu nichte geworden waren. „Ja, ja, sie verbittern dem armen Flachsfinken die paar vergnügten Stunden, die er hier außerhalb seines traurigen Käfigs zubringen darf. Aber leider kann ich's nicht ändern,“ murmelte er vor sich hin. „Ich konnte doch der verwaisten Tochter meines Bruders das Haus nicht verschließen, als auch ihre Mutter starb ... hm, hm, meine Frau Schwägerin hat ein hübsches Kräutchen aus dem Mädchen gezogen! — Und eben so wenig konnte ich ein Veto einlegen, als Josephine ihren Schwestersohn einzuladen wünschte. Aber mit dem Einzug dieser fremden Truppen ist für meinen armen kleinen Recruten eine harte Campagne angebrochen.“

Paul hatte am Tische Platz genommen, ohne sich an dem Gespräche der Uebrigen zu betheiligen; er hatte während

desselben die beiden jungen Damen unwillkürlich mit einander verglichen, und er mußte sich gestehen, daß er nicht zu einem für Cäcilie günstigen Resultate kam. Sie hatte, das ließ sich nicht leugnen, neben großer Schönheit eine stolze Sicherheit in ihrer Haltung und eine Eleganz in jeder Bewegung wie auch in der Wahl ihres Anzuges, welche sie eben so außergewöhnlich als anziehend erscheinen ließen. „Aber die seidene Robe und der Spitzenkragen allein machen es nicht aus, eben so wenig wie der blendende Teint und die schlanken Finger," dachte Steinwerth. „In einer Unterhaltung, wie sie eben jetzt stattfand, würde ich von meiner Schwester, falls ich eine hätte, lieber die Worte und Mienen dieses armen Aschenbrödels als die des gnädigen Fräuleins angewandt sehen."

Auf die Frage seiner Tante, ob er jetzt, da es weniger warm sei, die vorhin verschmähte Tasse Thee annehmen wolle, bat er freundlich darum; und als Anna sie ihm reichte, nahm er sie ihr mit einer höflichen Verbeugung ab. Sie wurde dunkelroth. Es war noch nie geschehen, daß er, wenn es nicht unumgänglich nöthig war, es der Mühe werth erachtet hatte, eine der gebräuchlichen gesellschaftlichen Formen gegen sie zu beobachten. Jetzt war sie sich nicht klar darüber, ob er ihr eine Artigkeit damit erweisen oder sie verspotten wolle; aber getreu ihrem Vorsatze, ihm so wenig wie möglich ein Recht zu dem Glauben zu gestatten, als ob er einen Einfluß auf ihre Gefühle zu üben vermöge, war ihr plötzliches Erröthen das einzige Zeichen dafür, daß sie die leichte Veränderung seines Benehmens gegen sie bemerkt habe. Sie fuhr mit der aufmerksamsten Theilnahme in ihrem Gespräche mit der Frau Oberst fort. Es betraf Eberhard's liebliche Idylle „Hannchen und die Küchlein," welche Frau v. Sendenhorst ihr geschenkt, und die sie am eben verflossenen Sonntage mit ihrer Mutter zu Ende gelesen hatte. Paul mußte sich selber eingestehen, daß ihr Urtheil von richtigem Geschmack und

feinem Verständniß für die Schönheiten der Dichtung zeuge; er betheiligte sich indeß nicht viel an der Unterhaltung, welche auch bald einen Mißton dadurch erhielt, daß Cäcilie die Bemerkung machte, das Buch sei eigentlich nicht bedeutend genug, um es, wenn man es ein Mal glücklich zu Ende gelesen, noch von A bis Z wieder durchzusprechen.

„Sie haben vollkommen Recht, von Ihrem Standpunkte aus, mein gnädiges Fräulein," sagte Steinwerth ernsthaft. „Sie sind gewöhnt, alles im Lichte des bewegten Lebens einer größern Stadt zu sehen, und da kommen Ihnen die Zustände des Dörfchens, die der Dichter schildert, kleinlich vor. Wer aber von der großen Welt nichts kennt als die Idylle von Ravenschlag, der mag freilich entzückt in den Spiegel schauen, welchen der Sänger Hannchens ihm vorhält."

Jetzt wußte wieder Cäcilie nicht, ob er eine Artigkeit oder einen Spott gegen sie ausgesprochen hatte. Steinwerth half ihr auch nicht das Räthsel lösen; er erhob sich, grüßte die Damen und ging in das Haus.

Es war gegen das Ende des August und die Länge der Tage merklich im Abnehmen begriffen. So ging die Dämmerung bereits in wirkliches Dunkel über, als Anna auf ihrem Wege nach Hause an der Seite der alten Nätherin über die Nepomuk-Brücke schritt. Sie sprach heiter mit ihrer getreuen Begleiterin; der Abend war ein so schöner gewesen, wie sie lange keinen mehr erlebt hatte. Der Oberst und seine Gemahlin hatten sich heute wo möglich herzlicher noch als sonst gegen ihren Schützling bewiesen, Steinwerth hatte sich jeder Kränkung gegen Anna enthalten, und an Cäciliens scharfe Weise war Anna nachgerade so sehr gewöhnt, daß dieselbe keinen nachhaltigen Eindruck mehr auf sie machte.

Eben begannen die beiden Wanderinnen den kleinen Abhang zu ersteigen, der von der Brücke zum Walde hinaufführte, als Dora plötzlich stehen blieb und mit einem

erschrockenen: „Gott schütz' uns!" die Hand auf Anna's Arm legte.

„Was gibt's, Dora?" fragte Anna in keineswegs gedämpftem Tone; denn sie kannte die Aengstlichkeit ihrer Begleiterin und glaubte, daß sie sich vor einem Schatten fürchte.

„Still, still!" flüsterte Dora; „da .... da .... ein Mensch — ein Kerl, der uns aufpaßt."

Wirklich löste sich in diesem Augenblicke eine große, dunkele Gestalt vom Saume des Waldes ab und kam den Hügel herunter. Dora drängte sich zitternd und jammernd an ihre Begleiterin, welche dem Ankömmling scharf entgegensah und dann ganz ruhig sagte: „Du hast keinen Grund zur Furcht, Dora; es ist Herr Steinwerth."

Er war es, und im nächsten Moment stand er an der Seite der Frauen. Er grüßte Anna leichthin und sagte: „Sie machen Ihr Wort wahr, Mamsell Nagelmann; aus Furcht wenigstens fliehen Sie nicht vor mir."

„Nein, Herr Steinwerth," erwiderte sie, „ich fliehe nicht; aber ich möchte auch den zweiten Theil meines Wortes erfüllen: ich wünsche Ihnen auszuweichen." Und sie trat vom Wege auf den thaufeuchten Rain, um an ihm vorüberzugehen.

Er trat ihr entgegen und sagte in seinem frühern, herben Tone: „Ich werde das verhindern; denn ich habe Sie hier erwartet und will mir die Mühe nicht umsonst gegeben haben."

„Sie haben mich erwartet!" rief Anna erstaunt und ein wenig erschrocken, aber bemüht, äußerlich ihre volle Ruhe zu bewahren. „Eine größere Ueberraschung konnte mir kaum zu Theil werden. Da Sie sich aber selbst sagen können, Herr Steinwerth, daß es keine willkommene Ueberraschung sein kann, bitte ich Sie, dieses Zusammentreffen jetzt enden zu lassen."

„Sie sind eben so aufrichtig als unhöflich," versetzte er achselzuckend, „ermangeln aber des Vermögens, mich zu

kränken. Uebrigens müssen Sie ja begreifen, daß ich diese Begegnung nicht zu meinem Vergnügen gesucht habe. Ich kam, wenn auch mit Widerwillen, — wie mein Oheim sich ausdrücken würde: in der guten Absicht, eine Pflicht der Barmherzigkeit zu erfüllen."

„Mein Herr!" rief Anna zornig, „haben ich oder die Meinigen jemals Ihre Wohlthätigkeit angerufen?"

Auch sein Zorn erwachte. „Wenn nicht Sie die meinige, so doch Ihre Mutter die meines Vetters."

„Ihres eigenen Bruders, für ihre verschmachtenden Kinder! Doch das gehört der Vergangenheit an. Meine kleinen Schwestern sind hülflos gestorben — sie bedürfen also jetzt keines Beistandes mehr — und die Tochter meiner Mutter, welche hier vor Ihnen steht, würde sich lieber Tag und Nacht den schwersten Arbeiten unterziehen, als von Ihnen die geringste Unterstützung annehmen."

„Ich zweifele weder an Ihrer Bereitwilligkeit noch an Ihrer Fähigkeit, die Beschäftigungen einer — Bäuerin zu verrichten; das Massive scheint Ihrer barschen Natur zuzusagen," sagte er in höhnendem Tone. „Wenn Sie aber hoffen, daß Ihre Arbeiten irgendwie gewinnbringend sein werden, so bedürfen Sie dazu des Vertrauens Ihrer Mitbürger oder sonstiger Bekannter."

„Ich that nie etwas, wodurch ich es hätte verwirken können. Uebrigens ist die Sorge, mir dasselbe zu erhalten, meine Angelegenheit und nicht die Ihrige," versetzte sie in eben so hochmüthigem Tone wie er. „Komm', Dora, es wird dunkel."

Wieder machte sie einen vergeblichen Versuch, an ihm vorüberzugehen; er hinderte sie daran, indem er hart ihren Arm faßte und rauh und finster sprach: „Sie reizen mich, indem Sie mich absichtlich mißverstehen. Ich habe nicht gesagt noch gedacht, daß ich Ihnen eine materielle Wohlthat

zu erweisen trachte, und eben so wenig, daß ich vermuthe, Sie würden etwas thun, was das Mißtrauen Ihrer Mitmenschen herausfordern könnte. Es gibt aber Andere, welche Ihnen nahe stehen, und deren unehrenhafte Handlungsweise einen falschen Schein auch auf Sie werfen könnte. Es war meine Absicht, Ihnen in dieser Richtung eine Warnung zukommen zu lassen."

Jetzt war sie heftig erschrocken. Er fühlte das Zucken ihres Armes und hörte ihre schnellen, zitternden Athemzüge.

„Aha!" rief er, „jetzt ist Ihre Tapferkeit im Schwinden!"

Es bedurfte nur dieses Spottes von seinen Lippen, um ihr die Selbstbeherrschung zurückzugeben. „Nein," sagte sie in festem Tone. „Ich war bloß überrascht, daß Sie, der Sie bisher nicht deutlich genug zu zeigen wußten, für wie tief unter Ihnen stehend Sie mich und die Meinigen halten, jetzt vorzugeben scheinen, daß Sie uns und unsere Verhältnisse besser kennen als ich."

„Ich habe mich darum nicht bemüht; ein Zufall hat mich mit Umständen bekannt gemacht, welche Ihrem Wissen vielleicht fremd geblieben sind. Sie müssen aber zu Ihrer Kenntniß gelangen, weil vielleicht die Ruhe Ihrer Mutter davon abhängt. Nur um dieser willen, welche ich, wie sehr sie sich auch gegen meinen Vater und ihren Bruder verfehlt haben mag, als ein früheres Mitglied meiner Familie betrachte, habe ich diese Begegnung mit Ihnen gesucht."

„Ich danke Ihnen für die Theilnahme, welche Sie für meine Mutter an den Tag legen, — bitte Sie aber dringend, kein Wort des Tadels mehr gegen sie zu äußern."

„Es wird wahrscheinlich nicht nöthig sein. Wenn Sie mich also jetzt anhören wollen, können Sie Ihren Weg fortsetzen; ich werde Sie eine Strecke begleiten. Dora, gehen Sie einige Schritte voraus; der Weg ist nicht breit, und

wenn man zu sehr am Rande geht, läuft man Gefahr, über eine Baumwurzel zu stolpern."

Dora fügte sich ungern; bei ihrer Furchtsamkeit schien es ihr eine gefährliche Aufgabe, durch den dunkeln Wald voraus zu schreiten. Aber ihre Scheu vor dem strengen Herrn Steinwerth war noch größer als ihre Angst; und so that sie, was er verlangte.

Sobald Dora außer Hörweite war, fragte Paul mit gedämpfter Stimme: „Sie kennen eine Frau Brunloo, Mamsell Nagelmann?"

Anna's Herz begann schneller zu schlagen, doch antwortete sie in ruhiger Weise: „Wenn Sie die Frau des Schmieds Brunloo in Rauhenhorst meinen, ja."

„Ich traf sie zufällig hier im Walde," nahm Steinwerth wieder das Wort; „es war am Abend vor der Nacht, als der Einbruch in der Mühle stattfand. Die Unglückliche war in einer verzweifelten Stimmung; sie drohte fast zu erliegen unter der Last eines Geheimnisses, welches nicht allein für ihre Seelenruhe, sondern sogar für ihre äußere Sicherheit eine Gefahr in sich zu fassen schien. Nur so konnte ich mir die Ausbrüche ihrer Angst und Qual deuten."

Auch seine Begleiterin bebte jetzt zusammen vor Angst und Qual. Sie dankte Gott, daß das doppelte Dunkel des Waldes und des immer stärker hereinbrechenden Abends ihr zu Hülfe kam, wenigstens die äußern Zeichen ihrer Gemüthsbewegung zu verbergen. Weil ihr Begleiter schwieg, vermuthete sie, daß er, ehe er weiter sprechen wolle, eine Antwort von ihr erwarte; sie nahm sich deshalb zusammen und erwiderte: „Ich kann natürlich kein sicheres Urtheil darüber fällen, ob Ihre Voraussetzung in Betreff der armen Frau gegründet ist, weil ich sie nicht in dem traurigen Zustande, welchen Sie schildern, sah; daß sie aber von Kummer und Sorgen gequält ist, weiß

ich. Leider muß ich besorgen, daß sie mancherlei Ursachen dazu hat."

„Ah, Sie kennen oder vermuthen also die Quelle ihres Unglückes?"

„Ich vermuthe sie; doch nicht mit größerer Genauigkeit oder Sicherheit als alle übrigen Bewohner von Rauhenhorst."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Die Angehörigen der armen Frau — ihr Mann und ihr Schwiegervater — stehen in übelm Rufe, der wohl zum Theil in dem Aberglauben einer Anzahl meiner Mitbürger, zum Theil aber auch in der seltsamen Lebensweise der Familie Brunloo seinen Grund haben mag. Das wird die Unglückliche, welche brav und ehrliebend ist, betrüben und beunruhigen; dazu kommt noch der traurige Umstand, daß sie von ihrem Manne und seinem Vater äußerst lieblos behandelt wird."

„Das Letztere scheinen Sie doch genau und sicher zu wissen; woher kommt Ihnen diese Kenntniß?"

„Sie fragen mich wie ein Untersuchungsrichter, und ich gestehe Ihnen die Befugniß dazu nur deshalb zu, weil Sie mir versichern, daß Sie dies Gespräch mit mir meiner Mutter wegen gesucht haben."

Ehe Anna weiter sprechen konnte, sagte Steinwerth in seiner hochmüthigsten Weise: „Natürlich, nur ihretwegen. Weder Sie selbst, noch Ihr Vater, und am wenigsten Ihr Bruder haben meine Theilnahme so weit erregen können, um mich die Rolle eines unberufenen Warners spielen zu lassen."

Bei der Erwähnung ihres Bruders fühlte Anna ihr Herz stocken; aber sie war entschlossen, keine Schwäche zu verrathen, und sprach deshalb, ohne auch nur eine augenblickliche Pause eintreten zu lassen, fest und ernst: „Sie versetzen das Gute, welches Sie uns thun wollen, mit so häufigen Kränkungen, daß Sie selbst einsehen müssen, wie sehr ich wünsche, Sie

möchten endlich zur Sache kommen. Sie haben mich gefragt, wodurch ich einen Einblick in die Verhältnisse der Brunloos bekommen habe: die Frau war krank und ich pflegte sie. Das ist so einfach, daß selbst ein böswilliger Beobachter nichts Auffallendes oder gar Unrechtes darin finden könnte."

Wie verzogen und stolz Paul Steinwerth auch sein mochte, und zu welchen maßlosen Aeußerungen seine augenblickliche Heftigkeit ihn fortreißen konnte, er besaß im Grunde doch zu viel Edelmuth und Gerechtigkeitssinn, um mit bewußter Absicht ein menschliches Wesen zu kränken. Und als er jetzt dicht an des armen Mädchens Seite trat, welches er mit dem ausgesprochenen Willen, ihm eine wichtige Warnung zu ertheilen, angeredet, dem er aber statt der verheißenen Gutthat eine Reihe von Beleidigungen zugefügt hatte, und als er trotz des schwachen Lichtes ihr ihm zugewendetes Antlitz und die furchtlos erhobene Stirne deutlich unterschied, da kam ihm der beschämende Gedanke, wie unritterlich sein Benehmen gegen dieses schwache Geschöpf gewesen sei, und wie muthig es den ungleichen Kampf aufgenommen habe. Jetzt hatte er Ursache, sich über die Dunkelheit des Abends zu freuen; denn die Scham brannte auf seinen Wangen und beugte ihm den stolzen Nacken. Er neigte sich tiefer zu ihr und sie vernahm zum ersten Male von seinen Lippen den Ausdruck und die Worte achtungsvoller Theilnahme: „Nein, Sie haben dem unglücklichen Weibe gegenüber christliches Erbarmen geübt, und ich hatte kein Recht, daraus eine Kränkung für Sie herzuleiten; ich bitte Sie, mir zu verzeihen, Fräulein Nagelmann. Durch das Benehmen der Frau und die allerdings halb unfreiwilligen und unzusammenhängenden Aeußerungen, zu denen ich sie bewog, ist der Verdacht in mir erregt worden, daß ihre Angehörigen, neben ihrem eingestandenen Geschäfte noch ein anderes, geheimes Gewerbe treiben, welches mit den Gesetzen in Widerspruch steht. Ganz offen und mit

sichtlichem Bedauern gab die Brunloo zu, daß der junge Herr Nagelmann, also Ihr Bruder, Fräulein Anna, in vielfachem Verkehr mit dem Brahmschmied — so nannte sie ihren Mann — stehe. Wie schädlich ein solcher Umgang in jeder Beziehung für den jungen Mann sein muß, ist einleuchtend; zugleich aber vermag ich mich der Besorgniß nicht zu erwehren, daß er leicht noch gefahrbringender sein kann, als wir zu beurtheilen im Stande sind, und daß möglicherweise die Ehre und die ganze Zukunft Ihres Bruders dadurch vernichtet werden. Mit Ihrem Vater über diese Angelegenheit zu sprechen — verzeihen Sie mir meine Offenheit —, hielt ich für nutzlos. Ihre Mutter, so sehr ein wunder Punkt in der Jugendgeschichte meines geliebten Vaters mich ursprünglich gegen sie einnahm, hat mir eine solche Theilnahme eingeflößt, daß ich ihr trübes Geschick nicht durch eine neue Sorge verdüstern möchte. Es schien mir aber eine falsche Schonung, durch das Verschweigen der bloßen Gefahr vielleicht in der Folge das Unglück selbst herbeizuführen, und deshalb entschloß ich mich, Ihnen die Bedenken zu enthüllen, welche ein Zufall mir in Betreff Ihres Bruders aufgenöthigt hat."

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen innig, Herr Steinwerth, für den Antheil, den Sie an meiner theuern Mutter nehmen, und für den Wink, den Sie mir in Bezug auf meinen Bruder geben," sagte Anna, stehen bleibend. Ein leises Vibriren verlieh ihrer Stimme einen so weichen, rührenden Klang, daß Paul sich unwillkürlich fragte, ob sie aus demselben Munde stammen könne, der oft so lustige Scherzworte mit dem Obersten wechselte und häufig gegen ihn selbst einen so herben Ton annahm. „Leider," setzte Anna hinzu, „kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Vermuthung hinsichtlich des unpassenden und vielleicht sogar gefährlichen Umganges, den Reiner jeder bessern Gesellschaft vorzuziehen scheint, vollkommen gegründet ist. Eben so richtig ist es, daß mein guter Vater nicht die

consequente Strenge besitzt, welche erforderlich wäre, Reiner's Verkehr mit diesen allerdings recht unheimlichen Menschen zu verhindern. Meine Mutter aber ist zu oft leidend und zu schwermüthig, um die Fähigkeit zu haben, den Umgang eines fast völlig erwachsenen Sohnes zu bestimmen. Ich habe zwar einigen Einfluß auf ihn; ob dieser aber hinreichen wird, seinem Willen die nöthigen Schranken anzuweisen, wage ich nicht zu behaupten. Doch will ich thun, was in meinen Kräften steht, und jedenfalls meinen Bruder so sorgfältig als möglich überwachen."

„Thun Sie das, — und möge es Ihnen gelingen, Unheil zu verhüten. Gute Nacht, Fräulein Nagelmann! Da der Wald zu Ende ist und der Weg offen vor Ihnen liegt, will ich mich von Ihnen verabschieden. Gute Nacht, Dora! Begleiten Sie doch ja das Fräulein bis an ihr elterliches Haus." Er grüßte und war gleich darauf in den zunehmenden Schatten des Waldweges verschwunden.

Anna ging an Dora's Seite weiter, kaum wissend, wie ihr geschehen war. Verwunderung über den Antheil, den der bisherige Feind ihres Hauses so unerwartet für ihre Mutter bekundete, Kummer und Angst darüber, daß die regellose Lebensweise ihres Bruders sogar mit noch ärgern Folgen zu drohen schien, als sie befürchtet hatte, und ein lebhaftes Erstaunen über den Wechsel, der während ihres Gespräches mit Steinwerth so plötzlich und, wie es ihr vorkam, so gänzlich unmotivirt in seinem Benehmen gegen sie stattgefunden hatte, kämpften in ihr um die Oberhand. Dies beschäftigte ihre Gedanken so ausschließlich, daß sie anfangs die Bemerkungen der etwas verstimmten Dora nicht hörte, bis diese mit einiger Heftigkeit sagte: „Das lasse ich mir nicht einreden, daß er ein feiner Herr ist, trotz seiner vornehmen Manieren; grob ist er, und es ist nicht angenehmer in Ravenschlag geworden, seit er sein Quartier da aufgeschlagen hat."

„Liebe Dora, ich rede dir ja nichts ein; ich sagte ja kein Wort," begütigte Anna ihre Begleiterin.

„Das ist es ja eben: Sie sagen kein Wort, weil Sie mir nicht beistimmen wollen, und widersprechen können Sie mir nicht. Oder ist es etwa nicht wahr, daß er uns wie ein Räuber im Walde anfiel und mich zwang, vorauszugehen, damit er Ihnen ungestört Grobheiten sagen könne, weil er das des Herrn Obersten wegen am Theetische und beim Abendessen nicht thun darf?"

„Ich widerspreche dir nicht, Dora," entgegnete Anna sanft. Sie glaubte, daß es am besten sei, der kleinen Nätherin beizustimmen und dadurch zu verhüten, daß sie ihrem Aerger gegen Dritte Luft mache, falls sie ihr die Berechtigung zu ihrem Unwillen abspräche. „Herr Steinwerth redete rauh mit mir, wie das so seine Art ist; aber er meinte es gut. Er hatte erfahren, daß Reiner, mein Bruder, nicht fleißig ist: ich brauche dir kein Hehl daraus zu machen; denn du weißt das ja. Nun, Herr Steinwerth meinte, ich solle auf Reiner einzuwirken suchen, weil er das Alter erreicht hat, wo es Zeit ist, etwas Ordentliches zu lernen."

„Ach, wenn das auch wahr ist," brummte Dora, „so geht das doch Herrn Steinwerth nichts an. Ich sage und bleibe dabei, er hat Ihnen das bloß gesagt, um Ihnen wehe zu thun, und es hat ihn Niemand dazu aufgehetzt als das hochnasige Fräulein v. Sendenhorst."

„Aber Dora, wie kannst du nur eine so grundlose Beschuldigung vorbringen?"

„Ei was, grundlose Beschuldigung! Ein Blinder kann ja sehen, daß das gnädige Fräulein grün vor Neid wird, wenn sie bemerkt, wie gern der Herr Oberst und die gnädige Frau Sie haben. Sie möchte ihren Onkel und ihre Tante allein beerben und fürchtet, daß auch für Sie etwas abfallen

könne; deshalb sucht sie Sie von Ravenschlag wegzubeißen und Ihnen Verdruß zu machen, wo sie immer kann."

„Wenn du mich lieb hast, Dora," versetzte Anna ernst, „so sprich nicht von einer Sache, die mit dem Verluste so theuerer Wohlthäter zusammenhängt. Laß uns lieber von etwas Angenehmerem und Nützlicherem plaudern. Papa hat einen braunen Wollenstoff zu einem Kleide für Mama gekauft. Er ist nicht gerade sehr modisch; aber du weißt, das kommt nicht in Betracht, weil Mama so selten ausgeht. Ich wünsche aber, daß das Kleid recht gut gemacht wird, und deshalb mußt du mir daran helfen. Ich habe eines der obern Zimmer ganz hübsch hergerichtet, dort wollen wir zusammen sitzen und arbeiten."

Jetzt war die Kleiderkünstlerin in ihrem Elemente, und in der Aussicht auf das wichtige Geschäft, welches ihr bevorstand, vergaß sie allen Anlaß zum Verdruß, den sie aus dem unverantwortlichen Benehmen des Herrn Steinwerth geschöpft hatte.

XIII.

Die Mittheilungen Paul's waren für Anna eine Quelle peinlicher Sorgen, und was ihre Unruhe in dieser Beziehung noch vergrößerte, war die Nothwendigkeit, sie in sich zu verschließen. Wen hätte sie auch in's Vertrauen ziehen können? Daß ihre Mutter nicht beunruhigt werden dürfe, stand fest; und mit ihrem Vater über die Sache zu reden, war durchaus unstatthaft; ein Mal weil er, nicht gewohnt, irgend Jemanden zu schonen, seine Frau sofort mit Klagen und Vorwürfen über ihres Sohnes verfehlte Erziehung überschüttet hätte, und dann weil er Reiner selbst durch stetes Nergeln, Brummen und Fragen vermuthlich nur scheuer und verstockter gemacht, jedenfalls aber nicht gebessert haben würde.

Einer Unterredung, welche Anna mit ihrem Bruder suchte, wich dieser mit größerer Geschicklichkeit, als sie ihm zugetraut hatte, aus. Er zeigte sich, trotz des Eintritts der Herbst-Ferien, nur höchst selten zu Hause, und wenn das doch ein Mal der Fall war, so suchte er, gegen seine sonstige Gewohnheit, die Gesellschaft der Eltern auf. Hatte dies vielleicht auch zum Theil seinen Grund darin, daß Jene ihn während der Ferienzeit nicht so häufig aufforderten, sich nützlich zu beschäftigen, als sie sonst zu thun pflegten, so zweifelte Reiner's Schwester doch nicht, daß er ihren Wunsch, ihn allein zu sprechen, errathen habe und auf jede mögliche Weise zu vereiteln suche. Dieser Umstand schien nicht für Reiner's gutes Gewissen zu zeugen und trug deshalb noch wesentlich dazu bei, ihre Sorgen zu vermehren.

Es blieb ihr indeß nichts übrig, als Reiner's Aus- und Eingänge aufmerksam zu beobachten und ihn in Gegenwart der Eltern hin und wieder zu fragen, wo er seinen Morgen oder Nachmittag zugebracht habe. Dieses Verfahren war aber von sehr zweifelhaftem Erfolge, weil man nicht auf Reiner's Wahrheitsliebe bauen konnte.

Nach einiger Zeit machte Anna eine Wahrnehmung, welche neue, aber durchaus unbestimmte Befürchtungen in ihr erregte. Reiner blieb öfter und länger zu Hause, wählte aber dazu stets die Stunden, wann seine Schwester abwesend war. Das konnte nun freilich durch seinen Wunsch, ihr auszuweichen, bedingt werden; es konnte aber auch darin seinen Grund haben, daß er zu dieser Zeit Dinge trieb, welche er vor Anna geheim zu halten wünschte. Was immer die Ursache dieses Verhaltens sein mochte, verdächtig war dasselbe jedenfalls.

An einem Sonntage ging Reiner in die Frühmesse, und als Anna gegen Mittag mit ihrem Vater aus dem Hoch-amte zurückkehrte, hörte sie von ihrer Mutter, daß ihr Bruder, der doch unter dem Vorwande, an Kopfschmerzen zu leiden

den Hauptgottesdienst versäumt hatte, länger als eine Stunde im „großen Saal“ geklopft und gehämmert habe und dann ausgegangen sei.

Als am Nachmittage der Doctor seine Siesta hielt und Frau Nagelmann sich am Clavier in die Melodieen ihrer Lieblingsmeister versenkte, eilte Anna in den wüsten Raum, welchen Reiner sich zum Schauplatz seiner Thaten ersehen zu haben schien. Es gehörte wirklich ein besonderer Geschmack dazu, hier freiwillig seinen Aufenthalt zu nehmen. Das hohe, weite Gemach war der Sitz der Verwüstung in der denkbar schlimmsten Gestalt. Eine zerbröckelnde Decke, ein durchlöcherter Fußboden, geborstenes Täfelwerk und zerfetzte Tapeten bildeten die Umrisse; und ein Chaos zerbrochener Geräthe, zerlumpter Teppiche, schadhafter Steingut-Töpfe und bunter Porzellanscherben machten den Kern aus. Und in dieses Wirrsal hatte, wie es schien, der träge Reiner eine Art Ordnung zu bringen versucht. Wenn irgend etwas im Stande war, Anna's Verwunderung zu erregen, so war es dies unbegreifliche Beginnen ihres arbeitsscheuen Bruders. Sie selbst hatte sich nie an ein Ordnen des großen Saales gewagt, weil sie ein solches Unternehmen für hoffnungslos hielt; und Reiner, dessen kleines Schlafzimmer leidlich sauber und aufgeräumt zu erhalten, bei seiner grenzenlosen Nachlässigkeit ihr eine stets erneuerte Mühe verursachte, traute sich die Entwirrung dieses wüsten Durcheinanders zu!

Den Anfang dazu hatte er offenbar gemacht. Ein Haufen zerbrochener Möbel und Töpfe war nach dem einen Ende des Saales geschafft und an der nach der Straße zu liegenden Wand unterhalb der zum Theil vermauerten Fenster aufgethürmt. In der Mitte der gegenüber stehenden Wand befand sich ein weiter, offener Kamin, eingefaßt von schwerfälligen, ziemlich weit hervortretenden Steinpfeilern. Quer vor dieselben war ein wurmstichiger Anrichteschrank gerückt, eine Ar-

beit, welche gewiß nicht ohne ernstliche Anstrengung ausgeführt worden war. Ein Haufen halb zerrissener, von Motten und Mäusen benagter Papiere lag auf dem Schranke, und in der nächsten Ecke waren die alten Teppiche und andere Zeugreste zusammengeworfen. Die Mitte des so gewonnenen freien Raumes nahm ein wackeliger Tisch ein, auf welchem ein Damenbrett, ein Dominospiel und ein schmutziges, zerlesenes Buch mit dem Titel: „Hasper a Spada, ein Ritter- und Räuber-Roman“ lagen.

War's möglich? Sollte Reiner auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen sein, sich hier ein Lese- und Gesellschaftszimmer einzurichten? Aber dann hatte er in dem großen Hause, wo es der unbenutzten Räume so manchen gab, sich seltsamer Weise den unwirthbarsten ausgesucht. Als Anna, über diesen Gedanken sinnend, in dem unheimlichen Zimmer umherblickte, fiel ihr Auge auf eines der nach dem Hofe hinausgehenden Fenster. Es hatte, wie alle in dem alten Hause, Schiebrahmen, und sie wußte, daß es, vernachlässigt und verquollen, seit Jahren nicht mehr geöffnet worden war. Jetzt war es hoch hinaufgeschoben und ein starkes Brett war darunter gestemmt, um das Zufallen zu verhüten. Anna glaubte keinen Augenblick, daß Reiner sich dieser Mühe bloß in der Absicht unterzogen hätte, um der frischen Luft den Zutritt zu gestatten. Aus welchem Grunde aber hatte er wohl das für seine Arbeitsscheu so schwierige Unternehmen ausgeführt?

Während sie darüber nachsann, traf ihr Blick durch das offene Fenster auf das mit der Straße in Verbindung stehende Hofthor, und sie sagte sich sofort, daß alle Vorkehrungen, welche Reiner in dem alten Saale getroffen hatte, bloß dazu dienen sollten, den eigentlichen Zweck, weshalb er sich darin zu schaffen machte, zu bemänteln. Es war ihr klar: er wollte sich durch das Saalfenster und das Hofthor einen heimlichen Aus- und Eingang sichern.

Zu dieser Ueberzeugung gelangt, faßte Anna den Vorsatz, ihren Bruder von Stunde an gar nicht mehr aus den Augen zu lassen. Sie führte diesen Entschluß so strenge durch, daß sie in der eben begonnenen Woche sogar auf ihre einzige Erholung, ihre Besuche in Ravenschlag, verzichtete. Es kostete sie ein großes Opfer; es schien ihr fast, als ob sie ein Unrecht dadurch beginge, daß sie sich unter einem ersonnenen Vorwande bei Frau v. Sendenhorst entschuldigen ließ, und sie konnte sich nur durch die Hoffnung beruhigen, daß die Frau Oberst, der sie bei erster Gelegenheit den wirklichen Grund ihres Ausbleibens entdecken wollte, ihre Handlungsweise billigen würde.

Vorerst hatte es noch den Anschein, als ob ihre Selbstverleugnung fruchtlos bleiben solle. Die ganze Woche hindurch fiel nichts Außergewöhnliches vor; im Gegentheil schien es, als habe Reiner sich den großen Saal wirklich zu gesellschaftlichen Zwecken in seiner Weise hergerichtet. Er brachte ein oder das andere Mal einen Schulgenossen mit nach Hause, um eine Partie Dame oder Domino mit ihm zu spielen. Bisweilen, wenn Anna in der Küche oder sonst auf eine Art beschäftigt war, welche sie verhinderte, sich zu ihm zu gesellen, hielt er sich auch wohl allein, sei es lesend, sei es faullenzend, in dem alten Raume auf. So kam der Samstag heran, ohne daß etwas geschehen wäre, was Anna's Befürchtungen rechtfertigen konnte.

Am Freitag Morgen hatte Dora ihre Grüße von der Frau v. Sendenhorst und dem Obersten gebracht, nebst der Versicherung, daß Beide sich wohl befänden und sehr wünschten, Anna am nächsten Montage wieder bei sich zu sehen. Sie nahm sich vor, an dem erwähnten Tage zu früher Stunde auf kurze Zeit nach Ravenschlag zu gehen, um Frau v. Sendenhorst allein zu sprechen und derselben ihre Sorgen aufrichtig mitzutheilen. Sie konnte um so eher hoffen, diesen

Vorsatz auszuführen, als der Oberst den Tag über häufig draußen auf seinen Feldern war, und Steinwerth, den sie seit dem inhaltschweren Gespräche im Walde noch nicht wiedergesehen, bald nach jenem Abende eine längere Reise angetreten hatte.

Inzwischen war die herbstliche Tag- und Nachtgleiche eingetreten, und die heftigen Stürme, welche um diese Zeit des Jahres über die Oberfläche der Erde zu brausen pflegen, machten ihre rauhe Herrschaft geltend. Es war ein Abend, welcher dem bevorstehenden Tage des Herrn nicht das sonnig heitere Ansehen verhieß, das seine Festlichkeit verdoppelt. Die meisten Menschen suchten so bald als möglich ihre Wohnungen auf, um sie freiwillig nicht wieder zu verlassen, und Viele freuten sich auf den Zeitpunkt, wo sie in ihren warmen Betten das Frösteln des naßkalten Abends überstanden haben würden und in sicherer Ruhe auf das Tosen des Wetters lauschen könnten.

Die sämmtlichen Mitglieder der Familie Nagelmann saßen im „kleinen Saale" bei dem Lichte einer sparsam brennenden Lampe und horchten trübselig und schauernd auf das Heulen des Windes und das Niederprasseln des Regens. Sie wechselten kaum ein anderes Wort als von Zeit zu Zeit eine Bemerkung über das unheimliche Sausen des Orcanes. Reiner saß mürrisch in einer dunkeln Ecke, seinen Stuhl weit hintenüber gegen die Wand gelehnt, mit niederbaumelnden Beinen. Sein Vater versuchte die ziemlich alten Zeitungen zu lesen, welche Dora ihm vor zwei Tagen von Ravenschlag mitgebracht hatte. Doch war seine geringe geistige Thätigkeit so sehr zwischen dem Toben des Windes und der Aufmerksamkeit auf seine Lectüre getheilt, daß er von letzterer kaum einen einzigen Satz verstand. Seine Frau saß ihm gegenüber und mühte sich, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, ihre Nadelarbeit zu fördern; sie war sehr blaß und aufgeregt; bei ihrer ner-

vösen Reizbarkeit litt sie sehr unter der Einwirkung des stattfindenden Natur-Ereignisses.

Anna saß neben ihrer Mutter, fleißig beschäftigt und doch jede Bewegung derselben sorglich beobachtend; und als nach einer kurzen Pause der Sturm neuerdings wüthender tobte und plötzlich mit gewaltigem Krachen einen abgerissenen Ast gegen das Fenster schleuderte und rasselnd eine Anzahl der locker hängenden Ziegel vom Dache herunterstürzte, trat sie dicht an ihre Mutter heran und umfaßte sie, sich über sie beugend, als wolle sie sie schützen.

Frau Nagelmann war zusammengefahren, hatte sich aber sofort wieder gefaßt und sagte, mit trübem Lächeln und einer leichten Liebkosung zu Anna aufblickend: „Ich fürchte mich nicht, mein Kind; ich bin ja an dergleichen gewöhnt. In wie mancher wüsten Nacht habe ich schon geglaubt, den Einsturz dieser alten Mauern erwarten zu müssen!"

„Dummes Zeug!" rief der Doctor, verdrießlich von seiner Zeitung aufblickend. „Ich weiß nicht, wie du so einfältig schwätzen kannst, Regine; du ängstigst ja das Mädchen." Die Sache war aber die, daß Nagelmann selbst ängstlich war, und daß die sichtliche Reizbarkeit seiner Frau diese Empfindung bei ihm steigerte.

„Nicht doch, Papa," versetzte Anna heiter. „Mama versichert ja eben, daß sie sich nicht fürchtet, und bei mir ist es so wenig der Fall, daß ich sofort nach Ravenschlag gehen wollte, wenn ich nur etwas damit zu verdienen wüßte."

„Verdienen! Dummes Ding!" brummte Reiner in sich hinein; „als ob du jemals einen Stüber verdientest."

Der Doctor achtete nicht auf die Zwischenrede seines Sprößlings, sondern sagte in besserer Laune: „So, du kleine Hexe? Ich glaube, du gingest auch dahin, ohne daß viel dabei zu gewinnen wäre. Warum bist du aber die ganze Woche zu Hause geblieben?"

„Ein Mal hatte ich Kopfschmerzen, Papa, das andere Mal sehr viel zu nähen. Am Montag gehe ich aber wieder hin und bringe dir den ersten Band von Segur's Geschichte des russischen Feldzuges mit. Der Herr Oberst hat ihn mir für dich versprochen, sobald er ihn ausgelesen haben würde, und das wird jetzt wohl der Fall sein."

„Das trifft sich gut," meinte ihr Vater, „da die Abende schon anfangen, länger zu werden. Ich will auch zuweilen deiner Mama daraus vorlesen."

„Thue das doch lieber nicht, Papa; es soll viel Trauriges, ja Entsetzliches in dem Werke vorkommen."

„Narrheiten!" sagte Nagelmann, wieder verdrießlich. „Wenn ich es lesen kann, kann sie es anhören; sie ist auch nicht von Marzipan."

„Nein, aber Mama hat nicht deine kräftige Natur, lieber Papa."

„Freilich nicht," versetzte er besänftigt; „es ist dein Glück, daß du mir gleichst, Annchen. Du hast mein Haar und meine Farbe, aber leider die Ottmar'schen Augen."

„Es sind nicht die Ottmar'schen," sagte Frau Nagelmann, liebevoll ihr schönes Kind betrachtend. „Anna gleicht ihrer Großmutter, der fröhlichen Anna Hemberg; mein Vater hatte helle Augen und braunes Haar."

„Es ist einerlei, von wem ich meine Augen geerbt habe," lachte Anna; „ich kann vortrefflich damit sehen. Das heißt, eben jetzt nicht; denn die Lampe fängt an, trübe zu brennen. Soll ich noch Oel aufgießen, oder gehen wir bald schlafen?"

„Es ist zehn Uhr," sagte der Doctor gähnend, „die richtige Bürgerstunde, und wir thun am besten, zu Bette zu gehen; bei solchem Sturm kann man gut schlafen. Gib mir mein Licht, Anna. So; und seid vorsichtig mit den Lampen und den Kerzen; es ist nichts so schlimm als Feuersgefahr

bei Sturmwind." Mit dem Gefühle, durch diese Ermahnung alle Pflichten eines Hausvaters vollkommen erfüllt zu haben, zog er sich in sein Schlafzimmer zurück, während auch Reiner das seinige aufsuchte.

Anna gab ihrer Mutter die Versicherung, sie habe sich schon frühzeitig vergewissert, daß Fenster und Thüren wohl verwahrt und das Feuer in der Küche ausgelöscht sei, und nach einem zärtlichen Kusse auf die Wange ihrer Tochter begab sich auch Frau Nagelmann zur Ruhe.

Als das junge Mädchen sich allein sah, setzte es sich an den Tisch, legte den Kopf in beide Hände und blieb so eine Weile unbeweglich sitzen. Anna war müde, nicht sowohl von den körperlichen Anstrengungen, welche ihr in reichem Maße aufgebürdet waren, — denn diese erleichterte eine frühe Gewohnheit der Jugend — als von der steten Sorge und Spannung, in welcher sie seit einiger Zeit lebte, und von einem Gefühl unverstandener Unruhe und Betrübniß, dessen Quelle ihr selbst verborgen war. Aber dem Armen ist es nicht vergönnt, lange müßig zu sinnen, und der träumende Flachsfink, das jüngste und zarteste Glied der Familie, erinnerte sich bald, daß er noch allerlei Obliegenheiten zu erfüllen habe, ehe er sein Nestchen aufsuchen dürfe.

Bald bewegten sich des Mädchens geschäftige Hände, um das Zimmer für den morgenden Sonntag zu säubern und zu schmücken; und als sie in dieser Beziehung das Mögliche geleistet hatte, ging sie in die Küche, zündete eine kleine Handlaterne an und begab sich durch den Garten in die Scheuer. Sie hatte sich darauf besonnen, daß sie versäumt hatte, kleines Holz zum Anzünden des Feuers zu beschaffen, und wollte dasselbe, ehe sie schlafen ging, noch herbeiholen.

Es fröstelte sie bei den heftigen Windstößen, die um die Ecke des Hauses fuhren; sie legte die kurze Strecke von der Küche durch den Garten deshalb rasch zurück, und betrat die

Scheuer von der dem Hofe entgegengesetzten Seite. Weil ihre Laterne eine schadhafte Scheibe hatte, flackerte das Flämmchen in derselben hin und her; um es vor dem Erlöschen zu sichern, stellte sie die Laterne hinter einen Mauervorsprung, wo sie nicht vom Zugwinde getroffen werden konnte. So wurde von dem ohnehin spärlichen Lichte nur ein sehr kleiner Raum erhellt, und es vermochte nicht bis zu dem scheibenlosen Fenster zu dringen, welches neben dem zum Hofe führenden Thore in der jenseitigen Wand der Scheuer angebracht war. Dieser kleine Zufall wurde die Ursache, daß man von außen ihre Anwesenheit in dem Gebäude nicht wahrnehmen konnte, und führte so eine Entdeckung herbei, welche Anna schon Wochen lang mit vergeblicher Mühe erstrebt hatte.

Als sie sich bückte, um einige am Boden liegende Späne in ihre Schürze zu raffen, hörte sie im Hofe draußen das Murmeln gedämpfter Stimmen, von denen sie die eine sofort als die ihres Bruders erkannte. Er war also nur zum Scheine in sein Zimmer gegangen, um noch zu so später Stunde heimlich eine Zusammenkunft mit Jemanden zu haben, zu dessen Gesellschaft er sich nicht offen bekennen wollte oder durfte. Entrüstet richtete Anna sich auf, um in den Hof zu eilen und den verstockten Burschen auf einem seiner Schleichwege zu überraschen, als einige Worte, die sie deutlich verstand, sie bewogen, ihren Schritt zu hemmen. Ungesehen wollte sie den Inhalt des Gespräches, welches Reiner mit dem Fremden führte, kennen lernen, bevor sie demselben durch ihr Erscheinen ein Ende machte. Die wenigen Worte, welche sie vernommen hatte, schienen eine so verfängliche Bedeutung zu haben, daß sie nicht nur kein Bedenken über ihr Horchen empfand, sondern vielmehr sich überzeugte, sie müsse um jeden Preis die Natur der Gefahr zu ergründen suchen, welche Reiner's Leichtsinn über ihn und vielleicht auch über seine Angehörigen offenbar herauf beschwor.

„So, das Fenster ist weit genug offen; man kann bequem aus- und einsteigen,“ sagte die Stimme des Unbekannten. „Ist im Saale auch alles parat?“

„Alles, Ihr könnt Euch darauf verlassen,“ versetzte Reiner.

„Sie haben also ein Versteck für die geschmuggelten Waaren?“ fragte der Fremde.

„Ja,“ war die Antwort; „die Stoffe könnt Ihr in die Ecke unter die alten Teppiche legen. Niemand wird sie da suchen, und wenn Ihr sie Jahre lang dort laßt.“

„Gut; und die Kistchen mit dem Rum und den Apfelsinen, die verkauft werden sollen, wo bleiben wir damit?“

„Die stellt Ihr in den Kamin. Ich habe die alte Anrichte davor gerückt, und kein Mensch kann denken, daß dahinter etwas stände.“

„Sie sind ein kluger junger Herr; es gibt nicht viele Ihres Gleichen.“

„Das sagt Ihr wohl, Teufelschmiedchen“ — kaum war der Name genannt, als Anna sich auch auf die Stimme des von ihr bis dahin unerkannten Sprechers besann; ja, es war der Vater des Brahmschmiedes. Steinwerth's schlimmste Befürchtungen in Bezug auf diese Menschen und Reiner's Verkehr mit ihnen schienen sich zu bestätigen. Eine qualvolle Empfindung, gemischt aus Zorn, Scham und Angst bemächtigte sich der zitternden Zeugin dieser frevelhaften Mittheilungen und drohte sie zu überwältigen; aber die Ueberzeugung, daß sie so viel als möglich von der finstern Angelegenheit erfahren müsse, um danach handeln zu können, befähigte sie, lautlos auszuharren. Mit geschärfter Aufmerksamkeit folgte sie dem weitern Verlaufe des Gespräches.

„Das sagt Ihr wohl, Teufelschmiedchen,“ murmelte Reiner; „aber ich hätte doch lieber gesehen, daß Ihr die Schmuggel-Waaren in Euerm eigenen Hause aufbewahrtet. Wenn mein

Papa erführe, daß sie hier versteckt sind, er schlüge mir die Knochen entzwei."

„Bei uns können wir die Sachen nicht lassen! Sie wissen, der Rauch aus der Schmiede würde alles verderben, und wir müßten die Stoffe mit Schaden verkaufen. Aber wie sollte denn der Herr Doctor jemals das Geringste erfahren, wenn Sie selbst nur reinen Mund halten, Herr Nagelmann?"

„Das wohl, aber ich wollte doch . . ."

„Ei was," unterbrach das Teufelschmiedchen ihn jetzt im Tone des Aergers, „wenn Sie uns den Gefallen nicht thun wollen, so bezahlen Sie mir Ihre Spielschuld. Wenn Sie aber dazu keine Lust haben, so lassen Sie uns den alten Saal benutzen. Sonst gehe ich morgen zu Ihrem Papa und verlange von ihm das Geld, welches Sie mir schuldig sind."

„Nein, nein!" entgegnete Reiner ängstlich. „Ihr könnt meinetwegen so viel in die Spelunke hinein packen, als Ihr Lust habt, wenn es nur nicht auskommt."

„Hat keine Gefahr!" versetzte der Alte. „Und nun gehen Sie ruhig zu Bette, Herr Reiner; nur lassen Sie das Thor hinter mir offen. Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe. Wenn Sie morgen früh aufstehen, finden Sie in dem alten Anrichteschrank den Rum nebst dem Zucker und den Citronen, welche für Sie bestimmt sind."

„Soll ein Wort sein, Teufelschmiedchen! Aber wartet noch einen Augenblick. Das Thor darf nicht offen bleiben, es würde bei diesem Winde zu arg klappern, und meine Eltern oder Anna könnten wach davon werden und Eines von ihnen aufstehen, um es zu schließen. Ihr könntet dann nicht herein. Deshalb habe ich den Schlüssel heimlich vom Nagel genommen; hier ist er. Schließt jetzt das Thor hinter Euch ab und diese Nacht auch; schiebt den Schlüssel dann über die ausgetretene Schwelle in's Vorhaus. Ich werde ihn morgen früh schon finden."

Das Teufelschmiedchen sprach seinen Dank und seine Bewunderung für Reiner's Umsicht aus; dann trennten sich der alte Verbrecher und der leichtsinnige junge Mensch. Anna hörte, wie dieser durch das offene Fenster in den alten Saal kletterte, und wie Jener durch das Hofthor ging und es hinter sich abschloß. Wie festgewurzelt stand sie an der Stelle, wo ihr eine so unerwartete Aufklärung über das geheime Treiben ihres Bruders geworden war; sie fühlte sich völlig fassungslos.

Allmälig aber klärten sich ihre wirren Gedanken. Zuerst kam der Wunsch, dann der Entschluß, zu verhindern, daß ihr elterliches Haus zu einer Diebeshöhle werde. Denn wenn auch Reiner von Schmuggeln gesprochen hatte, Anna glaubte nicht daran. Sie setzte fast mit Gewißheit voraus, daß man ihm das Vorhandensein dieser minder gefährlichen und minder entehrenden Gesetzesübertretung vorgespiegelt habe, theils um seine Beihülfe leichter zu erlangen, theils um ihm keine gefährliche Waffe in die Hand zu geben für den Fall eines möglichen Zerwürfnisses mit ihm.

Zitternd und schaudernd rang sie die Hände und flüsterte in sich hinein: „Dies muß abgewendet werden, es muß! ... Aber wie? Mama darf nichts erfahren, sie stürbe daran; es ist zu schändlich, zu entsetzlich! ... Und Papa? Ach, weiß er es, so erfährt es ja auch Mama. Es würde auch nichts helfen; Papa würde Reiner schelten und schlagen, im Uebrigen aber kaum bessern Rath wissen als ich. ... Geh' ich zur Polizei? Nein, nein; dann weiß morgen ganz Rauhenhorst, was hier geschehen ist, und Reiner's Name wenigstens wird befleckt. Es bleibt mir kein Ausweg, als nach Ravenschlag zu gehen. Der Oberst ist ein erfahrener Mann und so wohlmeinend, so voll Güte gegen mich. Er wird mir rathen und helfen."

Zu diesem Entschlusse gekommen, sputete sie sich, ihn ohne Verzug in's Werk zu setzen. Sie eilte in das Haus zurück,

verschloß zuerst die Gartenthüre und dann auch die Thüre von Reiner's Schlafzimmer, damit er nicht etwa, von Unruhe getrieben, Kammer und Haus verlasse und möglichen Falls in Gesellschaft seiner argen Freunde angetroffen werde. Dann begab sie sich in ihr eigenes Zimmer und kleidete sich zum Ausgehen an. Sie hüllte sich in ein altes Tuch, und in Rücksicht auf den tosenden Wind nahm sie keinen Hut, sondern band sich ein zweites, kleineres Tuch um den Kopf. So schlüpfte sie leisen Schrittes durch den Hausflur, ölte aus der Lampe, welche sie in der Hand trug, Schloß und Angeln der Vorderthüre, ehe sie dieselbe öffnete, damit das Knarren derselben nicht die Aufmerksamkeit ihrer Eltern errege, löschte das Licht und schlüpfte in die nasse, düstere Straße hinaus. Leise zog sie die Thüre hinter sich an, schloß sie wieder ab und steckte den Schlüssel zu sich. „O Gott, schütze und leite mich auf meinem Wege!" betete sie inbrünstig, und trat muthig ihre nächtliche Wanderung an.

XIV.

Zur selben Stunde, wo Anna so bang und verstohlen, als wandele sie auf schlimmen Wegen, aus dem Thore von Rauhenhorst schlüpfte, trat das Teufelschmiedchen in die helle, warme Hinterstube seines Hauses. Es traf seinen Sohn und Enkel am Tische sitzend und sich mit einem Kartenspiel die Zeit vertreibend; seine Schwiegertochter saß etwas bei Seite und putzte Gemüse für den folgenden Tag.

Beim Eintritte des alten Mannes blickten Alle nach ihm um, Christine schweigend, die beiden Uebrigen indem sie fast gleichzeitig fragten: „Nun, ist alles in Ordnung?" — „Er probirt es doch nicht, Flausen zu machen?"

„Alles in Ordnung," versetzte der alte Brunloo, „obgleich ihm der Handel sehr contrair ist. Er wollte noch einige Sperenzen machen; aber ich habe ihn schon zurecht gekriegt."

„Das Thor steht also offen?"

„Nein; aber hier ist der Schlüssel dazu, und das ist noch besser. Das Klappern des offen stehenden Thorflügels könnte die Alten wecken oder gar den Nachtwächter aufmerksam machen, und eins wäre fast so schlimm wie das andere."

„Und Ihr habt ihn dabei gelassen, Vater, daß wir Schmuggelwaaren bringen?"

„Ja; er glaubt steif und fest, daß du in diesem Augenblicke mit Peter auf dem Wege zwischen Rauhenhorst und Borken bist. Ihr holtet dort, meint er, Seide und Merinos, sowie Rum und Zucker, die ihr dort für billigen Preis von den Paschern gekauft hättet."

„Und er hat in der alten, wüsten Stube Plätze parat gemacht, wo wir die Waaren verstecken können?"

„Ja; die Uhren und Silberwaaren kommen hinter einen schweren, alten Schrank in den Kamin, und die Schnittwaaren in eine Ecke unter alte Teppiche und Gardinen. Peter, weißt du, ob die Ecke trocken ist? Feuchtigkeit vertragen die Stoffe schlecht."

„Ganz trocken ist es überhaupt in der alten Rumpelkammer nicht, Großvater; das habe ich wohl gesehen. Ein Mal kam ich bei Tage dahin, als die Mamsell nach Ravenschlag gegangen war. Ich habe aber einige alte Stuhlbeine und Gardinenstangen kreuzweise über einander gelegt und etwas Stroh darüber gebreitet, damit das Zeug hohl liegt; so kann es ohne Schaden ziemlich lange dort bleiben."

„Gut, mein Junge," sagte der Alte, seinen Lehnstuhl am Tische einnehmend. „Und nun laßt uns zum Zeitvertreib ein wenig in dem Buche der vier Könige blättern; wir haben noch zwei Stunden vor uns. Trinken dürfen wir aber nicht

viel; wir haben nicht weit zu gehen und deswegen keine Zeit, unterwegs wieder nüchtern zu werden. Wir müssen also heute Nacht unser Haus mit ganz klaren Köpfen verlassen."

Als der Alte sich in seinem Stuhle niederließ, hatte Christine sich von dem ihrigen erhoben und einen Schritt gemacht, als wolle sie an den Tisch treten; aber sie blieb, wie wenn es ihr an Muth gebräche, wieder stehen und wand schweigend und verstohlen ihre Hände. Doch war die Qual, das zu verschweigen, was ihr wie eine Last auf dem Herzen lag, größer als ihre Angst, es auszusprechen; jene überwog, und mit furchtsamer Stimme hob sie an: „Vater, wenn Ihr Zeit habt . . ich möchte ein Wort mit Euch reden."

„Zeit — ja, mehr als genug," versetzte das Teufelschmiedchen. „Uebrigens ist mir das nicht ganz recht. Es wäre mir lieber, Arnold, wenn wir zum Schein in der Schmiede arbeiteten, wie wir sonst thaten, wenn zwei von uns im Geschäfte auswärts waren, als daß wir hier still sitzen. Die Nachbaren können eben so gut denken, wir wären draußen, als wir seien zu Hause."

„Wenn sie diese Nacht dächten, wir seien zu Hause, so würde uns das nichts nützen; denn das Geschäft wird ja dies Mal in der Stadt abgemacht," entgegnete der Brahmschmied.

„Und obendrein," meinte Peter, „durften wir in der Schmiede nicht hantiren, so lange es noch möglich war, daß Reiner Nagelmann in den Gassen umherschlenderte. Er sollte ja glauben, der Vater und ich seien nach Borken gegangen."

„Ganz recht — aber was willst denn du, daß du mich anglotzest wie das Kalb den Mond?" fragte der Alte seine Schwiegertochter.

„O, Vater," rief sie mit dem Muthe der Verzweiflung, „thut es nicht, ich bitte Euch, thut es nicht, was Ihr vorhabt!"

„Ist das Frauenmensch toll geworden?“ wandte sich das Teufelschmiedchen mit der Miene echter Verwunderung an seinen Sohn.

„Das sollte mich nicht wundern,“ versetzte dieser gleichmüthig. „Sie hat nie viel Grütze im Kopfe gehabt.“

„Ich bin nicht toll, ich bin nicht unvernünftig,“ betheuerte Christine. „Ich sehe es besser ein als ihr, daß ihr noch nie etwas so Gefährliches unternommen habt, wie diese Nacht, und ich bitte euch um Gottes und aller Heiligen willen, steht davon ab.“

„Jetzt halt' dein Maul, Weib!“ fuhr ihr Mann sie an. „Du weißt, daß mir solches Geplärr zuwider ist.“

„O, Arnold,“ flehte sie wieder, „sei doch nicht immer so böse gegen mich; du weißt ja, wie ungern ich über diese Dinge spreche. Heute kann ich aber nicht schweigen; denn ich habe die Ahnung, daß euch ein Unheil widerfährt, wenn ihr diese Nacht nicht zu Hause bleibt.“

„Nun hör' auf mit deinem Winseln!“ sagte ihr Schwiegervater barsch. „Es ist alles fest ausgemacht, und es bleibt dabei.“

„O, schiebt es noch auf, ich bitte euch, — ich bitte euch, schiebt es wenigstens ein paar Tage auf,“ flehte sie wieder.

Ein schwerer Schlag, den ihr Mann ihr versetzte, war die Antwort, welche ihr jetzt zu Theil wurde. Das Teufelschmiedchen ließ sein höhnisches Lachen hören und rief: „So recht, Noldes, stopfe ihr das Maul mit Backfeigen!“

„Ich lasse mir aber dies Mal den Mund nicht stopfen!“ schrie Christine in Verzweiflung. „Ihr könnt mich todt schlagen, aber ich schweige nicht. Ich weiß, daß ihr euern Willen thun werdet wie immer; aber wenn ihr das schlechte Handwerk partout nicht lassen könnt, so hört doch wenigstens

so weit auf mich, daß ihr die Beute nicht in das alte Haus tragt. Ihr habt euch selbst mit Leib und Seele dem Teufel verkauft, ich kann's nicht ändern und ich habe in Todesangst davon geschwiegen; aber ich will nicht, daß ihr auch noch andere, unschuldige Menschen in's Verderben bringt."

„So?" sagte das Teufelschmiedchen, sie scharf in's Auge fassend. „Wie willst du das denn verhindern?"

„Das weiß ich nicht, ach Gott, das weiß ich nicht," — rief sie, leidenschaftlich den Oberkörper bewegend und die Hände ringend. „Aber thun sollt ihr's nicht, nein, ich leide es nicht; und wenn ich auch selbst mit euch Allen in's Zuchthaus komme, ich leide es nicht!"

Die Worte der Unglücklichen waren eine leere Drohung; denn sie hatte weder den Muth zu einem entscheidenden Schritte noch auch die Kraft, als Anklägerin gegen ihren Mann und ihren Sohn aufzutreten. Der einzige Erfolg ihres leidenschaftlichen Auftretens war, daß sie das Mißtrauen ihrer Angehörigen erweckte. Ihr Schwiegervater erhob sich, faßte mit festem Griff ihren linken Arm und herrschte mit einem Blick und einer Stimme, als hetze er einen Hund auf ein gefährliches Thier, seinem Sohne zu: „Pack' an!" Ohne Bedenken faßte dieser den andern Arm der Beklagenswerthen, und Beide zerrten sie in die anstoßende Kammer. Peter folgte ihnen, blieb jedoch mit einem Gefühle, welches man fast einen Gewissensbiß hätte nennen können, auf der Schwelle stehen; denn so verdorben der junge Mensch bereits war, hätte er es doch noch nicht über sich zu gewinnen vermocht, seine Mutter thätlich zu mißhandeln. So oft er von einer ähnlichen Rohheit, wie die eben stattfindende, Zeuge war, hatte er eine peinliche, aus Mitleid und Abscheu gemischte Empfindung. Sie sollte sich aber dies Mal zu wirklichem Schrecken steigern, als er sah, daß seine Mutter auf das Bett geworfen und von ihrem Manne und ihrem Schwieger-

vater gebunden und geknebelt wurde, und zwar mit derselben schonungslosen Grausamkeit, welche man bei den Leuten in der Mühle und auf dem Schulzenhofe angewandt hatte. Ohne recht zu wissen, was er that, sprang er vorwärts und rief, des Brahmschmieds Arm fassend: „Vater, Vater, laßt das! thut das nicht!"

Ein wüthender Schlag in's Gesicht, in Folge dessen ihm das Blut aus der Nase spritzte, traf ihn; und feige, wie die Bösen und die Rohen es häufig sind, wagte er nicht weiter für seine unglückliche Mutter einzutreten. Heimlich knurrend, wie ein getretener Hund, zog er sich zurück, um sein Gesicht abzuwaschen. Als er wieder in die Stube trat, war die Thüre der Kammer abgeschlossen, und das Teufelschmiedchen und sein Sohn saßen am Tische, kaltblütig mit ihrem Kartenspiele beschäftigt.

Inzwischen arbeitete sich Anna bei dem sausenden Sturmwinde über die offenen Felder und durch die nassen Wiesen auf dem Wege nach Ravenschlag mühsam weiter. Es war eine der finstersten Nächte, die je einen Wanderer ängstigten. Die schweren Regenwolken verhüllten jeden Stern, und hätte Anna den Weg nicht so genau gekannt, so wäre die Schwierigkeit, an's Ziel zu gelangen, noch weit größer gewesen. Aber auch so gerieth sie anfangs wiederholt in die Furchen der Aecker und später in das sumpfige Gras der Wiesen; doch gab sie, trotz ihrer innern Aufregung, sorgfältig genug Acht, um noch rechtzeitig in den gebahnten Pfad zurückzulenken. Sie kämpfte sich weiter, unverdrossen, mit der größten Anstrengung, mit ruhiger Entschlossenheit; dennoch mußte sie von Zeit zu Zeit stehen bleiben, weil ihre Kräfte sie zu verlassen drohten, und der ununterbrochen fortwüthende Sturm ihr den Athem raubte. Kaum aber ließen die Windstöße einen Augenblick nach, kaum hatte sie sich nothdürftig erholt, so drang sie auch muthig weiter.

Als Anna den Wald erreichte und den Weg durch denselben vor sich gähnen sah, finsterer als die Finsterniß rings um sie her, und als das Krachen brechender Aeste vermischt mit dem tiefen Brausen des Sturmes in den schweren Kronen der Tannen ihr Ohr traf, stockte sie einen Moment. Auf diesem Wege war es, wo er sie vor Kurzem gewarnt hatte, der stolze Feind ihres Hauses, — vor der Gefahr, vor der Schande, welche, gleich einem dräuenden Gespenste, sie jetzt durch die wilde Nacht jagte, um Abhülfe zu suchen gegen das letzte, finsterste Unheil, welches sie und die Ihrigen treffen konnte: den Verlust eines ehrlichen Namens.

Ueber diesem Gedanken vergaß sie alle äußern Schrecknisse ihrer Wanderung und schritt, ohne länger zu zögern, zwischen die dunkeln, schwankenden Stämme hinein. Und nun legte sie die Strecke des Weges, die durch den Wald führte, verhältnißmäßig rasch und leicht zurück, weil Sturm und Regen sie hier nicht so heftig trafen. Dann kam noch ein kurzer, aber sauerer Kampf, als sie den Hügel vom Walde bis zur Brücke hinabschritt; sobald sie aber diese und damit die Thalsohle erreichte, war sie, im Schutze der westlichen Anhöhen, dem Wetter wieder weniger ausgesetzt, und der breite, bequeme Kiesweg brachte sie bald an das Hofthor von Ravenschlag.

Es war geschlossen. Sie hatte das zu so später Stunde nicht anders erwarten können, und dennoch rührte sie jetzt nur schüchtern und ungern die Glocke. Es währte indeß nicht sehr lange, bis sie an der rechten Seite der Freitreppe, wo eine halb verborgene Thüre zu den Küchen- und Domestiken-Stuben im Souterrain führte, einen Lichtschimmer erscheinen sah. Er bewegte sich langsam auf das Thor zu und langte endlich sammt seinem Träger bei demselben an. „Wer ist da noch so spät?“ fragte dieser verdrossen und ein wenig mürrisch.

„Guten Abend, Jakob; ist der Herr Oberst noch auf?“ fragte Anna entgegen, hoffend, daß der alte Diener ihre Frage bejahen werde, weil sie, trotz der geschlossenen Jalousieen bemerkte, daß die Fenster des Gesellschaftszimmers noch erleuchtet waren.

Aber statt ihr zu antworten, rief Jakob sehr erschrocken aus: „Mein Gott, Fräulein Nagelmann, sind Sie es?“

„Wie du siehst, Jakob. Ich bitte, sage mir doch, ob der Herr Oberst noch außer dem Bette ist.“

„Der Herr Oberst sind gar nicht zu Hause. Sie sind seit gestern Morgen verreist und kommen erst am Montag oder Dinstag zurück.“

„O mein Gott, was bleibt mir nun noch zu thun?“ stammelte das arme Mädchen, welches an diese Möglichkeit keinen Augenblick gedacht hatte und jetzt völlig rathlos war. So elend, so verlassen hatte Anna sich noch nie gefühlt; selbst ihre körperlichen Kräfte begannen zu schwinden, und sie lehnte sich erschöpft an die Einfassung des inzwischen von Jakob geöffneten Thores.

Der alte Mann sah sie bekümmert an und sagte: „Die gnädige Frau hat sich freilich schon vor einer halben Stunde auf ihr Zimmer zurückgezogen, aber ich bin überzeugt, Sie wird sie dennoch annehmen. Kommen Sie mit mir; Hannchen soll Sie der gnädigen Frau melden.“

„Ich danke, Jakob,“ erwiderte Anna bekümmert. „Es würde die Frau Oberst nur beunruhigen, und sie kann mir doch nicht helfen. Ich muß gleich umkehren,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Aber, mein Heiland, so spät und in diesem Sturme!“ sagte Jakob. „Sie müssen ja zum Umfallen müde sein. Treten Sie doch wenigstens einen Augenblick in's Haus, Fräulein Nagelmann.“

„Fräulein Nagelmann? Sie wollen doch nicht sagen, Jakob, daß dies Fräulein Nagelmann ist?“ fragte in aufgeregtem Tone eine Stimme, bei deren Klang Anna trotz ihrer Angst und Ermattung sich rasch und hoch aufrichtete.

„Ja, sie ist es, Herr Steinwerth,“ antwortete der alte Diener.

„Unmöglich — sie — zu dieser Stunde!“ rief Paul.

„Ich bin es dennoch, Herr Steinwerth,“ versetzte Anna nicht ohne Bitterkeit; denn seine Aufregung, deren Grund sie sich nicht zu deuten wußte, hatte etwas Verletzendes für sie. „Ich bin es, und ich bin zu dieser Stunde, bei diesem Wetter allein von Rauhenhorst gekommen, um eine Unterredung mit dem Herrn Obersten zu suchen.“

„Er ist verreist.“

„Leider; ich muß also unverrichteter Sache wieder umkehren.“

„Nein, um keinen Preis dürfen Sie das thun,“ rief Paul und faßte ihren Arm, um sie zurückzuhalten, weil sie sich schon zum Gehen gewendet hatte.

Anna suchte vergebens sich loszumachen und fragte gereizt: „Weshalb nicht?“

„Weshalb nicht!“ rief er. „Guter Gott, zur Nachtzeit, bei diesem entsetzlichen Sturme, ein so junges, zartes Geschöpf!“

„Sie fallen aus der Rolle, Herr Steinwerth,“ sagte Anna unwillig. „Noch vor wenigen Tagen nannten Sie mich barsch und massiv; versuchen Sie jetzt nicht, mich an der Ausübung meiner Pflicht zu verhindern, indem Sie mir entgegengesetzte Eigenschaften zuschreiben.“

„Anna — Fräulein Nagelmann,“ versetzte er mit einem eigenthümlichen Wehklang in seiner Stimme, welcher wider ihren Willen ihre Aufwallung besänftigte; „ich habe manches gesprochen, was ich nicht verantworten kann. Aber wenn ich es vermöchte, würde ich jedes dieser unverzeihlichen Worte mit

einem großen Opfer zurückkaufen. Doch es ist unnütz, jetzt an Vergangenes zu denken; die Gegenwart scheint unsere Aufmerksamkeit gebieterisch zu verlangen. . . . Ich bin gewiß, Sie wären nicht hier, wenn nicht eine schwere Sorge Sie nach Ravenschlag geführt hätte."

„Es ist, wie Sie sagen," entgegnete Anna jetzt mit ruhigem Ernst.

„Und Sie erwarteten Rath und Hülfe bei meinem Oheim zu finden?"

„Ich hoffte es — ich baute fest darauf; seine Abwesenheit ist das Schwerste, was mich treffen konnte."

„Kann meine Tante, welche Sie so sehr liebt, nicht für ihn eintreten?"

„Sie kann es nicht; eine Frau, die beste, die verständigste, vermag, fürchte ich, nichts für uns zu thun. O, Gott prüft uns schwer!" flüsterte sie, die Hände vor ihre Augen drückend. „Ich weiß nicht, was aus uns werden soll."

Eine schmerzliche Stille trat ein. Der gute Jakob wußte der armen Anna nichts zu sagen und Paul — schwieg er, weil er ihr keinen Trost zu geben hatte, oder weil ihre Sorgen ihm so fremd waren, ihm, dem Widersacher ihrer Eltern, daß sie jetzt, nach dem ersten aufwallenden Gefühle des Bedauerns ihn gleichgültig ließen?

Nein, er sprach endlich, zögernd, beklommen fast; aber es waren gütige Worte, die er an sie richtete. „Anna, ich verdiene nicht, daß Sie mir vertrauen; ja, ich muß mir sagen, daß Sie mich nicht ein Mal achten können, denn ich habe mich Ihnen gezeigt in der Gestalt eines herzlosen, übermüthigen Thoren. Was gäbe ich aber in diesem Augenblicke darum, Sie überzeugen zu können, daß mein Inneres besser ist, als das Bild von mir, welches ich selbst Ihnen aufgezwungen habe; daß ich den Willen und die Kraft besitze, alles für Sie zu thun, was ein Bruder für eine theuere

Schwester zu thun vermöchte. Keinen Augenblick würde ich zaudern, für Sie, zu handeln, hätte ich nur eine Ahnung davon, wie ich Ihnen nützen könnte."

Sie antwortete nicht sogleich. Nicht jedoch, weil sie an der Wahrheit seiner Versicherungen zweifelte, schwieg sie, sondern weil sie sich fast überwältigt fühlte vor Erstaunen über den Wechsel seiner Gesinnung gegen sie und die Ihrigen. Er harrte aufgeregt auf ihre Antwort. Endlich sagte sie: „Ich nehme dankbar den Beistand an, den Sie uns bieten, Herr Steinwerth; und wenn ich einen Augenblick zögerte, dies auszusprechen, so geschah es nicht, weil mir die Ueberzeugung fehlte, daß Sie jederzeit bereit sein würden, eine gute, wohlwollende Handlung auszuüben, sondern weil es mich überraschte, daß Sie dazu entschlossen sind — auch für uns."

„Ich selbst habe diesen Zweifel verschuldet; aber ich bitte Sie innig, Anna, vergessen Sie ihn jetzt. Sagen Sie mir, was geschehen ist, und was ich für Sie thun kann."

„Ach, die Warnung, welche Sie neulich dort im Walde gegen mich aussprachen, und die ich keinen Augenblick mißachtet habe, war nur zu begründet. Alle meine Wachsamkeit hat nicht verhindern können, daß mein Bruder seinen Umgang mit den Brunloos fortgesetzt hat. Leichtgläubig und unbesonnen, wie er ist, steht er auf dem Punkte, in ein Unternehmen verwickelt zu werden, dessen Natur ich nicht klar durchschaue, das aber jedenfalls gesetzwidrig ist."

„Sie müssen mir alles, was Sie wissen, aufrichtig mittheilen, damit ich beurtheilen kann, was zu thun ist. Aber es kann nicht hier in dem strömenden Regen geschehen. Mein Gott," rief er ängstlich, „Sie sind bereits durchnäßt; eilen wir in's Haus, und dort sagen Sie mir, was vorgefallen ist. Ich will dann unverzüglich die erforderlichen Maßregeln ergreifen."

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, mich hier anzuhören," wendete Anna schüchtern ein, „so bleiben wir hier;

ich möchte nicht gern mit Fräulein v. Sendenhorst zusammentreffen."

„Fürchten Sie nichts!" rief Paul. „Sie soll es nicht wagen, Sie auch nur durch eine Miene zu kränken."

„Das ist es nicht, was ich scheue," erwiderte Anna mit einem Anfluge ihrer natürlichen Schalkhaftigkeit; „ich könnte mich aber in ihrer Gegenwart nicht offen aussprechen."

„Ist auch nicht vonnöthen, Fräulein Anna," meinte Jakob; „Sie können in mein Stübchen im Souterrain treten; es ist ganz leer: die Haushälterin ist schon zu Bett, und die Andern sitzen in der Küche."

Jakob's Vorschlag wurde befolgt. Als Anna mit nassen Schuhen, triefenden Kleidern, das Haar vom Sturme zerzaust, in das saubere, kleine Zimmer trat, hatte sie, trotz ihrer schweren Sorgen, das peinliche Gefühl, es zu verunzieren, und sie erwartete nichts anderes, als daß Paul's erster Blick auf ihr Aeußeres jenen verächtlichen Zug in seinem Gesichte hervorrufen werde, der sie so oft beleidigt hatte. Sie sah jedoch augenblicklich, daß sie sich hierin täuschte. Seine dunkeln Augen hefteten sich besorgt und bekümmert auf sie, und er rief in schmerzlichem Unwillen aus: „Guter Himmel, wie war es möglich, daß Ihre Eltern Sie diesen sauern Weg machen ließen!"

„Sie wissen nicht, daß ich ihn unternahm. Aber erlauben Sie mir jetzt, Ihnen zu sagen —"

„Nein, nein, erst müssen Sie dieser nassen Hüllen entledigt sein, und Ihr Haar ausringen. Wie bekümmert würde Onkel Karl sein, wenn er seinen Flachsfinken in diesem Zustand sähe!"

„Er würde sagen," versetzte Anna, ein schwaches Lächeln in dem schönen, bleichen Gesichte, „mein Gefieder sei garstig zerzaust. Nun aber ist's genug zurechtgestrichen, und jetzt bitte ich Sie, mich anzuhören."

Zitternd vor Aufregung, erröthend und erblassend vor Scham theilte Anna dem jungen Manne mit, wie Reiner seine Zeit in den letzten Wochen verbracht, und welche Unterredung sie vor einer Stunde ungesehen mit angehört hatte.

„Das ist schlimm,“ sagte Steinwerth, als Anna schwieg; „wahrlich ganz so schlimm, wie ich es befürchtet habe. Glauben Sie, Anna, daß Ihr Bruder denkt, es seien Schmuggelwaaren, welche in Ihrem Hause geborgen werden sollen?“

„Ich bin überzeugt, er glaubt das. So leichtsinnig er ist, zu etwas Unehrlichem würde er die Hand nicht bieten.“

„Sie halten also Schmuggeln nicht für ein Unrecht?“ fragte Steinwerth, und Blick und Ton hatten wieder einen herb verachtenden Ausdruck.

Es wallte sofort in dem Mädchen auf, und sie erwiderte gleichfalls scharf: „Für ein großes Unrecht halte ich es, Herr Steinwerth. Sie werden aber so gut wissen wie ich, daß es Menschen gibt, welche es, wenn auch nicht für erlaubt, so doch nicht geradezu für unehrenhaft halten; und ich fürchte, daß mein Bruder in diesem Irrthum befangen ist.“

Steinwerth beugte bloß zustimmend den Kopf und fragte weiter: „Sie glauben nicht, daß die Sachen, welche in Ihrem Saale versteckt werden sollen, geschmuggelt sind?“

„Nein — ich fürchte Aergeres. Wir sind hier so weit von der Grenze ... ich hörte nie, daß derartige Ungesetzlichkeiten in Rauhenhorst vorgekommen seien. Ueberdies — ich muß ganz offen sein — ich halte diese Brunloos zu Schlimmerm fähig; schon vor Monaten habe ich sie in meinen Gedanken mit den in der Umgegend verübten Einbrüchen in Verbindung gebracht.“

Er hatte das auch gethan, seit er Christine im Walde getroffen, sprach es aber nicht aus, sondern fragte wieder: „Hatten Sie einen Grund dafür, Fräulein Anna?“

„Ja.“ Sie erzählte ihm ihre Bedenken wegen der schwarzen Masken, welche aus ihrem elterlichen Hause verschwunden waren, und wie zwei der Räuber sich bei den Einbrüchen jedes Mal durch ähnliche Masken unkenntlich gemacht hatten.

„Es ist kein Zweifel,“ sagte er, nachdem er sie angehört, „daß der einfältige Bursche, Ihr Bruder, sich von diesen Schurken hat mißbrauchen lassen, und daß Sie jetzt Alle in den Verdacht gerathen können, diesen abgefeimten Verbrechern durch Hehlerei Beihülfe geleistet zu haben. Dem muß sofort vorgebeugt werden, und es kann auf keine andere Weise geschehen, als indem wir die Diebe in dem Augenblicke fest nehmen, wann sie im Begriffe stehen, ihre Beute in Ihrem Hause in Sicherheit zu bringen.“

„Derselbe Gedanke drängte sich mir auf,“ erwiderte Anna lebhaft. „Allein ich fürchtete, wenn ich die Polizei zu Hülfe riefe auf Grund dessen, was ich an diesem Abende erfuhr, würden zwar wohl meine Eltern und ich, nicht aber Reiner von Verdacht frei bleiben; und bedenken Sie den Schmerz meiner armen Mutter, wenn auf den Namen ihres Sohnes ein so entehrender Schatten fiele!“

„Das darf nie geschehen,“ versetzte Paul rasch; „und deshalb müssen die Behörden von der ganzen Sache erst dann unterrichtet werden, wenn wir die Verbrecher abgefaßt haben und sie ihnen in Verwahrsam geben. Seien Sie unbesorgt, Fräulein Anna, ich werde das behutsam und sicher in's Werk setzen; und wenn Sie morgen zum Frühstück kommen, mache ich Ihnen ausführliche Mittheilungen über das Gelingen meines nächtlichen Geschäftes. Jetzt aber lassen Sie mich eines der Mädchen rufen, damit es Ihnen ein Schlafzimmer anweist. Sie dürfen nicht länger in diesem feuchten Anzuge bleiben, sondern müssen sich so schnell wie möglich schlafen legen.“

Anna hielt ihn zurück. „Sie glauben, ich würde diese Nacht in Ravenschlag bleiben, Herr Steinwerth? Das ist

unmöglich. Wer kann voraussehen, welche stürmischen Auftritte während der nächsten Stunden in unserm Hause stattfinden werden? Deswegen muß ich in der Nähe meiner Mutter sein. Und auch Ihnen, der sich um unsertwillen in Gefahr begibt, könnte etwas zustoßen; denn es sind wilde, böse Menschen, diese Schmiede. Darum muß ich mit Ihnen gehen. Sie dürfen unbesorgt sein: ich werde Sie in nichts hindern oder aufhalten."

„Das besorge ich nicht, Anna; ich weiß, daß Sie stark und muthig sind. Aber ich möchte Ihnen die Aufregung ersparen und den schweren Weg. Armes Kind — schon der Gedanke, daß Sie ihn bereits ein Mal, und noch dazu allein, zurückgelegt haben, schmerzt mich."

Sie lächelte trübe und sagte leise: „Beunruhigen Sie sich nicht um mich; Sie wissen ja, daß ich nicht nervenschwach bin, wohl aber hart gewöhnt."

Paul seufzte tief auf und sah sie traurig an; und trotz allem, was ihre Gedanken beschäftigte, fand sie doch Zeit, sich darüber zu wundern, daß sein gewöhnlich sehr strenger Blick eine so große Sanftmuth auszudrücken vermöge. Er sagte ihr, daß er gehen wolle, um den Gärtner und den Kutscher des Obersten von dem Nöthigsten zu benachrichtigen, weil er sie mit nach Rauhenhorst zu nehmen beabsichtige; und als er das Zimmer verlassen hatte, hörte Anna, wie er draußen dem alten Jakob den Befehl ertheilte, den Schäfer herbeizurufen und mit demselben bis zu seiner, Steinwerth's, Rückkehr Wache zu halten. Ehe Jakob aber das Haus verließ, kam er und brachte für Anna Wein und Zwieback. Er sagte ihr, Herr Steinwerth lasse sie dringend bitten, etwas davon zu genießen.

In kurzer Zeit kehrte Paul zurück, in Hut und Mantel, eine wollene Capuze und ein weiches, warmes Tuch in der Hand. „Jetzt, Fräulein Anna," bat er, ihr die letztgenannten

Gegenstände reichend, „hüllen Sie sich warm ein, und dann wollen wir unsern Weg antreten.“

„Diese kostbaren Sachen soll ich tragen in solchem Wetter?“ fragte Anna, wirklich erschrocken. „Sie würden verderben, und ich könnte es vor der Frau Oberst nicht verantworten.“

„Anna,“ entgegnete Steinwerth vorwurfsvoll und doch mit dem sanften Tone, welchen er heute so oft annahm, „jetzt glauben Sie nicht, was Sie sagen. Oder denken Sie wirklich, daß meiner guten Tante mehr an einem Shawl und einer Kappe läge, als an dem Wohle ihres Lieblings? Und das versichere ich Ihnen, wenn Sie sich nicht fügen, nehme ich Sie nicht mit nach Rauhenhorst.“

Sie that ihm den Willen, und in der nächsten Minute waren sie auf dem Wege. Der Kutscher und der Gärtner schritten voraus, in ihre dicksten Röcke gekleidet, die Mützen mit großen unter dem Kinn gebundenen Tüchern befestigt, um sie vor dem Wegfliegen zu sichern, und Jeder mit einer großen Laterne bewaffnet. Paul und Anna folgten, und als sie das Thor von Ravenschlag durchschritten hatten, bot er ihr den Arm. Sie lehnte schüchtern ab, und schweigend gingen sie weiter bis über die Nepomuk-Brücke; hier, wo der Weg schwieriger wurde, bat er sie nochmals, seinen Arm anzunehmen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie wieder. „Ich kenne ja den Weg, und beim Scheine der Laternen geht man ganz sicher.“

„Anna,“ sprach er leise und sich vorbeugend, mit dem Versuche, in ihr Gesicht zu sehen, „ich hatte gehofft, Sie hätten mir verziehen; aber ich sehe, Sie zürnen mir noch.“

„Gott weiß, wie dankbar ich Ihnen für Ihre Güte bin,“ erwiderte sie ernst. „Wie können Sie nur denken, daß ich eine unfreundliche Empfindung gegen Sie hegte?“

„Weil Sie beharrlich den Beistand zurückweisen, welchen ich Ihnen so gern leisten möchte.“

Jetzt legte sie von selbst ihren Arm in den seinigen. „Ich wollte Ihnen keine unnöthige Mühe verursachen,“ sagte sie beklommen.

„Mühe! Es ist eine Freude, die Sie mir gewähren. Ich habe so vieles gut zu machen, daß ich Ihnen für jeden kleinsten Dienst, welchen Sie mir Ihnen zu leisten gestatten, unaussprechlich dankbar bin.“

Anna ging an Paul's Seite wie im Traume. War das derselbe Mann, der vor wenigen Wochen noch im Schatten dieser Bäume neben ihr herschritt und, während er ihr eine wohlgemeinte Warnung ertheilte, sich dennoch nicht enthalten konnte, sie auf's tiefste zu demüthigen, zu beleidigen? Welche Wandlung war mit ihm vorgegangen, daß er jetzt zu ihr sprach liebevoll wie ein Bruder und ehrerbietig wie ein bewundernder Freund? Oder war es nur Mitleid mit ihrer schrecklichen Lage, was ihn so umzustimmen schien? Wäre das, und er stände morgen, wenn die Gefahr abgewendet, ihr wieder gegenüber herb und verachtend, ein höhnender Feind, wie sollte dann sie ihm gegenübertreten, wenn die Dankbarkeit, welche sie ihm schuldete, ihr die einzige Waffe entwand, deren sie sich bedienen konnte, Böses mit Bösem zu vergelten?

Diese Fragen beschäftigten Anna so ganz, daß sie darüber vergaß, auf den Weg zu achten, und über eine hervorstehende Wurzel strauchelte. Sie fiel aber nicht zu Boden; denn er fing sie in seinen Acmen auf und rief ängstlich aus: „Haben Sie sich wehe gethan? Sind Sie verletzt, Anna?“

„Durchaus nicht,“ antwortete sie; „ich war zwar ungeschickt, habe aber nicht den geringsten Schaden erlitten.“

„Ich hätte Sie davor schützen sollen,“ sagte er, immer noch aufgeregt. „Ich war unverzeihlich unachtsam; verzeihen Sie mir, Anna?“

Dieser ernste, warme Ton! Nein, es war unmöglich, daß er sich je wieder in kalte Feindseligkeit umwandelte. Der

ungetrübte Friede, den sie seit dem Tage, wo sie ihn zum ersten Male sah, nicht mehr gekannt hatte, senkte sich wieder in ihre Seele, und sich fester auf seinen Arm stützend, sagte sie dankbar: „Seien Sie unbesorgt, mir ist nichts geschehen; ich allein war an dem kleinen Unfalle schuld, der ja eigentlich keiner ist. Um Sie nicht nochmals zu erschrecken, will ich mich fester auf Ihren Arm stützen als bisher."

Paul sprach jetzt bloß leise ihren Namen aus und beugte den Kopf zu ihr nieder. Dann schritten sie schweigend weiter, und sie dachte, wie glücklich die sein müßten, welche ihr ganzes Leben hindurch gestützt und behütet würden wie sie in diesem Augenblicke.

Als sie das offene Feld erreichten, wo sie der ungemilderten Wuth des immer noch tobenden Sturmes ausgesetzt waren, trat er an ihre andere Seite, um sie mit seinem Körper möglichst gegen die Unbilden des Wetters zu schützen. Sie suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß sie dieselben jetzt kaum empfinde, weil sie so warm eingehüllt sei, und der Wind, der ihr auf dem Wege nach Ravenschlag stellenweise gerade in's Gesicht geweht habe, sie jetzt nur von der Seite treffe. Aber die Vorstellung, daß sie allein und schutzlos größern Beschwerden noch als jetzt ausgesetzt gewesen, schien Steinwerth ernstlich zu beunruhigen. Um nun seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, sprach Anna ihr Bedenken aus, wie sie, ohne durch das Herausrufen des Wächters zu viele Aufmerksamkeit zu erregen, in die Stadt kommen würden, da das Thor geschlossen sei.

„Das nächste Thor freilich; aber der Gärtner sagte mir, das Wasserthor bliebe offen, weil der Wächter es zu lästig finde, es jedem der Fuhrleute zu öffnen, die gegen drei oder vier Uhr dasselbe passiren, um nach den Kohlenbergwerken zu fahren."

„Das ist ein Glück; so können wir auf einem kleinen Umwege unbemerkt in die Stadt gelangen."

„Ja, und sobald wir dieselbe betreten, löschen wir die Laternen aus und begeben uns so geräuschlos als möglich zu Ihrem elterlichen Hause. Es wird am besten sein, daß Sie zuerst allein eintreten und Ihre Eltern von unserer Anwesenheit und der ganzen Sachlage unterrichten. Sobald Ihre Mutter so vorbereitet ist, lassen Sie uns ein, damit wir uns auf unsere Posten begeben. Sie bleiben dann im Zimmer Ihrer Eltern, bis ich den Feind gefangen genommen habe und mich Ihnen als Sieger vorstellen kann."

Diese Anordnungen wurden befolgt. Anna ging, sobald sie sachte in das Haus geschlüpft war, an die Thüre ihrer Eltern, klopfte leise und fragte, ob sie eintreten dürfe. Sofort antwortete die Stimme ihrer Mutter: „Gewiß, mein Kind. Aber weshalb kömmst du so tief in der Nacht zu uns? Bist du nicht wohl?"

„Ganz wohl, Mama," erwiderte das Mädchen, in das dunkele Zimmer tretend und sich zu dem Tischchen am Bette tastend; „aber ich muß nothwendig mit euch sprechen. Ist Papa auch wach?"

„Goswin," rief Frau Nagelmann, ihren Mann rüttelnd, während Anna nach dem Feuerzeug suchte. „Anna ist hier — sie will mit dir sprechen; bist du wach?"

„Nein — ja — zum Kuckuck!" brummte der Advocat. „Gönnt Einem doch das Bischen Nachtruhe, ihr verdrehten Frauenzimmer!"

„Lieber Papa, ich muß euch durchaus stören," entschuldigte sich Anna; „denn ich fürchte, es wird bald sehr unruhig im Hause werden. Das könnte euch aber erschrecken, wenn ihr nicht darauf vorbereitet wäret."

„Unruhig im Hause?" fragte Nagelmann. „Ist ein Schornstein eingefallen oder die schiefe Küchenwand?"

„Nichts derartiges, Papa. Es wollen Diebe in's Haus."

„Diebe in's Haus! Du bist närrisch, Anna. Die kommen, wo etwas zu holen ist; nicht, wo es an allen Ecken und Enden fehlt."

„Und doch ist's, wie ich sage, Papa, und was ich dir erzähle, weiß ich ganz gewiß," erwiderte Anna, immer bemüht, mit Hülfe eines der damals gebräuchlichen, noch sehr primitiven Feuerzeuge von Stahl und Zunder ein Licht anzuzünden. „Die Diebe wollen dies Mal auch nichts holen, sondern etwas bringen: ihren Raub, den sie aus irgend einem Grunde nicht in ihrer eigenen Wohnung, sondern in unserm großen Saale verbergen wollen."

Das Licht brannte jetzt, und Frau Nagelmann erkannte bei seinem Scheine, daß ihre Tochter nicht in Nachtkleidern, sondern im vollen Anzuge, ganz durchnäßt, einen Shawl und eine Capuze der Frau Oberst über ihren eigenen Kleidern tragend, vor ihr stand. Sie hatte schweigend und athemlos vor Schrecken Anna's letzten Mittheilungen gehorcht; jetzt aber entriß ihr ein grenzenloses Erstaunen den Ausruf: „Herr des Himmels, wie siehst du aus, Kind!"

„Ich komme von Ravenschlag," entgegnete Anna. „Sobald ich erfuhr, was diese Nacht geschehen soll, bin ich dahin gegangen um Rath und Hülfe für uns zu erbitten. Sie sind uns bereitwillig gewährt; wir haben nichts zu befürchten. Ich würde euch nicht gestört haben, bis alles vorüber ist, hätte ich nicht gedacht, daß doch wohl einiges Geräusch entstehen wird. Das würde euch wahrscheinlich ängstigen, wenn ihr die Ursache nicht känntet. Jetzt muß ich gehen, um die Leute von Ravenschlag einzulassen und meinen Anzug zu wechseln. Dann komme ich zurück, um euch ausführlichen Bericht zu erstatten. Aengstige dich nicht, liebe Mama; es geht alles gut. . . . Nein, Papa, ich kann dir jetzt nichts weiter erzählen, ich habe keine Zeit. . . . Wäre es nicht rathsam, wenn ihr inzwischen auch aufständet und euch ankleidetet?

So, ich will meine Lampe anzünden und lasse euch das Licht hier." Sie trat einen Augenblick in den Flur hinaus, kehrte zurück mit der Lampe, rief ihrer Mutter noch einige ermuthigende Worte zu und eilte dann wieder hinaus.

„Sie haben Ihren Bericht äußerst schnell erstattet, Anna," flüsterte Paul, als sie ihn und seine Begleiter einließ. „Onkel Karl würde Sie wegen Ihrer soldatischen Kürze loben."

„Ich habe meinen Eltern bis jetzt erst das Nöthigste mitgetheilt, und versprochen, bald zu ihnen zurückzukehren, um ausführlicher zu sein. Doch was soll jetzt geschehen?"

„Lassen Sie uns eine unserer Laternen an Ihrer Lampe anzünden, und zeigen Sie uns den großen Saal und den Seitenhof; dann gehen Sie in Ihr Zimmer, um sich umzukleiden. Ueberlassen Sie alles Uebrige uns."

Trotz des Ernstes ihrer Lage und trotz der überwältigenden Aufregung, in welcher sie sich schon seit mehrern Stunden befand, fühlte Anna doch eine Anwandlung peinlicher Scham, als sie sich gezwungen sah, Steinwerth an die Stätte wüsten Verfalles zu führen, dessen Anblick seinen Augen das ganze Elend ihres Hauses enthüllen mußte. „Dieser Raum diente in der Jugend meiner Großeltern noch zum Gesellschaftssaal; jetzt — Sie sehen es — kann hier nichts Anderes mehr weilen als das Grauen der Verwüstung," flüsterte sie scheu.

Selbst bei dem unvollkommenen Lichte der Laterne erkannte Paul auf den ersten Blick die Wirkungen der Armuth und Vernachlässigung in dem einst stattlichen Raume. Doch die Zeit war vorüber, wo die herabgekommene Lage Regine Ottmar's und ihrer Angehörigen ihn zu Aeußerungen des Hohnes veranlaßte. Traurig überflogen seine Augen die modernden Wände, die zerfallende Decke und die wüsten Geräthschaften in dem weiten Saale, um sich dann mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids auf Anna zu heften. „Armes Kind," sprach er, so innig, so weich, daß das junge Mädchen

glaubte, noch nie einen Ton so voll bezaubernder Sanftmuth vernommen zu haben, „unter diesen Trümmern sind Sie groß geworden? Und doch hat dies alles nicht vermocht, den Muth Ihres Geistes zu erdrücken, die Frische Ihres Herzens zu ertödten! Tapferes, edelherziges Geschöpf! Um Sie recht zu begreifen, muß man Sie in Ihrer seltsamen Heimath sehen."

„Ach," erwiderte Anna, mit feuchten Augen lächelnd, „nun loben Sie mich gar, weil wir eine große, alte Rumpelkammer haben. Sehen Sie lieber die Vorkehrungen an, welche für Unterbringung der Diebesbeute getroffen sind. Hier unter den alten Teppichen und Vorhängen sollen die Schnittwaaren, dort hinter dem Anrichteschrank die kleinern Gegenstände geborgen werden."

„Und dort das offene Fenster —?"

„Soll die unheimlichen Wanderer einlassen. Es führt auf den Hof, der durch das Thor mit der Straße in Verbindung steht. Der alte Brunloo hat den Schlüssel dazu mitgenommen."

„Ich danke Ihnen; jetzt bin ich zur Genüge orientirt. Nun aber muß ich Sie bitten, uns das Feld zu überlassen. Kleiden Sie sich um, und bleiben Sie bei Ihren Eltern, bis wir von unserm Hinterhalte aus den Feind überwunden haben. Es würde aber gut sein, wenn Sie entweder das Licht auslöschten oder sich in einem Zimmer aufhielten, dessen Fenster von der Straße aus nicht sichtbar sind."

„Meine Eltern werden jetzt auch aufgestanden und angekleidet sein. Ich werde sie bitten, in das Wohnzimmer zu gehen, dessen Fenster nach dem Garten liegen. Es ist auch weiter von hier entfernt, und für Mama ist es besser, wenn sie nicht in der Nähe des Saales bleibt."

Sobald Anna sich entfernt hatte, suchte Paul die nach dem Vorsaal führende Thüre abzuschließen; das verdorbene Schloß derselben ließ es aber nicht zu. Er mußte sich damit begnügen, sie zuzumachen, um dadurch das etwa im Saale

entstehende Geräusch für die Bewohner des Hauses zu dämpfen. Dann recognoscirte er den Kampfplatz, und nachdem er sich überzeugt, daß die Pistolen und Hirschfänger, mit welchen er seine beiden Begleiter versehen hatte, bevor sie Ravenschlag verließen, in vollkommener Ordnung seien, untersuchte er auch seine eigenen Waffen. Hierauf ließ er die Stricke, mit welchen die Diebe nach ihrer Gefangennahme gebunden werden sollten, an geeigneter Stelle niederlegen und vertheilte seine Streitkräfte. Den Kutscher stellte er im Hofe in der dunkelsten Ecke und zugleich an einer Stelle auf, daß das sich öffnende Thor ihn vor den Blicken der Eintretenden decken mußte. Er erhielt den Befehl, zwei der Diebe ruhig einsteigen zu lassen, den Dritten aber zu packen und festzuhalten, während Steinwerth und der Gärtner die beiden in den Saal Gedrungenen überwältigten. Dem Gärtner wies Paul seinen Platz neben den alten Geräthschaften unterhalb der zugemauerten Fenster an, während er selbst sich neben den Anrichteschrank stellte. So konnten die beiden zuerst durch das Fenster Steigenden von zwei verschiedenen Seiten zugleich angegriffen werden.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, ließ Paul die Laterne auslöschen, und nun begann für ihn und seine Gefährten die schlimmste Aufgabe dieser Nacht, das thatlose Harren auf die kommenden Ereignisse. Paul ließ seine Uhr repetiren; sie gab halb zwei an, und wenige Minuten später bestätigte der Schlag der Thurmuhr des gegenüber liegenden Klosters die Richtigkeit dieser Angabe. Der Sturm hatte seit einer halben Stunde nachgelassen, auch der Regen begann spärlicher zu fallen, und die zunehmende Stille in der äußern Natur machte es den schweigenden Männern möglich, jeden Laut in dem alten Hause zu unterscheiden. Sie hörten verschiedene Thüren öffnen und schließen und leise, verhallende Schritte im Flur. Sie hörten einen schlecht befestigten Fensterladen im obern Stockwerk bei einem ge=

legentlichen Windstoße sich in den rostigen Angeln drehen und lose gegen die Mauer anschlagen. Jetzt knarrte die alte Treppe, nun knisterte es in der zerbröckelnden Decke oder rieselte und raschelte an den Wänden des weiten Schornsteines. So ging es fort über eine halbe Stunde, welche die Dunkelheit, die Spannung und die Unthätigkeit der Harrenden endlos verlängerte, bis endlich andere, längst erwartete Töne von der Straße her zu ihnen drangen. Zuerst waren es dumpfe, unbestimmte Laute, dann kamen sie näher, sonderten sich von einander ab, und endlich vernahm man deutlich verschiedene Schritte, leise, vorsichtige und dennoch schwere Schritte, wie von Männern, die behutsam auftreten, aber nicht leicht, weil sie eine Last tragen.

Es war Keiner unter den Harrenden, dem das Herz nicht schneller schlug, als jetzt der Schlüssel in dem rostigen Schlosse knarrte und das Thor sich in den Angeln drehte. Die Schritte tönten lauter auf den Steinplatten des Hofes, das Thor schloß sich sachte, und die ungeladenen Gäste schlichen auf das offene Fenster zu. Es war so vollkommen dunkel in dem Saale, daß Paul nur vermöge des Gehörs erkannte, wie zuerst Einer, dann ein Zweiter hereinstieg. Kaum hatte dieser den Boden erreicht, als draußen dicht vor dem Fenster eine gedämpfte Stimme knurrte: „Laßt mich los, Reiner; das ist ein dummer Spaß.“

Jetzt erhellte der Schein einer Blendlaterne den Raum und in demselben Augenblicke stürzten der Gärtner und Paul auf die im Saale befindlichen Eindringlinge. Beide warfen die schweren Bürden, welche sie trugen, ab und wandten sich gegen ihre Angreifer. „Die Hände, faßt ihre Hände!“ rief Paul, als er bemerkte, daß der starke, untersetzte Mann, mit welchem er rang, nach der Tasche griff, um sein Messer hervorzuziehen. Er hatte einen harten Kampf mit dem kräftigen, an Anstrengung gewöhnten Schmied zu bestehen, ehe es ihm

gelang, demselben das Messer, dessen dieser sich wirklich bemächtigt hatte, zu entwinden und fortzuschleudern. Es kam Paul aber zu Gute, daß er der mit Ueberlegung Angreifende, sein Gegner der unvermuthet Ueberrumpelte war. Nach einem heißen, schweren Ringen stürzten die beiden Kämpfenden zu Boden, aber auch jetzt blieb Steinwerth im Vortheil. Er hatte sich bereits wieder aufgerichtet, ehe der Schmied seinen Versuch, sich zu erheben, auszuführen vermochte, und ein Knie auf die Brust des von dem unerwarteten Ueberfalle und von seinem Sturze halb Betäubten setzend, preßte er ihm mit dem Aufgebot all' seiner Kraft die Kehle zusammen. Schmerz und Angst beraubten den Brahmschmied fast des Bewußtseins, und diesen Augenblick benutzend, zog Paul schnell einen der nebenliegenden Stricke herbei und schnürte ihm mit großer Gewandtheit zuerst die Hände, dann die Füße zusammen.

Jetzt eilte er dem Gärtner zu Hülfe, der noch immer mit einem kleinen, alten, aber auffallend kräftigen Manne kämpfte. Es war diesem gelungen, während des Ringens ein Messer aus seinen Kleidern hervorzuziehen, und dieser Umstand zwang den Gärtner, ihn an dem Gebrauche der Waffe zu verhindern, und somit eher vertheidigungs- als angriffsweise zu verfahren; denn die Wuth, die aus den Augen seines Gegners funkelte, gab deutlich zu erkennen, daß er in diesem Augenblicke selbst einen Mord nicht scheue. Mit Paul's Hülfe wurde das Teufelschmiedchen aber bald überwunden und lag nun keuchend und knirschend neben seinem fluchenden und tobenden Sohne am Boden.

Der Dritte der Diebe war verhältnißmäßig leicht überwältigt worden. In der Meinung, daß es Reiner sei, der sich auf ihn warf, hatte er sich zuerst gar nicht vertheidigt, und als er zur Erkenntniß der ihm und seinen Verwandten drohenden Gefahr kam, war er schon halb überwunden, und sein Schrecken war so groß, daß er sich kaum noch zur Wehr zu setzen wagte.

In der Hitze des Kampfes war es Niemanden aufgefallen, daß, obgleich die Blendlaterne, welche dem Teufelschmiedchen beim ersten Angriff entfiel, zerbrach und erlosch, der Saal dennoch nicht ohne Licht war. Jetzt besann Paul sich darauf und, erstaunt um sich blickend, sah er Anna in der Mitte des Gemaches neben dem Tische stehen, auf welchen sie eine Lampe gestellt hatte. Sie war todtenbleich, aber äußerlich ganz ruhig; und sobald sie sah, daß Paul sie bemerkte, kam sie an seine Seite.

„Guter Gott," rief er, ihre Hand fassend; „Sie waren hier! Während des ganzen Tumultes?"

„Ich konnte es im Wohnzimmer nicht aushalten, und ich dachte, daß es etwas Entsetzliches sein müsse um einen Kampf im Dunkeln; deshalb verfügte ich mich in mein Schlafzimmer, dessen Fenster auch nach dem Garten geht, dessen Thüre aber der Saalthüre gegenüber liegt, und wo ich alles hören konnte, was hier passirte. Ich versprach meinen Eltern, Ihnen, wenn die Diebe eingestiegen seien, bloß ein Licht auf die Schwelle zu setzen und dann zu ihnen zurückzukehren; aber ich habe mein Versprechen nicht gehalten, ich konnte es nicht. Als ich Sie und Ihre braven Gefährten um unsertwillen mit diesen schrecklichen Menschen kämpfen sah, vergaß ich Alles, außer der Gefahr, worin Sie sich befanden."

„Anna," sagte Paul tief gerührt, „Sie haben wahrscheinlich Einem von uns das Leben gerettet. Sie haben Recht; ein Kampf im Dunkeln wäre wirklich gefährlich gewesen, weil wir uns dann nicht gegen die Messer dieser Kerle hätten schützen können. Jetzt aber lassen Sie mich nachsehen, ob die verzweifelten Burschen gehörig fest gebunden sind. Dann wollen wir Ihren Eltern Bericht erstatten."

Nachdem Paul untersucht hatte, ob das Hofthor gehörig geschlossen sei, und auch die Fesseln der Diebe genügend fest befunden hatte, folgte er Anna zu ihren Eltern.

„Hier bringe ich Herrn Steinwerth, liebe Mama," rief sie; „es ist alles glücklich beendet, und nicht der geringste Unfall geschehen."

„Anna, du warst dabei zugegen?" rief die Mutter erschrocken aus.

„Ja, Ihre muthige Tochter war bei uns," antwortete Paul für sie. „Zürnen Sie mir deshalb nicht, verehrte Cousine; ich bemerkte ihre Anwesenheit erst, als alles vorüber war, sonst würde ich gewiß nicht zugegeben haben, daß sie Zeugin eines so stürmischen Auftrittes geworden wäre."

Obgleich Frau Nagelmann durch Anna von Paul's Anwesenheit in ihrem Hause, und von seiner Bereitwilligkeit, in einer so schwierigen Angelegenheit für sie zu handeln, unterrichtet war, so fühlte sie sich doch ihm gegenüber verwirrt und unsicher, ebensowohl durch seine überraschend herzliche und ehrerbietige Anrede, als durch das Bewußtsein, ihm, an den sie bisher nur mit tiefem Groll gedacht, nun Dank schuldig zu sein. Aber sie besaß eine viel zu edelmüthige Natur, um, gleich so manchen Niedrigdenkenden, die Pflicht der Dankbarkeit als eine Last zu betrachten, und ein widerwilliges Gefühl gegen den zu nähren, der sie auferlegt. So bekämpfte sie entschlossen ihre Verwirrung und bot ihrem jungen Verwandten die Hand mit den offenen, herzlichen Worten: „Ich bin überzeugt, Sie hätten es nicht. Nach allem, was Sie so mannhaft und so gütig für uns gethan haben, bin ich gewiß, Sie hätten auch Anna verhindert, sich bei dieser entsetzlichen Scene einer möglichen Gefahr bloßzustellen, wenn Sie es gekonnt hätten. Doch ist dies kleine Mädchen, so sanft es sein kann, bisweilen schwer zu lenken."

Anna schmiegte sich liebkosend an ihre Mutter, während Paul mit seinem schönen Lächeln sagte: „Ich habe das schon erfahren." Aber nun fiel der Doctor, dem das bisherige Gespräch ziemlich unverständlich war, dazwischen: „Du hast

noch kein vernünftiges Wort gesprochen, Regine; noch mit keinem Sterbenswörtchen hast du dich bedankt. Nehmen Sie es nicht übel, lieber Herr Vetter; meine Frau ist zuweilen ein wenig zerstreut."

„Zerstreut, Herr Doctor? Glauben Sie das nicht," versetzte Paul. „Ein schöneres Dankwort, falls ich dasselbe verdiente, hätte meine Cousine ja nicht gegen mich zu äußern vermocht, als sie es eben jetzt durch ihre Anerkennung meiner Sorge um ihre Tochter that."

„Es ist ganz artig von Ihnen, Herr Vetter, es für gut anzunehmen; aber ich meinestheils halte es damit, daß es das Beste ist, frei herauszusagen, was man meint," beharrte der Doctor; „und ich wenigstens bekenne Ihnen gern, daß wir Ihnen den verbindlichsten Dank dafür schuldig sind, daß Sie in unserm Hause Polizei gespielt und das Diebs-Gesindel gefangen haben."

Anna und ihre Mutter waren gleich peinlich berührt durch diese taktlose Dankesäußerung, und in Paul's stolzem Gesicht begann sich ein Ausdruck zu zeigen, welcher deutlich verrieth, daß er sich dadurch eher verletzt als erfreut fühlte. Er nahm sich aber zusammen und sagte höflich: „Ihre Erwähnung der Polizei erinnert mich, daß wir in dieser Nacht noch verschiedenes zu bewerkstelligen haben. — Würde es nicht gut sein, wenn Ihr Sohn geweckt und von dem Vorgefallenen unterrichtet würde? Inzwischen könnte einer der Ravenschlager Leute den Bürgermeister wecken und ihm das hier Geschehene mittheilen, während ich mit dem andern zurückbleibe, um einem etwaigen Fluchtversuche der Gefangenen vorzubeugen. Zuvor aber muß ich Ihren Sohn sprechen; denn es muß ihm durchaus klar gemacht werden, wie weit er in seinen Aussagen vor der Behörde gehen darf, ohne sich selbst zu compromittiren."

„Glauben Sie," fragte Frau Nagelmann ängstlich, „daß jetzt noch ein Verdacht auf Reiner fallen kann?"

„Es liegt nichts gegen ihn vor, was einen solchen rechtfertigen könnte," erwiderte Paul beruhigend; „es ist indeß nicht nöthig, daß Fremde erfahren, bis zu welchem Grade seine Vertraulichkeit mit dieser Räuberbande gediehen war. Reiner braucht bloß zu sagen, daß er den Vorschlag der Diebe, ihre Schmuggelwaare hier zu bergen, für nichts Schlimmeres gehalten, als die Worte ausdrückten, daß aber seine Schwester sofort Verdacht geschöpft und für gut erachtet habe, Hülfe von Ravenschlag herbeizurufen, um die anrüchige Gesellschaft festzunehmen und den Händen der Polizei zu übergeben."

Der Vorschlag wurde in allen seinen Theilen ausgeführt, und kaum eine Stunde später standen das Teufelschmiedchen, der Brahmschmied und Peter mit geschlossenen Händen, unter der Aufsicht der beiden Nachtwächter und des Gendarmen von Rauhenhorst, in einer Ecke des alten Saales, während der Bürgermeister, freudestrahlend, daß dies Mal nicht dem Landrichter, sondern ihm die erste Untersuchung des Falles zu Theil wurde, die gestohlenen Gegenstände musterte. Es waren zwei große Ballen seidener und wollener Stoffe und eine ziemlich umfangreiche Kiste, fast gefüllt mit Werthgegenständen — Uhren, goldenen Kreuzen, Ringen, Schlößchen, sowie silbernen Pfeifenbeschlägen und Löffeln. Die Diebe verweigerten zwar hartnäckig jede Antwort auf die Frage, woher die gestohlenen Sachen stammten; aber das Räthsel war nicht schwer zu lösen. In mehrern der Uhren fand sich der Name eines Rauhenhorster Uhrmachers, welcher zugleich einen kleinen Gold- und Silber-Laden hatte, während seine unverheiratheten Schwestern in seinem Hause ein Manufacturgeschäft betrieben.

Die Diebe hatten endlich unter Begleitung der Sicherheitsbehörden das Haus verlassen, um in festen Gewahrsam gebracht zu werden, und Paul machte gleichfalls Anstalt, sich zu verabschieden. Seine Cousine reichte ihm die Hand und

sagte innig: „Sie haben uns tief verpflichtet; ich bin nicht im Stande, den Dank, den ich gegen Sie empfinde, so warm auszudrücken, als er mir das Herz erfüllt. Das aber muß ich aussprechen, daß, so groß der Dienst auch ist, den Sie uns in dieser Nacht geleistet haben, Sie mir noch außerdem eine gleich große Wohlthat erzeigt haben, indem Sie mich lehrten, an das einzige, noch lebende Glied meiner Familie mit Achtung und Dankbarkeit, statt mit Haß und Bitterkeit zu denken."

„Meine theuere Cousine — auch in mir hat diese Nacht vieles hinweggeräumt und vieles an's Licht gebracht, von dem ich das Glück meiner Zukunft und heitere Tage auch für Sie erhoffe. Erlauben Sie mir, morgen zu Ihnen zu kommen mit dem offenen Vertrauen und der herzlichen Liebe eines jüngern Verwandten; und möge es mir dann gelingen, jede Schranke zu beseitigen, die jetzt vielleicht noch zwischen uns steht."

„Das ist mir zu hoch," meinte Herr Nagelmann, ein wenig unzufrieden, daß seine Frau so ganz alle Aufmerksamkeit des jungen Mannes absorbirte, aber doch vergnügt bei der Aussicht auf ein nahes freundschaftliches Verhältniß zu dem reichen, angesehenen Verwandten. „Wenn wir gute Freundschaft halten wollen, was kann uns daran verhindern?"

„Ich nehme die Ermuthigung, die in Ihren Worten liegt, dankbar an," entgegnete Paul mit heiterm Lächeln. „Jedoch ehe ich gehe —" er wandte sich wieder an Frau Nagelmann: „habe ich Ihnen noch eine dringende Bitte an's Herz zu legen. Ich weiß, wie muthig und selbstvergessend, wie liebevoll und thätig dieses theuere Kind ist, und ich weiß auch, daß Muth und Liebe viel mehr zu leisten vermögen als körperliche Stärke. Ihre Tochter hat das in dieser Nacht bewiesen. Die stärkste Sehne jedoch bricht, wenn sie zu sehr angespannt wird, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß, matt und

erschöpft von den geistigen und körperlichen Anstrengungen dieser schweren Stunden, sie sich vielleicht wieder mit dem Grauen des Tages von dem kaum berührten Lager erheben soll, um die harten Arbeiten zu verrichten — die —" er stockte in schmerzlicher Bewegung und beendete dann den Satz mit den Worten: „denen sie sich so opferwillig unterzieht, daß sie geadelt werden durch diese treue Hand."

Erstaunt hörte Anna's Mutter den flehenden Ton dieser tiefen Stimme, erstaunt sah sie den weichen, bittenden Ausdruck des stolzen Auges und dann traf ihr Blick flüchtig das liebliche Antlitz ihres Kindes, auf dem ein glückliches Lächeln lag, während Anna heiter sagte: „Ach, Herr Steinwerth, Sie vergessen, daß ich ein Zögling Ihres Onkels bin. Der Herr Oberst würde Ihnen sagen, das sei ein schlechter Soldat, der nach einer einzigen Campagne-Nacht die Ohren hängen ließe."

Paul sah sie einen Augenblick liebevoll lächelnd an, dann aber wandte er den Blick wieder mit fragendem Ernst auf ihre Mutter. „Sie dürfen ruhig sein," sagte diese warm. „Ich habe zwar bisher oft meines Kindes Geduld und Kraft in Anspruch genommen, statt sein Schutz und Stab zu sein; aber ich that es wie unter dem Einfluß eines betäubenden Traumes. Jetzt bin ich erwacht und ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung nichts Besseres sagen, als daß ich meine Anna so liebe, wie sie es verdient."

„Ich danke Ihnen," erwiderte er einfach, aber in so warmem Tone, daß das kleine Wort sein volles Gefühl verrieth. Dann verbeugte er sich tief vor Anna's Mutter, Anna selbst fühlte den Druck seiner heißen Lippen auf ihrer kleinen, braunen Hand, und im nächsten Augenblick war er aus dem Zimmer verschwunden.

XV.

Zwar sorgten die Bewohner von Rauhenhorst im Allgemeinen mit gewissenhafter Ehrfurcht für eine tadellose Heiligung des Sabbaths; jedoch an dem Sonntag-Morgen, welcher der eben beschriebenen Nacht folgte, konnte man sie in dieser Beziehung schwerlich loben. Die großen Ereignisse der letzten Stunden — der neuerdings verübte Einbruch und die Entdeckung und Gefangennahme der Verbrecher — nahmen alle Gemüther zu sehr in Anspruch, um nicht sogar die Gleichgültigsten aufzuregen und die Gesammeltesten zu zerstreuen. Nicht bloß vor dem Rathhause und dem Gerichtsgebäude, sondern auch vor den Kirchthüren standen dichte Gruppen erregter Menschen. Heute betrat fast kein Einziger vor dem letzten Glockenzeichen das Gotteshaus, und im Moment, wo die Messe beendet war, stürzte ein Jeder hinaus in's Freie, als erwarteten ihn draußen wichtige und dringende Angelegenheiten.

Aber nicht müßige Neugier allein verlor heute die Heiligkeit des Sonntages über dem Interesse an einer außergewöhnlichen Begebenheit aus den Augen. Die Spitzen der Behörden selbst fühlten sich durch den Drang der Verhältnisse veranlaßt, die Feier des Tages durch einige geschäftliche Arbeitsstunden zu unterbrechen. Der Herr Landrichter, der nie ohne wichtigen Grund das Hochamt versäumte, hatte heute nach gehörter Frühmesse und hastig eingenommenem Frühstück sofort den Herrn Bürgermeister aufgesucht und sich von ihm einen genauen Bericht über die Ereignisse der letzten Nacht erstatten lassen. Dann hatte er die Herren Nagelmann, Vater und Sohn, zu sich rufen lassen und auch nach Ravenschlag geschickt, um den Herrn Steinwerth sowie den Gärtner und

den Kutscher zu benachrichtigen, daß er sie, weil es heute Sonntag sei, erst auf morgen officiell vorladen werde, daß sie ihm, dem Herrn Landrichter Staring, aber einen persönlichen Gefallen erzeigen würden, wenn sie schon heute eine vorläufige Zeugen-Aussage bei ihm ablegen wollten.

Diese Botschaft des Landrichters veranlaßte natürlich Paul und seine beiden Gefährten von der vorigen Nacht, eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit nach Rauhenhorst aufzubrechen, um so Muße zu finden, den Wunsch des eifrigen Juristen noch vor dem Beginne des Gottesdienstes zu erfüllen. Als sie ihm ihre Erlebnisse mitgetheilt hatten, erfuhren sie von ihm, daß man inzwischen Entdeckungen gemacht hatte, welche ihre eigenen Angaben bestätigten oder vielmehr ergänzten. Der Einbruch war, wie die gestohlenen Waaren es voraussetzen ließen, wirklich bei dem Uhrmacher Timpe ausgeführt worden. Die Verbrecher hatten eine große, auf die Straße mündende Kellerlucke erbrochen und so den Eingang in das Haus bewerkstelligt. Das Tosen des Sturmes hatte den Lärm, welcher durch die gewaltsame Oeffnung des Keller-Einganges entstanden war, den Ohren der Nachbaren sowie auch der beiden Schwestern des Uhrmachers, welche noch dazu in einer nach hinten hinaus gelegenen Oberstube schliefen, unhörbar gemacht. Ebenso war das unvermeidliche Geräusch, welches die Diebe beim Ausräumen des Ladens und der Werthsachen bei aller möglichen Vorsicht doch hervorbringen mußten, von den beiden alten Mädchen für das Knarren und Knacken gehalten worden, welches ein so wüster Wind im Gefolge hat. Der Uhrmacher selbst schlief zwar im Unterhause in der Nähe des Ladens; diese Einrichtung hatte sich aber in Bezug auf die Sicherung der Waaren in Folge der Taubheit des Mannes als nutzlos erwiesen. Vermuthlich hatten die Räuber beim Entwurf ihres Planes auf dieses, in ganz Rauhenhorst bekannte Gebrechen des alten

Timpe gerechnet; indeß schienen sie sich doch auf ein mögliches Erwachen des Hausbesitzers vorbereitet zu haben. Man fand Stricke und Knebel bei ihnen. Der Brahmschmied und sein Sohn trugen jeder eine Negermaske bei sich und das Teufelschmiedchen verschiedene Florschleier von brauner, schwarzer und grüner Farbe. Dieser Fund stellte auch die Identität der Gefangenen mit den Verbrechern fest, welche die Uebelthaten bei dem Schulzen, in der Küsterwohnung und in der Mühle verübt hatten. Der Landrichter beglückwünschte daher Paul mit der Versicherung, ein solcher Fang, wie er diese Nacht gemacht habe, werde in diesem Jahre in „sieben Herren Ländern" wohl nicht wieder vorkommen. Paul erwiderte lächelnd, daß er sich freue, der Stadt und der Umgegend nützlich geworden zu sein, und sprach die Hoffnung aus, daß der unschuldig verdächtigte, bis jetzt noch gefangene Knecht Wilgenkamp nun bald in Freiheit gesetzt werden möge.

„Gewiß, gewiß, das soll geschehen," versicherte Herr Staring. „Es ist ein Unglück für den armen Kerl, daß er Sommersprossen und rothes Haar hat, wie der Brunloo; hätte der Brahmschmied schwarzes Haar, wie sein Vater, das verd . . . . . Teufelschmiedchen, so hätte der Schulze nie auf den Bernd Wilgenkamp gerathen. Aber wenn es Ihnen recht ist, will ich die Brunloos noch ein Mal vorführen lassen. Ja — Sie wissen doch? — die Frau sitzt auch."

„Nein — die Unglückliche! — Ist sie in ihrem Hause verhaftet worden?"

„Jawohl. Wir haben die Thüre öffnen lassen, um Haussuchung zu halten, fanden aber vorerst nichts Verdächtiges, bis wir an eine verschlossene Kammer neben der Hinterstube kamen. Dort lag die Frau geknebelt und gebunden bewußtlos auf dem Bette. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie aus, sie habe ihre Angehörigen von dem in dieser Nacht verübten Diebstahl zurückhalten wollen und gedroht, sie anzu-

geben, wofern sie nicht davon abließen; dafür habe man sie gebunden und geknebelt. Es scheint fast, daß sie nur gezwungen die Hehlerin gemacht hat."

„Ohne Zweifel; ich habe zwar die Frau nur ein Mal gesprochen, aber sie machte mir viel eher den Eindruck eines unglücklichen als eines schlechten Weibes."

Paul fühlte sich von einer eigenthümlichen Empfindung beschlichen, als die Uebelthäter jetzt mit geschlossenen Händen eingeführt wurden. Es war ihm peinlich, daß er es hauptsächlich war, dem diese Menschen den Verlust ihrer Freiheit verdankten. Doch dies Gefühl verflog sofort, als er sie fester in's Auge faßte. Peter stand scheu und gebückt, mit dem Ausdruck jener widerlichen, erheuchelten Demuth, der eine früh verstockte und von Haus aus feige Natur kennzeichnet. Der Brahmschmied grollte finster und verbissen; er rang augenscheinlich mit seinem schwer bekämpften Zorn gegen seine Wächter und seine Richter, aber in seine Wuth mischte sich Angst. Sein Vater aber, das Teufelschmiedchen, das entsetzliche Teufelschmiedchen! Heute, wenn je, verdiente dies unheimliche Wesen den Namen, womit der Volkswitz es brandmarkte. Sein scharf markirtes Gesicht war todtenbleich, die dünnen Lippen fest zusammengepreßt und das schwere, schwarze Haar flatterte wüst und wild um die eckige, mit einer schiefzackigen Furche gezeichnete Stirne. Und über alles flammte finster und frech der böse, haßerfüllte Blick. Keine Reue, keine Angst sprach aus diesem schwarzen, fürchterlichen Auge — nur das Glühen des Hasses, der Durst nach Rache.

„Da sind Herr Steinwerth und die Leute von Ravenschlag," hob der Landrichter an; „ihre Aussage bestätigt alles, was die Herren Nagelmann und die Polizeibeamten angegeben haben. Ihr seht, Brunloo, der ganze Thatbestand ist so zweifellos festgestellt, daß Euch kein Leugnen mehr hilft; Ihr thätet also besser, zu bekennen."

Peter sah furchtsam nach seinem Großvater und starrte, sobald dessen Blick ihn traf, wieder heuchlerisch vor sich nieder; der Brahmschmied aber fing ein halb freches, halb entschuldigendes Gebrumme an über schlechte Zeiten, neidische Nachbaren, keine Arbeit bekommen können und doch leben müssen ꝛc.

Eine Weile hörte sein Vater diesem hündischen Gewinsel zu mit allen Zeichen einer wachsenden Wuth. Er öffnete zähnefletschend die fahlen Lippen, zuckte mit den gefesselten Armen, und seine Brust hob sich keuchend, während aus dem finstern Auge Blitz auf Blitz auf den Brahmschmied schoß.

„Schweig!“ brach er endlich los, „oder der Satan soll dich holen, ver . . . . . . Faselhans! — Was brauchst du ihnen den Gefallen zu thun, zu ihrer Musik zu singen? — Wenn sie alles wissen, brauchen sie dich nicht zu fragen, und wenn sie's nicht wissen, so bist du nicht dazu da, ihnen ein Licht aufzustecken. — Wenn wir je wieder loskommen, und du hast ein Wort gesagt, so sollst du deinen Vater kennen lernen! — Habe ich dir nicht verboten, zu plappern? — Und meinst du, ich könnte dich nicht mehr zum Gehorsam zwingen, weil die heut' ein Mal Ueberwasser haben? — Das Weibsbild hat geschwätzt, und ich stehe dir dafür, daß sie noch ein Mal erfährt, was es zu bedeuten hat, daß ihr Schwiegervater der Teufelschmied heißt. Aber das ist nur ein Weib; wenn aber ihr, du und der Junge, thut, was ich nicht will, so soll mein Namenspatron aus der Hölle selbst euch nicht vor mir schützen.“

Der Landrichter war so bestürzt über den rasenden Ausfall des alten Bösewichts, daß er vergaß, ihm Schweigen zu gebieten. Und jetzt, als das letzte Wort der Lästerung, die er ausgestoßen hatte, noch durch den Raum zitterte, klang ein anderer Ton durch die Luft, tief und klar, voll Ernst und Frieden. Die Feierglocken des Sonntags riefen zum Hauptgottesdienste, und es schien Paul, als ob ihr festlicher Ton

allen Menschen die Klänge des himmlischen Liedes in's Gedächtniß rufen wolle, die allsonntäglich vom Hochaltar ertönen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind". Der Gegensatz dieser heiligen Erinnerung zu dem wüsten Auftritte, dem er eben anwohnte, war ihm unerträglich. Deshalb wandte er sich an den Landrichter mit der Bemerkung, daß er nicht länger verweilen könne, weil die Zeit zum Gottesdienst nahe sei; er werde morgen dem Herrn Richter bereitwillig zu Diensten stehen, bitte aber, ihn für heute zu beurlauben. Wenn kein gesetzliches Hinderniß obwalte, und Herr Staring nichts dagegen habe, so wünsche er im Laufe des Tages der unglücklichen Frau Brunloo in ihrer Gefangenschaft einen Besuch zu machen, weil er glaube, daß sie schwer gelitten habe und eines tröstenden Zuspruches bedürfe. Der Landrichter ging bereitwillig auf dieses menschenfreundliche Gesuch ein, und wenige Minuten später befanden Steinwerth und seine Begleiter sich im Freien, froh, der peinlichen Scene und dem düstern Gerichtssaale entronnen zu sein.

XVI.

Der wilden Sturmnacht war ein Tag gefolgt, so schön, so still und mild, wie solches nur dem Spätsommer in unseren Breitegraden eigen zu sein pflegt. Die Luft voll köstlicher Frische war erfüllt von so goldigem Sonnenglanz, als stände man noch in der Mitte des glühenden Augustmonates, und die schimmerndweißen Wolken, welche langsam, wie zögernd vorüberschwebten, schienen dazu bestimmt zu sein, das tiefe Blau des Himmels um so viel klarer hervorzuheben.

Aus dem alten Hause traten Frau Nagelmann und Paul Steinwerth auf die Schwelle der Gartenthüre hinaus und

Beider Blicke irrten suchend unter den alten Obstbäumen und über die dürftig gepflegten Beete umher. Der Garten schien jedoch verlassen zu sein; keine menschliche Gestalt war zu sehen, und kein Laut regte sich als das scharfe, herbstliche Zwitschern der Rauchschwalben auf dem Schornsteinrande.

„Sie ist nicht hier!“ sagte Paul wie enttäuscht; aber Frau Nagelmann lächelte — es war ein heiteres Lächeln, so fremd sonst ihren ernsten Zügen — und deutete nach dem Hintergrunde des großen Gartens. „Sie wird dort sein, hinter den Haselstauden; es ist die Stelle, welche sie aufzusuchen pflegt, wenn sie ernst oder nachdenklich ist. Gehen Sie zu ihr, Paul, und sagen Sie ihr, daß ihre Mutter Sie schickt.“

Er folgte der angedeuteten Richtung und kam zu einem kleinen Grasfleck am Ende des bebauten Gartengrundes. Ein schmaler, kaum erkennbarer Pfad führte über denselben durch hochaufgeschossene Halme und wucherndes Unkraut in das Gebüsch, und als er es mit einiger Mühe durchschritten hatte, stand er am Eingange zu Anna's seltsamem Schmollwinkelchen. Die Rückwand wurde durch die hohe, fensterlose Mauer eines Nachbarhauses gebildet; sie war bis hoch hinauf mit Epheu überwachsen und bildete so eine schöne grüne Wand. Rechts zog sich das Gebüsch im Halbkreis bis an die Mauer, links war es durch ein dichtes Gewirre von Himbeerstauden und wildem Wein mit derselben verbunden. Die Ranken des letztern sandten ihre dunkelrothen Ausläufer bis über die grüne Wand hinaus und suchten Kopf und Nacken einer Sandstein-Bildsäule des Bacchus zu umspinnen, welche sehr gut ausgeführt und noch ziemlich wohl erhalten auf einem gemauerten Piedestal stand, während ihr zu Füßen eine traurig verstümmelte Flora lag. Vor Alters hatte hier eine Mooshütte gestanden, welche in bessern Zeiten den Bewohnern des Hauses zum Schauplatz kleiner, geselliger Vereinigungen diente; das leichte Material der Wände war längst spurlos verschwunden,

aber die Stützbalken standen noch und trugen das halbrunde Schilfdach, welches, bemoost und stellenweise eingesunken, doch immer noch einen ziemlich wirksamen Schutz gegen Sonne und Regen gewährte. Unter demselben saß Anna auf einer plumpen, roh behauenen Steinbank, ein Buch im Schooße, aber ohne zu lesen, die Hände leicht über den offen liegenden Blättern gefaltet und die Augen nachdenklich auf den Muschelsand zu ihren Füßen geheftet. Sie sah bleich und ernst und ein wenig müde aus, und war so in Nachsinnen verloren, daß sie Paul's Kommen nicht gewahrte. Anfangs versuchte er auch nicht ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Der Ort, wo er sie traf, und die tiefe, beschauliche Ruhe, der sie, die sonst unausgesetzt für Andere thätig war, sich überließ, übten einen eigenthümlichen Zauber auf ihn aus. So verloren und vernachlässigt der grüne Fleck immerhin sein mochte, im Garten eines Krämers oder Handwerkers gab es sicher keinen ähnlichen; und der Ernst und die Stille in Anna's sonst fast immer heitern und bewegten Zügen gab ihr etwas so vornehm Abgeschlossenes, daß er halb mit Entzücken, halb mit schmerzlichem Selbstvorwurf empfand, wie Unrecht er ihr gethan hatte, als er sie gleich einer Unebenbürtigen aus dem Kreise verweisen wollte, in welchem er heimisch war.

Sie selbst brach den Zauber; sei es, daß sie seine Gegenwart empfand, sei es, daß ihr Gedankengang eine veränderte Richtung einschlug, sie bewegte sich und blickte zu ihm auf. Ein schönes, helles Roth färbte ihr Wangen und Stirne; sie wollte aufstehen und ihm entgegeneilen.

Er kam ihr zuvor. Rasch zu ihr tretend, bot er ihr die Hand mit der heitern Anrede: „Dornröschen! Muß man doch wirklich durch Nesseln und Gestrüpp dringen, um zu Ihnen zu gelangen."

Sie legte, munter lachend, ihre Rechte in die seine, erröthete aber auf's neue und erwiderte: „Es ist dies freilich

mein Zauberschloß, wo ich sitze und spinne, nicht an meinem Rocken, sondern an meinen Gedanken; aber es ist kein Ort, um einen geehrten Gast zu empfangen, und ich bitte Sie, mit mir in's Haus zu gehen."

„Vertreiben Sie mich nicht aus Ihrem kleinen Reiche, Anna," bat er; „es ist hier so still und so schön: das heimlichste und eigenthümlichste Boudoir, welches jemals im Besitze einer schönen Dame war."

„Sie werden aber wünschen, Mama zu sehen."

„Ich war bei ihr, und es ist ihre Hand, welche mir den Weg zu Ihnen zeigte. Sie hat mir erlaubt, Ihnen zu sagen, daß ich Sie mit ihrer Zustimmung aufsuche, geliebtes Kind."

Jetzt erröthete sie dunkel und blickte ihn mit einem Erstaunen an, welches an Unwillen streifte. Sie glaubte ihm zürnen zu müssen um der vertraulichen Sprache willen, welche er sich erlaubte; doch war etwas in der Wärme und Innigkeit seines Tones, was sie halb entwaffnete, und als sie jetzt der tiefen Bewegung in seinen Zügen, dem flehenden Ausdrucke seines Auges begegnete, erkannte sie, daß es nicht Selbstüberhebung, sondern sein überwallendes Gefühl war, welches ihm die Worte in den Mund gelegt hatte.

„Mama weiß," erwiderte sie schüchtern, „wie sehr ich mich sehne, Ihnen zu danken, weil ich es gestern in der Gegenwart meines Vaters und Bruders nicht vermochte. Wie glücklich bin ich, daß mir jetzt gestattet ist, es aus ganzem, vollem Herzen zu thun."

„Anna —," er unterbrach sie fast, so hastig sprach er, „nicht deshalb kam ich, nicht um einen Dank in Anspruch zu nehmen, den ich, wie ich wohl weiß, nicht verdiene. Ach — ich kam in einer demüthigern Absicht; denn ich bin mir schmerzlich bewußt, daß das Wenige, was mir zu thun vergönnt war, nicht hinreicht, Ihre Verzeihung erbitten zu dürfen, wenn nicht Ihre Großmuth das Fehlende ersetzt."

Mit liebevoller Freundlichkeit legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte herzlich: „Lassen Sie uns nicht mit einander rechnen; glauben Sie mir aber, wenn es doch geschähe, so fände sich immer ein großer Ueberschuß für Sie. Denn was Sie für uns thaten, ist von unendlichem Werthe für uns Alle.“

Er antwortete nicht, sondern sah schweigend und mit bekümmertem Ernst auf sie nieder. „Sie sind nicht zufrieden mit mir?“ fragte sie beklommen. „Ach, machen Sie mir wenigstens nicht das Recht streitig, Ihnen dankbar zu sein; es würde das Schmerzlichste sein, das mir geschehen könnte.“

„Schmerzlicher noch, Anna,“ fragte er, und seine Stimme nahm wieder jenen tiefen, leise zitternden Ton an, dem nicht leicht ein empfängliches Menschenherz zu widerstehen vermag, „schmerzlicher noch, als die Beleidigungen waren, die mein grausamer Hochmuth Ihnen zufügte?“

Sie war zu einfach und redlich zu dem Versuche, selbst dem theuersten Wesen durch falsche, auf Kosten der Wahrheit geübte Großmuth einen Schmerz zu ersparen; und so erwiderte sie in sanftem Tone aber mit voller Aufrichtigkeit: „Ja, viel schmerzlicher noch; damals vermochte ich einem rücksichtslosen Angriffe eine eben so rücksichtslose Vertheidigung entgegenzusetzen. Wer fühlte wohl den Schmerz einer Wunde in der Hitze des Kampfes? — Jetzt aber haben Sie mich wehrlos gemacht.“

„Wodurch, Anna?“ flüsterte er. „Wodurch?“

„Ich kann mich nicht mehr als Ihre Feindin fühlen, seit Sie der Retter meines Bruders, der Wohlthäter meiner Mutter geworden sind. Sie können Ihre frühere Stellung uns gegenüber unverändert festhalten und haben Sie bereits wieder eingenommen, weil Sie in Ihrem Stolze unsern freilich unfruchtbaren, aber warm empfundenen Dank zurückweisen.“

„O, Anna,“ sagte er tief betrübt, „jetzt thun Sie mir Unrecht.“

„Habe ich Sie verletzt?“

„Nein; das können Sie nicht mehr. Ich habe eine zu tiefe Ueberzeugung von Ihrer Güte, Ihrem Edelmuthe, um jemals eine kränkende Absicht bei Ihnen vorauszusetzen. Sie sehen mich jedoch noch in dem Lichte, in welchem ich Ihnen vermöge meines wahnsinnigen Uebermuthes bisher erschienen sein muß. Sie haben mich aber zur Einsicht gebracht und Sie, Anna, werden wenigstens nie mehr unter meiner thörichten Anmaßung leiden.“

„Ich glaube das,“ sagte sie herzlich und freudig. „Und jetzt also sind wir gute Freunde?“

„Freunde? — Ach, Anna, ich kann mich nicht in die bevorzugte Stellung eines Freundes Ihnen gegenüber finden, so lange Sie mir nicht die Gewißheit geben, daß Sie mir jede Unbill, die Sie von mir erlitten haben, verzeihen.“

Sie lachte hell und heiter mit der ganzen, ursprünglichen Fröhlichkeit ihrer glücklichen Natur. „Das ist es? — Das Wort soll ich förmlich aussprechen? — Etwas von dem alten Eigensinn steckt also doch noch in dem Herrn? . . . Wenn es aber wirklich Ihr Wunsch ist, zu hören, daß ich kein Gedächtniß und viel minder noch ein Zürnen mehr habe für irgend ein bitteres Wort, das mich aus Ihrem Munde traf, so gebe ich Ihnen jetzt diese Versicherung. Und,“ fügte sie mit tiefem Ernst hinzu, „dies ist nicht der Fall allein um des Guten willen, welches Sie uns erzeigten, als viel mehr noch der Ueberzeugung wegen, welche ich gewonnen habe, daß Sie mich selbst und meine Lage jetzt richtiger verstehen und besser würdigen wie bisher.“

„O, Anna, dies gütige Wort! — Ist es möglich, daß ich hoffen darf, Sie könnten Vertrauen zu mir fassen?“

Sie blickte ihn klar und herzlich an, und als sie die tiefe Aufregung wahrnahm, die ihn ergriffen hatte, erwiderte sie mit feuchten Augen lächelnd: „Wußten Sie nicht seit dieser Nacht, daß Sie es besitzen? Ich habe niemals bezweifelt, daß Sie edelherzig und wohlwollend seien, und jetzt habe ich sogar erfahren, daß Sie es selbst gegen Feinde zu sein vermögen."

„Nein, Anna, der Ruhm gebührt mir nicht. — Sie wähnen, ich hätte für Sie gehandelt noch mit einem feindseligen Gefühl in der Brust? — Ach, ich bin besser und schlimmer, als Sie glauben. Es war nicht Großmuth, nicht Menschenfreundlichkeit, was in der vorigen Nacht meine Schritte leitete. Das zärtlichste Mitleid, die qualvollste Angst um Sie erfüllte mich von dem Augenblicke an, als ich Sie am Thore von Ravenschlag sah, und die leidenschaftlichste Liebe hat seitdem jeden meiner Gedanken, alle meine Handlungen gelenkt."

Sie blickte zu ihm auf, so überrascht, ja erschüttert, und mit dem Ausdruck einer solchen Spannung in dem tiefen, dunkeln Auge, als ringe sie mit dem Zweifel, ob sie den Sinn seiner Worte wohl richtig aufgefaßt habe. Und er selbst — er hatte in dem Moment, als er um das Herz der Geliebten warb, all' sein stolzes Selbstgefühl verloren; mit schmerzlichem Zagen erfüllte ihn die Ueberzeugung von seinen geringen Ansprüchen an die Zuneigung des theuern, so vielfach von ihm verletzten Mädchens, und so sehr erbleichend, daß selbst aus der sonst dunkelrothen Lippe der letzte Blutstropfen verschwand, sagte er tief klagend: „Ach — ich habe mich bitter getäuscht; meine Worte haben keine andere Wirkung, als Sie zu erschrecken, und ich hatte gehofft, so inbrünstig gehofft, daß Sie mir erlauben würden, mir Ihre Liebe zu erringen."

Jetzt aber wußte Anna, daß *sie* sich nicht getäuscht hatte, daß in seinen Worten in Wahrheit *der* Sinn enthalten sei,

mit welchem ihr berauschender Klang ihrem Ohr schmeichelte. Ihr lautschlagendes Herz sandte ihr die heißen, rosigen Wellen der Freude bis zu den Wangen und Schläfen empor, und ein so heller Strahl brach aus ihrem Auge, daß er das ganze Antlitz sonnig verklärte. Und getreu ihrer liebevollen, selbstverleugnenden Natur hatte sie, sobald sie die Ursache des Grames, der aus seinen Zügen sprach, erkannte, keine andere Sorge, als ihn zu heben. Ohne Zögern überwand sie ihre mädchenhafte Beklommenheit und sagte wahr und innig: „Meine Liebe zu erringen? — Ach, dessen bedarf es nicht, Paul; Sie besitzen sie voll und ganz.“

„Anna — ist das wahr? — ist das möglich?“ stammelte er; und als er die Antwort in ihrem strahlenden Auge, auf ihrer glühenden Wange las, zog er sie an sich mit einem hellen Jubellaut auf den Lippen, beugte sich über sie und preßte sein heißes Gesicht an ihr kühles, goldiges Haar.

Als er ruhiger geworden war, bog er sich ein wenig von ihr zurück, und wieder ihren Blick suchend, fragte er: „Aber ist es denn möglich, Kind? — möglich, daß du mich liebst — nicht mich hassest, verabscheuest?“

„Ich hatte allerdings die beste Lust dazu,“ erwiderte sie lächelnd; „sogar schon, ehe ich Sie noch gesehen hatte, allein es gelang mir nicht. Meine Gedanken beschäftigten sich bald unablässig mit Ihnen — und ich glaube — ich fürchte, als ich noch wähnte, Ihre erbitterte Feindin zu sein, beherrschten Sie bereits mein einfältiges Herz.“

Er lauschte entzückt und flüsterte: „Und um mir zu beweisen, daß diese Herrschaft sich mehr und mehr befestigt hat, mußt du mir jetzt einen innigen Wunsch gewähren. Nenne mich Du — deinen Paul —, damit ich es vollkommen empfinde, daß jede Schranke zwischen uns hinweggeräumt ist.“

„Paul — mein geliebter Paul; laß uns zu meiner Mutter gehen. Sie wird dich bald lieben, so innig wie mich.“

„Ja, laß uns zu ihr gehen. Sie hält ihren Segen für uns bereit.“

XVII.

Am Abende des nächsten Tages kehrte der Oberst v. Sendenhorst von seiner Reise zurück, und weil es ein Montag-Abend war, fand er nichts Auffallendes darin, daß ihn, außer seiner Frau, seiner Nichte und Paul, auch Anna bei seiner Ankunft im Hofe von Ravenschlag bewillkommnete. Er begrüßte die Frau Oberst mit warmer Herzlichkeit, Cäcilie freundlich, doch ein wenig eilig, und wandte sich dann zu Anna mit dem fröhlichen Ausrufe: „Guten Abend, mein kleiner Deserteur; so kehrst du doch endlich wieder zur Fahne zurück.“

„Ich habe die Ehre, mich gehorsamst zu melden, Herr Oberst,“ lautete Anna's munterer Gegengruß, „und ergebenst zu bemerken, daß ich nicht fahnenflüchtig, sondern mit Urlaub abwesend war.“

Wie fröhlich der alte Herr über ihr heiteres Eingehen auf seinen Scherz lachte. Aber jetzt faßte er sie schärfer in's Auge und rief aus: „Na, Flachsfink, es muß unmenschlich lange her sein, daß ich dich nicht mehr gesehen habe; denn entweder bist du in der Zeit noch ein Stück gewachsen, oder meine Augen spielen mir einen Streich. Nein, in Wahrheit, du siehst größer aus als das letzte Mal bei deinem Hiersein und schöner obendrein. He, Vögelchen, was ist mit dir vorgegangen?“

Anna blickte bittend und erröthend auf Frau v. Sendenhorst, und diese kam ihr freundlich zu Hülfe. „Ich glaube, du hast recht gesehen, lieber Karl,“ nahm sie das Wort. „Man sagt ja, daß die Freude verschönert; und wer hätte wohl mehr Ursache, sich zu freuen, als eine glückliche Braut?“

„Braut? —" fragte der Oberst. „Du willst doch nicht sagen, das Kind hätte sich verlobt? — Und mit wem denn? Sie kennt ja weit und breit keinen Menschen als ihren Vater und mich alten Patron, der noch dazu dein ergebener Ehegemahl ist."

„Sie haben Recht, Onkel," sagte Paul, sich ernsthaft verbeugend, „sofern Sie darauf bestehen, mich nicht zu den Menschen zu rechnen."

„Sie! — Na, es ist doch nicht etwa der erste April?"

„Keineswegs, lieber Freund," versicherte die Frau Oberst; „sie sind wirklich ein Brautpaar."

„Ein Brautpaar! — Mein Flachsfink und dein Herr Neffe? — Ich hätte mir eben so leicht eingebildet, daß mein alter Rabe und das jüngste Goldhähnchen im Busche gemeinsam zu Neste tragen würden, als daß .... Aber, in aller Welt, Flachsfink, wie kommst du dazu? Ich hätte nie geglaubt, daß du irgend eine Inclination für den finstern Herrn hättest, vielmehr dachte ich, daß du ihn — ihn —"

„Daß dies geliebte Kind mich mit gerechtfertigter Abneigung betrachte," ergänzte Paul. „Ich habe leider genug gethan, um ein solches Unglück zu verdienen; aber Anna's klarer Blick und ihr großmüthiges Herz haben sie befähigt, das, was Vorurtheil und mißverstandene Rücksicht für meinen verstorbenen Vater mich fehlen ließen, von dem eigentlichen Kern meines Wesens zu trennen."

Man war in's Haus getreten, die Frau Oberst auf den Arm ihres Gemahls gelehnt, Cäcilie in einsamer Hoheit, und Anna gleich einem heitern Kinde von Paul's Hand geführt. Der alte Herr ließ sich am Theetische nieder und betrachtete, immer noch halb zweifelnd, aber doch schon mit aufkeimender Freude das schöne Paar. „Begreifen kann ein vernünftiger Mensch es nicht," brummte er. „Wenn Sie das Kind nach

seinem Werthe zu schätzen wissen, Herr Neffe, was brauchten Sie es denn herabzusetzen und zu quälen?"

Paul erröthete und erwiderte bittend: „Gehen Sie der Vergangenheit wegen nicht zu scharf mit mir in's Gericht. Verschuldet habe ich es freilich, und ich kann nichts für mich anführen, als daß ich, während ich Anna angriff, eigentlich gegen mich selbst stritt."

„Wunderliche Art, den Hof zu machen," brummte der Oberst wieder. „Ich verstehe es nicht, mein kleiner Recrut, wie es ihm auf diese Weise gelungen ist, dich anzuwerben."

„Ach, Herr Oberst, er hat nichts dergleichen gethan; im Gegentheil, er hat es mir schwer genug gemacht, ihn — ihn liebzugewinnen; aber es ist dennoch geschehen, ihm und mir selbst zum Trotz."

„Wie hat denn aber der Zank ein so plötzliches Ende in Liebe und Eintracht nehmen können?" inquirirte der alte Herr weiter.

Paul und Anna vergaßen über dem Blick glücklichen Einverständnisses, den sie austauschten, ihm zu antworten, und so übernahm Cäcilie es mit den Worten: „Auf die einfachste Weise, mein lieber Onkel; die Herrschaften verständigten sich auf einem mitternächtlichen Spaziergange."

„Dachte ich's doch," rief der Oberst, geärgert sowohl durch den Ton als durch die Worte, worin diese Auskunft gegeben wurde, „dachte ich's doch, als du die Lippen öffnetest, daß ein Stückchen Médisance zum Vorschein kommen würde."

„Nicht doch, Herr Oberst," begütigte Anna; „Fräulein v. Sendenhorst spricht einfach die Wahrheit."

„He, Flachsfink! Du wirst doch nicht sagen wollen, du habest mit dem da um Mitternacht die Ronde gemacht?"

„Etwas Aehnliches ist geschehen, Onkel," sagte Paul. „Anna ist zur Nachtzeit mit mir von hier nach Rauhenhorst gegangen und hat sowohl auf diesem Wege als auch vorher

und nachher so viel Muth, Entschlossenheit und Einsicht bewiesen, daß sie Ihrer militärischen Erziehung alle Ehre macht."

„Und du warst damit einverstanden, Josephine?" fragte der Oberst seine Frau.

„Ich wußte nichts davon," erwiderte diese lächelnd.

„Hast es aber nachträglich sanctionirt; ich sehe schon. Jetzt seid aber so gütig und erzählt mir die Geschichte, so daß ich sie begreifen kann; ihr macht mir ja den Kopf ganz dämlich mit euern Räthseln."

Dieser Aufforderung des alten Herrn wurde bereitwillig Genüge geleistet. Er folgte mit steigender Spannung und sich immer stärker verrathender Rührung Paul's ausführlichem Bericht und fragte schließlich mit bewegter Stimme: „Und Frau Regine — was sagt denn sie zu allem diesem?"

„Sie erweist mir die hohe Ehre," erwiderte Paul ernst, „die Zukunft ihres geliebten Kindes mit Vertrauen in meine Hand zu legen."

„Das ist eine Antwort, die mich in mehrfacher Hinsicht freut," versetzte Anna's alter Freund, „und lassen Sie mich Ihnen sagen, Paul, daß Sie, um dieses kleinen Mädchens willen, auch mir fortan viel näher treten werden. Bis jetzt waren Sie mir eigentlich weiter nichts als der Neffe meiner Frau; weil ich aber zu meinem Flachsfinken so einigermaßen in dem Verhältniß eines Adoptivvaters stehe, werden Sie künftig auch gewissermaßen mein Schwiegersohn, und wehe Ihnen, wenn mein Töchterchen jemals über Sie zu klagen hat."

„Ja, dann in Wahrheit: wehe mir!" bestätigte Paul mit gerührtem Lächeln. „Befürchtest du die Möglichkeit, Anna?"

So sehr geneigt zu muthwilliger Heiterkeit sie sonst auch war, auf diese Frage ihres Verlobten vermochte sie nur durch einen warmen Blick voll zärtlicher Zuversicht zu antworten; als aber ihr väterlicher Freund auf eine mündliche Erwiderung drang, entgegnete sie scherzend: „Mich fürchten sollte

ich, im Besitze eines Verbündeten, wie Sie sind, Herr Oberst? — Gewiß nicht. — Und außerdem gebricht es, wie Sie wissen, Ihrem Zögling auch nicht an der nöthigen Courage, einen Angriff zu pariren oder abzuschlagen."

In der Stadt nahm unterdessen die Untersuchung gegen das Teufelschmiedchen und Genossen ihren Fortgang. Christine hatte jetzt, da der Bann, der bisher ihre Zunge gefesselt hielt, gebrochen, und die Schande der Ihrigen ohne ihr Zuthun bekannt geworden war, ein offenes, umfassendes Geständniß abgelegt. In Folge desselben hatten auch ihr Mann und ihr Sohn aufgehört, ihre Schuld zu leugnen, und sich zu einem, zwar noch nicht vollständigen Bekenntniß bequemt. Auch war der Jude, der ihnen bei frühern Diebstählen als Hehler und Abnehmer ihres Raubes gedient hatte, gefänglich eingezogen worden. Am folgenden Tage wurde Bernd Wilgenkamp, vollständig entlastet von jedem Verdacht der Theilnahme an dem bei dem Schulzen Schlüsing verübten Einbruche, in Freiheit gesetzt, und der Hofbauer nahm ihn, um ihm die unschuldig erlittene Unbill zu vergüten, wieder in seinen Dienst.

Im Laufe der Zeit wurde das Urtheil über Bernhard Brunloo, Arnold Brunloo und Peter Brunloo gesprochen. Sie wurden alle Drei, auch das Teufelschmiedchen, trotz seines consequenten Leugnens, der ihnen zur Last gelegten Verbrechen für schuldig erklärt. Ja, ihn, als das Haupt und die eigentliche Seele des verbrecherischen Familienvereins, traf sogar die härteste Strafe. Er wurde auf so lange Zeit zu schwerem Kerker verurtheilt, daß man bei seinem hohen Alter wohl annehmen durfte, er sei zu lebenslänglichem Gefängniß bestimmt.

Mit verbissenem Ingrimm trat er seine Strafe an und zeigte sich verschlossen und verstockt gegen seine Wächter, bis er in einer finstern Sturmnacht, ähnlich derjenigen, welche Zeugin seines letzten Verbrechens gewesen war, einen ver-

wegenen Fluchtversuch wagte, der aber rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurde. Von da ab schien er noch finsterer und boshafter zu sein als bisher, so daß die Gefängnißbeamten ihn mit eingestandener Furcht betrachteten. Er trug aber seine irdische Strafe nicht mehr lange. Eines Morgens fand man ihn todt in seinen Fesseln, und es blieb unentschieden, ob der alte Körper den tobenden innern Leidenschaften oder einem Selbstmordversuche erlegen war.

Christine wurde in eine Besserungs-Anstalt gebracht und erwarb sich dort durch ihr stilles, pflichtgetreues Betragen und ihren tiefen Gram bald die Zufriedenheit und die Theilnahme ihrer Vorgesetzten. Als sie später entlassen wurde und nach Rauhenhorst zurückkehrte, sorgte Paul dafür, daß es ihr nicht an einem anständigen Lebensunterhalt gebrach. Sie stand auch völlig allein; denn ihr Mann und ihr Sohn waren nach abgebüßter Haft ausgewandert. In einer abgelegenen Kammer in der Nähe des Klosters lebend, wohnte sie fast jedem Gottesdienste der Franciscaner-Väter bei, mit der nie endenden Sorge und Trauer eines treuen Frauen- und Mutterherzens Besserung und Vergebung für die Ihrigen erflehend von dem Mittler, der selbst ein so schweres, ja das schwerste Kreuz für die gefallene Menschheit trug.

Im Spätherbst empfing Cäcilie von ihrem ältern Bruder die Anzeige von seiner nahe bevorstehenden Vermählung; und als ihr der Oberst nun frei stellte, ob sie bei ihm bleiben oder, durch ein anständiges Jahrgeld ihrem Bruder gegenüber unabhängig gestellt, zu diesem gehen wolle, zog sie, die „der Idylle von Ravenschlag“ ohnehin niemals Geschmack abgewonnen hatte, letzteres vor. Es war eine Erleichterung für Alle, daß sie ging; denn sie paßte nicht in den einfachen Kreis, dessen Glieder sie eigentlich ohne Ausnahme geringschätzte, bis auf den jungen Steinwerth, dem sie aber seine Verlobung mit Anna nicht verzieh, und der auch wirklich, in unachtsamer

und sorgloser Weise sie auszeichnend, Hoffnungen in ihr erregt hatte, die mit einer kränkenden Täuschung endeten.

Der Doctor Nagelmann fühlte sich wieder ganz als Haupt einer Honoratioren=Familie, seit auf Veranstaltung seines künftigen Schwiegersohnes sein Haus wieder in wohnlichen Stand gesetzt wurde, eine tüchtige Magd unter den reichlichen Vorräthen in der Küche wirthschaftete und selbst ein Glas Wein auf seiner Tafel nicht mehr fehlte. So empfindlich und leicht verletzt er Fremden gegenüber gewesen sein würde, welche selbst in der wohlwollendsten Absicht den Versuch gewagt hätten, seinen Verlegenheiten abzuhelfen, so bereitwillig und unbefangen nahm er die freigebige Unterstützung Paul's an, seit er ihn, als künftigen Schwiegersohn, zu den Seinen zählte. Er blieb sich stets gleich in seinem sorglosen Egoismus. Sich selbst keinerlei Verpflichtungen zuerkennend, ihre Ausübung aber von Andern unnachsichtlich fordernd, sobald sie sein Behagen bedingten, und alles das vollkommen natürlich findend, was zu seinem Wohlbefinden diente, nahm er gnädig hin, was Paul für ihn that, ohne eine großmüthige Handlungsweise darin zu erkennen oder sich selbst zu einem Danke bewogen zu fühlen. Auch daß Steinwerth seinen Schwager in ein gutes, streng geleitetes Institut brachte, um ihn wo möglich noch zu einem brauchbaren Menschen erziehen zu lassen, nahm er als etwas Selbstverständliches hin. Reiner selbst fühlte eher alles Uebrige als Dankbarkeit für diese ihm erzeigte Wohlthat und würde in offene Rebellion dagegen ausgebrochen sein, wenn ihm das ernste, gehaltene Wesen seines künftigen Schwagers nicht eine unüberwindliche Scheu eingeflößt hätte.

Als der Birnbaum seine Aeste wieder blüthenschwer über die Mauer in die Lüfte streckte und der Fink sein helles Jubellied von einem der höchsten, duftigsten Zweige in die Welt hinaus sandte, hatte das alte Haus, wenn nicht seine ur=

sprüngliche Stattlichkeit, so doch ein ganz sauberes Ansehen wiedergewonnen. Dach und Gesimse, Mauern und Treppenstufen, Thor und Thüren waren ausgebessert worden, und selbst der alte Saal schaute aus hellen Fenstern auf die Straße hinaus. Innerhalb desselben stand die hochzeitliche Tafel bereit. Der noch vor Kurzem so wüste Ort war in ein freundliches Speisezimmer umgewandelt worden, und die ganze Ausstattung des Gemaches, besonders des großen Tisches in der Mitte deutete an, welch ein festliches Mahl hier heute stattfinden sollte.

An der entgegengesetzten Seite des blumenbekränzten Vorsaals befand sich Anna in ihrem kleinen Schlafzimmer. Ihre Mutter war ihr behülflich gewesen, das weiche, glänzende Haar zu ordnen und das Brautkleid anzulegen. Jetzt saß sie vor ihrer einfachen Toilette, während die Hände der gerührten Frau beschäftigt waren, ihr den Brautkranz in den blonden Locken zu befestigen. „So, mein Kind," flüsterte sie, „dein Haar ist so geordnet, wie Paul es liebt, und der Kranz sitzt fest in den dichten Flechten. Welch eine hübsche Braut bist du! Er muß dich lieben, und ich hoffe zu Gott, er wird dich ganz glücklich machen."

„Er thut es schon jetzt, Mama," erwiderte Anna, einen Kuß auf die mütterliche Hand drückend, „und er thut es in der rechten Weise. Er erräth alle meine guten Wünsche und erfüllt sie, ehe noch mir selbst ihre Erfüllung möglich scheint. Sieh, welches Hochzeitsgeschenk er mir gestern Abend, als er sich verabschiedete, in die Hand legte. Es war ein Schreiben dabei, welches mir in lieben Worten die Absicht, die er damit verbindet, erklärte. Ich glaube, sie wird dich eben so sehr erfreuen, liebe Mama, als mich."

„Was ist es denn, mein Töchterchen?"

„Ein Kaufcontract, Mama. Paul hat von dem Grafen von Zaudeck das Gütchen Hilgendorf erworben, welches gleich

links hinter der Ravenschlager Mühle liegt. Wir werden in Zukunft in jedem Winter nur etwa einen Monat in einer großen Stadt zubringen; alle übrige Zeit, welche Paul der Beaufsichtigung seiner andern Güter und seinen sonstigen Geschäften abmüßigen kann, werden wir in Hilgendorf verleben, um dir, liebste Mutter, so wie dem Papa und meinen theuern Freunden in Ravenschlag so nahe als möglich zu sein."

„O, wie dankbar bin ich ihm!" rief die glückliche Mutter. „Ja, er ist ein guter Mensch, der seine Freude aus dem Glücke schöpft, welches er Andern bereitet. Aber hier ist noch ein zweites Geschenk, mein Herz. Die Umhüllung ist von mir — es ist die einzige Mitgift, welche deine Mutter dir zu geben vermag. Als ich während der Ausbesserung des Hauses in den obern Zimmern nachsah, fand ich es auf dem alten Schreibtisch in deinem Sonntagsstübchen stehen. Ich nahm es an mich, und als Paul mir mittheilte, daß er den Schmuck seiner seligen Mutter für dich habe neu fassen lassen, bat ich ihn, denselben in dieses Kästchen zu legen, damit du ein Andenken an deine Großmutter und an die Mutter deines künftigen Gemahls zugleich empfingest. Du weißt, ich habe dir mehrmals erzählt, daß dieser kleine Behälter von Vieux-Moule einst den Schmuck deiner Großmama enthielt."

Tief bewegt nahm Anna das wohlbekannte Kästchen, welches sie seit einiger Zeit vermißt hatte, aus der Hand ihrer Mutter. Als sie es öffnete und ihr Blick auf die schimmernden Edelsteine fiel, die ihr aus dem schwarzen Sammt im Innern entgegenfunkelten, erinnerte sie sich gerührt, wie sie vor kaum einem Jahre noch die bloße Möglichkeit bezweifelt hatte, daß dies Erbstück, so lange es in ihrem Besitze sei, jemals seiner ursprünglichen Bestimmung würde zurückgegeben werden. Sie erzählte ihrer Mutter, was sie damals gedacht und wie ernst, aber doch entschlossen sie in die Zukunft gesehen hatte. „Und jetzt," flüsterte sie unter Thränen

der Freude, „reicht mir deine treue Hand das schöne, alte Familienstück. Du sagst, es solle mein Schmuckkästchen sein; und Paul hat den Schmuck hineingelegt, der mir doppelt werth ist, weil er zugleich von ihm und von seiner guten Mutter kommt. Und sieh', Mama," fügte sie, ihre angeborene Heiterkeit wieder gewinnend, hinzu: „auch den Fächer meiner Großmutter kann ich jetzt gebrauchen; Aschenbrödels braunes Patschchen hat sich im Laufe des Winters gebleicht."

Eine Stunde später kniete Paul Steinwerth in tiefem Entzücken, voll stolzer Zärtlichkeit neben seiner blühenden Braut vor dem Altare. Sie blickte auf ihn voll Innigkeit, Liebe und Vertrauen, und nicht der leiseste Zweifel an dem Glücke ihrer Zukunft trübte ihr die Seligkeit des gegenwärtigen Augenblickes.

Als nach aufgehobener Tafel der Wagen vorfuhr, mit welchem das junge Paar die Reise nach Paul's Gütern und nach der Heimath Regine Ottmar's antreten sollte, waren die neuen Eheleute verschwunden. Sie saßen auf der Steinbank in Anna's grünem Boudoir, und, an ihren jungen Gemahl geschmiegt, flüsterte sie: „Du machst mich so reich, Geliebter, so überschwenglich reich in jeder Beziehung, und ich habe nichts für dich, als mein schlichtes, kleines Selbst. Dennoch ist es mir vergönnt, ein Andenken an diese Stunde in deine Hand zu legen, welches dir lieb sein wird. Du klagtest mir, daß du von deinem Vater nur ein Bild besitzest, welches noch dazu schmerzliche Erinnerungen in dir erwecke, weil es gemalt sei, als er bereits an seiner letzten Krankheit litt. Sieh', ich kann dir ein anderes geben, welches ihn in der vollen Kraft und Schönheit seiner Jugend darstellt; und gewiß ist das edele Gesicht treu wiedergegeben; denn es trägt deine geliebten Züge."

Mit einem Laut des Entzückens empfing er das schöne Jugendbild seines Vaters aus Anna's Hand. Sie hatte die

Inschrift auf der Rückseite des Medaillons entfernt, um keine peinliche Empfindung in Paul's Seele hervorzurufen, und sie durch eine Locke ihres schönen Haares ersetzt. Mit tiefer Rührung betrachtete er das ernste, stolze Gesicht des Mannes, der ihm stets als das Muster edeler Männlichkeit erschienen war, und versicherte der lieblichen Geberin, er wisse nicht, wofür er ihr wärmer danken solle, für die Gabe selbst oder für die Art und die Stunde, in welcher sie ihm dieselbe eben an dieser Stätte geschenkt habe, welche die früheste Zeugin seines Glückes gewesen sei.

Dann kam der Abschied von den Eltern und den Ravenschlager Freunden. Herr Nagelmann war sehr höflich und redselig; die Wirkung des Weines unterstützte die der Freude bei dem guten, schwachen Manne. Die Frau Oberst war mütterlich gerührt, und Anna's Mutter schloß ihr Kind fest an's Herz und versicherte, daß die Thränen, deren sie sich nicht erwehren konnte, Thränen der reinsten Freude seien. Auch dem Obersten wurden die Augen feucht; aber der tapfere alte Herr liebte weichliches Wesen weder bei sich noch bei Andern. Er löste seinen Liebling sachte aus den Armen der Mutter und rief: „Du hast es nicht anders gewollt, Flachsfink; du wünschtest ja dein eigenes Nestchen zu bauen. Nun mußt du auch muthig den Flug in's Freie nehmen und nicht die Flügel hängen lassen.“

„Zu Befehl, mein Oberst,“ erwiderte Anna, sich lächelnd aufrichtend, obgleich ihr die hellen Tropfen an den Wimpern hingen. „Stets wird Ihr kleiner Recrut darauf bedacht bleiben, Ihre Lehren zu befolgen, und weil die erste Ihrer Regeln lautet: »Fest beschlossen und schnell vollführt!« will ich ohne Säumen den Weg antreten, der mich nur scheinbar von Ihnen Allen trennt; denn er führt uns bald zu Ihnen zurück.“

Sie küßte ihren Vater und Frau v. Sendenhorst, schmiegte sich noch ein Mal an ihre Mutter und schlang dann die Arme um den Nacken des Obersten. „Mein gütiger, väterlicher Freund, Ihnen und Tante Josephine vertraue ich meine Sorge für Mama. — Paul, hörst du, wie der Fink jubelt? — Er wünscht seiner Namensschwester Glück und du wirst seinen Wunsch erfüllen."

An der Balkenfurth.

I.

Wo die Grenzen der Rheinprovinz und Westfalens sich berühren, liegt ein umfangreicher Strich Boden, der so sehr der landwirthschaftlichen Reize entbehrt, durch welche diese beiden Provinzen an andern Stellen sich auszeichnen, daß man ihn wohl als eine der am wenigsten anziehenden Gegenden Deutschlands bezeichnen kann. Vor vielen Jahren durfte auch dieser Fleck Erde sich einer großen Schönheit rühmen. Prachtvolle Wälder, von deren früherm Dasein nur einige dürftige Ueberbleibsel und die noch vorhandenen Namen gegenwärtig noch Zeugniß geben, bedeckten weithin das Gelände, auf welchem jetzt öde, mit Wachholder und Haidekraut bestandene Strecken mit dürftigen Aeckern und armseligen Weiden abwechseln.

Durch diesen Landstrich zieht ein ziemlich breiter Fluß seine ruhige Bahn. Sein Wasserreichthum ist nicht gerade bedeutend, aber auch nicht dem starken Wechsel vom reißenden Strome zum versiechenden Bache unterworfen, dem mancher Gebirgsfluß von gleicher Länge und Ausdehnung unterliegt. Und so trägt er denn, wenn nicht der Frost seine ruhigen Wellen vollends erstarren läßt, eine Anzahl kleiner Segelboote

auf seinem Rücken, die gemächlich hin und her fahren, um den geringen Handelsverkehr der kleinen, die Ufer säumenden Städte und Dörfer zu vermitteln.

Als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Wälder abgetrieben wurden, verschiffte man das Holz derselben großentheils nach Holland, wo es zum Schiffbau benutzt wurde. Eine große Anzahl der gefällten Eichen und Tannen wurde deshalb nach einer bequemen Stelle am Ufer des Flusses, etwa vier Meilen von seiner Mündung in den Rhein, gebracht und dort in das Flußbett hinabgelassen. Der Ort, wohin man die mächtigen Stämme fuhr, um sie zu Flößen zu verbinden, hieß die Balkenfurth. Seit Menschengedenken war nun freilich kein Baum mehr dahin gebracht, kein Floß dort zusammengesetzt worden; aber der Name lebte fort, wenn auch nur Wenige seiner Bedeutung sich bewußt waren. Er bezeichnete sogar außer der Stätte, deren früherer Bestimmung er seinen Ursprung verdankte, einen alten, einen Büchsenschuß weiter flußabwärts gelegenen Edelsitz. Daß aber diese, ohne Zweifel mehrere Jahrhunderte alte Besitzung den Namen „An der Balkenfurth" trug, deutete darauf hin, daß von je her, auch ehe man mit der völligen Ausrottung der Wälder begonnen hatte, hier ein Holzlagerplatz gewesen sein mußte.

Eine ähnliche Benennung bezeichnete ein anderes Haus, welches einige hundert Schritte oberhalb des alten Holzplatzes am Flusse lag. Es hieß „An der Balkenfähre", und die beiden leichten Nachen, die vor dem Hause am Rande eines schmalen Rasenstückes, an starken Pflöcken befestigt auf dem Wasser schaukelten, deuteten an, daß seine Bewohner ihrer ursprünglichen Beschäftigung immer noch oblagen. Wohlhabend schienen sie dabei nicht geworden zu sein. Das kleine Haus sah kümmerlich und halb verfallen aus; die dazu gehörigen Felder waren schlecht bebaut, und auf dem dürftigen

Weideplatze wuchsen mehr Disteln und Schachtelhalme als Gräser. Nur der kleine Garten neben der Hütte ließ auf eine pflegende Hand schließen, die sich seiner fleißig annahm. Die grüne, lebendige Hecke, welche ihn einschloß, war glatt und dicht; die Pflanzen und Kräuter innerhalb derselben wuchsen und gediehen; einige junge Obstbäume waren sorgfältig an Stützen gebunden, und ein Rosenstrauch so wie einige Aglei- und Goldlack-Pflanzen zeugten dafür, daß in dieser ärmlichen Umgebung nicht aller Sinn für die unschuldige Freude am Schönen erstorben war.

Das Haus „An der Balkenfurth" war freilich ein viel anspruchsvolleres Bauwerk wie das an der Fähre; aber es gab doch einen Punkt, wo es eine nicht zu leugnende Aehnlichkeit mit diesem hatte. War es durch sein Alter ehrwürdig, so war es auch durch dasselbe dem Verfalle näher gekommen, als für die Stattlichkeit seines Aussehens und für die Behaglichkeit seiner Bewohner wünschenswerth war. Die Herren des Hauses an der Balkenfurth hatten durch Unglücksfälle, Verschwendungssucht, Erbschafts-Theilungen und ähnliche Vorkommnisse allmälig den größten Theil ihrer einst sehr umfangreichen Ländereien eingebüßt, und bei dem Kampfe um den Wald, der in dieser Gegend wüthete, hatten sie in erster Linie mitgefochten.

So war denn endlich von dem großen Aerar und von den herrlichen Forsten nur ein sehr bescheidenes Besitzthum übrig geblieben — das alte Haus, etwa fünfhundert Morgen Ackerland und Weiden von mittelmäßiger Güte, und der sogenannte Dunkelwald, ein Strich Boden von ungefähr dreißig Morgen, auf dem eine Anzahl schlecht gedeihender Eichen ihr kränkelndes Dasein fristeten. Die ganze Besitzung mochte einen jährlichen Reinertrag von tausend Thalern gewähren.

Von diesem Ertrage und seiner kaum höher reichenden Pension lebte der zeitige Eigenthümer, der Oberstlieutenant

a. D. von Wolffshagen, mit der bequemen Sorglosigkeit eines Mannes, dessen Bedürfnisse und Wünsche mit seinem Einkommen im Gleichgewichte sind. Seine Frau war vor Jahren gestorben; seine beiden ältesten Söhne, Offiziere gleich ihm, lebten in ihren fernen Garnisonen; seine beiden Töchter waren an zwei in Posen und Schlesien wohnende Edelleute verheirathet und somit gleichfalls weit von dem Vater getrennt.

Sein Alter war jedoch nicht ganz einsam. Das alte Haus an der Balkenfurth beherbergte seit Jahren schon einen jungen Gast, die Enkelin des Oberstlieutenants, Beatrix v. Wolffshagen, das einzige, verwaiste Kind seines frühverstorbenen jüngsten Sohnes. Nur widerwillig hatte er das verlassene Wesen, das die Mutter früher noch als den Vater verloren hatte, bei sich aufgenommen; wie eine unerquickliche Last hatte er lange Zeit die Anwesenheit des harmlosen Geschöpfes empfunden, aber endlich sich unvermerkt an dessen Nähe gewöhnt. Jetzt war der Oberstlieutenant dahin gelangt, das arme Kind, sich selbst zum Trotze, mit einer Art rauher Zärtlichkeit zu lieben; aber er gestand sich dies Gefühl nicht ein, sondern überredete sich beharrlich, daß das Kind ihm noch eben so widerwärtig sei, wie am Tage seiner Ankunft an der Balkenfurth. Er hielt es auch für seine Pflicht, seine Enkelin mit Abneigung zu betrachten. Die Heirath seines Sohnes war „eine Mésalliance von der schlimmsten Sorte" gewesen. Die Mutter der armen Beatrix war Chorsängerin an der Bühne der Garnisonstadt, wohin Fritz von Wolffshagen versetzt wurde, nachdem er sich kaum die Lieutenants-Epaulettes erworben hatte. Die Verbindung des jungen Offiziers mit der obscuren und gänzlich mittellosen Schauspielerin nöthigte ihn, seinen Abschied zu nehmen. Der Vater gerieth in Wuth über das doppelte Verbrechen seines Lieblingssohnes, der eine so „infame" Heirath schloß und sich damit zugleich seine Carrière verdarb. Er sprach den härtesten

Fluch über ihn aus und zog ganz und für immer seine Hand von ihm ab.

Die Folgen dieser Ereignisse stellten sich bald ein. Fritz von Wolffshagen und seine Frau fanden sich schon in den ersten Monaten ihrer Ehe in allerlei Verlegenheiten verwickelt, und als nach Jahresfrist ihnen ein Töchterchen geboren wurde, kämpften sie bereits mit der äußersten Noth. Die junge Frau war eine milde, liebenswürdige Natur, großer Liebe, großer Aufopferung fähig, aber nicht im Stande, ernstliche Schwierigkeiten zu überwinden. Nach einem zweiten Jahre erlag sie eben so sehr dem Schmerze, das Unglück ihres Gatten herbeigeführt zu haben, als dem bittern Mangel, dem ihr beklagenswerther Lebensgefährte, fast verzweifelnd über ihre Leiden, vergebens abzuhelfen sich mühte. Als er sie dann verloren hatte, entsank ihm auch der letzte Rest von Muth, mit welchem er bis dahin gegen sein selbstbereitetes Schicksal angekämpft hatte, und sich selbst aufgebend, siechte er langsam dem Tode entgegen. Es ist unberechenbar, in welches entsetzliche Elend er noch gerathen sein möchte, wenn nicht die Schwester seiner verstorbenen Frau sich seiner angenommen hätte.

Rosalie Bindflügel war eben so schön und gutherzig wie die arme Doris gewesen, aber viel leichtern Sinnes als sie. Dennoch wußte sie ihren Vortheil besser wahrzunehmen als ihre Schwester, und als auch sie sich verheirathete, machte sie eine sogenannte solide Partie: sie reichte einem wohlhabenden Gastwirthe in einer lebhaften kleinen Stadt ihre Hand. Sobald sie die Nachricht von dem Tode ihrer Schwester und der Krankheit ihres Schwagers erhielt, drang sie in ihren Mann, Fritz von Wolffshagen und sein verwaistes Töchterchen bei sich aufzunehmen. Er that ihr den Willen, und Beide pflegten den unglücklichen Kranken treu und liebevoll, bis die Stunde der Erlösung für ihn schlug. Jetzt aber bestand der ehrliche Gastwirth, der selbst bereits im Besitze

zweier Kinder war, und dessen Wirthschaft unter Rosaliens Leitung nicht eben sehr gedieh, darauf, das Töchterchen seines Schwagers dem nächsten Verwandten desselben, dem Oberstlieutenant von Wolffshagen, zu übergeben. Seine Frau mußte sich fügen und ihre kleine Nichte in das Haus ihres Großvaters bringen. Der Empfang war nicht geeignet, Hoffnungen für das Glück der kleinen Beatrix zu erwecken; aber die Tante vermochte weiter nichts zu thun, als das Kind der Sorge der Haushälterin dringend an's Herz zu legen. Trinette war jedoch fast eben so unfreundlich als der Herr Oberstlieutenant selbst; und so trennte sich endlich Rosalie mit weinenden Augen und bekümmertem Gemüthe von ihrem bisherigen Schützling.

Vierzehn Jahre sind seit dem Tage verflossen, da die Frau des Gastwirths in ihrem Einspänner durch das hallende Thor die Balkenfurth verließ. Die größte Schönheit des alten Edelsitzes, eine Doppelreihe uralter Linden, die zwischen den sich bis fast an das Haus erstreckenden Frucht- und Kartoffelfeldern hindurch auf das Thor zuführt, prangt heute wie damals im Schmucke zahlloser, duftender Blüthen. In den Kronen summt ein dichter Bienenschwarm. Auf der Ebene brütet die Hitze des Sommer-Nachmittags, und der Fluß, der links von jenseits des Kornfeldes herüberschimmert, trägt goldglühende Lichter auf seinen Wellen. Die siebenzehnjährige Beatrix, die im einfachen, dunkeln Kattunkleide und bescheidenen Strohhute von dem schattenlosen Feldwege aus die kühlere Avenue betritt, athmet tief auf und hebt die Augen fröhlich leuchtend zu dem Laubdache empor, das sich hoch und weit über ihr wölbt.

Ihre Augen, ach, es sind dieselben Augen, die einst ihren unglücklichen Vater bestrickten: unaussprechlich sanfte, braune Sterne, ruhend im reinsten Weiß, welches im Lichte leuchtet, wie das Licht selbst, und im Schatten einen wundermilden

bläulichen Ton annimmt. Sonst ist keine besondere Schönheit an dem jungen Mädchen zu rühmen. Das Näschen, übrigens nicht übel geformt, strebt etwas zu sehr in die Luft hinauf, die Wange ist zu rund, das Kinn ebenfalls. Dabei ist der Teint verwahrlost, das reiche, dunkele Haar unvortheilhaft geordnet, und Gestalt und Glieder sind eckig in Form und Bewegung.

Beatrix war, immer noch die Blicke zu den Wipfeln über ihr erhoben, etwa hundert Schritte unter den Bäumen weiter gegangen, als ein lauter Zuruf ihr Ohr traf und sie leicht zusammenschrecken ließ.

„Nun, wenn bei dir nicht Hochmuth vor dem Falle kommt," lautete die an sie gerichtete, tadelnde Anrede, „so geht es dir besser, als du verdienst! Du trägst ja die Nase so hoch, daß du von Gottes Erdboden auch nicht ein Sandkorn sehen kannst."

Der Sprechende kam dem jungen Mädchen vom Thore her entgegen. Er war ein hoher Sechsziger; aber noch trug er sich stramm aufrecht, noch waren seine Bewegungen rasch, und noch bedeckte das kurzgeschnittene graue Haar ganz dicht den kräftigen Kopf. Es stand vortrefflich zu der frischen, röthlichen Farbe des Gesichts. Die Züge desselben hatten einen strengen Ausdruck, der bisweilen durch einen guten Blick des sehr hellen, blauen Auges gemildert wurde. Dieser gütige Blick zeigte sich aber nur selten und rasch vorübergehend. Der Mann erschien um mehrere Jahre jünger als er war, und man hätte glauben sollen, er sei noch jetzt zum Waffendienste tauglich. Vielleicht war diese Annahme keine Täuschung. Er hatte, einige Zeit nachdem er zum Range eines Majors befördert worden war, seinen Abschied gefordert und sich auf sein Haus an der Balkenfurth zurückgezogen. Diejenigen, welche ihn genauer kannten, glaubten seine Scham

und seinen Aerger über die fatale Heirath seines Sohnes als die Ursache dieses Entschlusses bezeichnen zu können.

Beatrix beschleunigte ihren Schritt und sagte mit einer Stimme, deren weicher, voller Klang sowohl als ihr ausdrucksvolles Heben und Sinken ihren einfachen Worten etwas unwiderstehlich Anziehendes verlieh: „Nicht doch, Großvater, ich falle nicht. Der Weg ist so eben, und ich kenne ihn so genau, daß ich auch ohne die Hülfe meiner Augen ganz sicher gehe.“

„Wo warst du denn wieder, kleine Kröte? Ich suche dich seit fast einer halben Stunde.“

„Sind Sie schon so lange wach?“ fragte Beatrix, etwas erschrocken.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage,“ erwiderte der Oberstlieutenant verdrießlich. „Wo triebst du dich nur umher?“

„Ich war an der Balkenfähre, Großvater.“

„Ohne Zweifel; ich hätte das an dem Korbe sehen können, mit dem du dich schleppst.“

„Es ist bloß ein leichtes Körbchen, Großvater, und Sie haben mir ja erlaubt, der kranken Madelene täglich etwas Essen zu schicken.“

„Freilich — zu schicken,“ versetzte der alte Herr grämlich; „nicht aber selbst hinzulaufen mitten im Sonnenbrand, und überdies zu einer Zeit, wann ich selbst dich brauche.“

„Ich hatte heute Niemanden, den ich schicken konnte,“ bemerkte Beatrix entschuldigend. „Die Mägde sind am Heumachen, und Trinette — Sie wissen, Großvater —“

„Jawohl!“ rief er, ärgerlich lachend. „Trinette, des Herrn v. Wolffshagen Wirthschafterin, dünkt sich zu vornehm, um mit einem Korbe am Arme über Land zu laufen, während Beatrix, seine Enkelin, Gott weiß welchen Plunder durch die ganze Welt schleppen würde, ohne zu glauben, daß sie eine Unschicklichkeit begehe. Das Gefühl für Derartiges wird dem

Menschen eben angeboren, und wem's nicht in die Wiege mitgegeben wurde, der lernt es auch in seinem Leben nicht."

Sie hatten den von einem zackigen Giebel überragten Thorbau erreicht, der die äußerste Ecke des Gebäudes bildete. Das Thor führte in einen Hof, den rechts eine alte, zerbröckelnde Mauer, links ein dem Hauptgebäude im rechten Winkel angefügter, demselben an Höhe und Ausdehnung ganz gleicher Flügel, und dem Hauptgebäude gegenüber eine Reihe baufälliger Stallungen und Remisen abschlossen. In dem Winkel, welcher durch die beiden Flügel des Wohnhauses gebildet wurde, führte eine plumpe Steintreppe zu einem breiten, schwerfällig verzierten Portal hinauf. Die Fenster des hochliegenden Erdgeschosses sowohl als die des obern Stockwerkes hatten schwere, schmucklose Einfassungen von grauem Sandstein, und breite Platten aus demselben Material bildeten den obern Rand der zahlreichen hohen Essen, welche in höchst willkürlicher Anordnung aus den Dächern emporragten. Die rothen Ziegel der Mauern hatten die unbestimmte Färbung hohen Alters angenommen, und die Fensterscheiben schillerten in der bunten Trübung, welchen ein vieljähriger Wechsel von kühlem Thau und heißem Sonnenschein auf dem Glase hervorbringt.

Der Oberst, so nannten die meisten seiner Bekannten, theils aus Höflichkeit, theils aus Bequemlichkeit, den Oberstlieutenant v. Wolffshagen, begab sich in's Wohnzimmer, während Beatrix sich nach der Küche wandte, um ihm den Nachmittagskaffee zu bereiten. Als sie ihn brachte, fand sie den alten Herrn rauchend in seinem tiefen, lederüberzogenen Sessel am Fenster. Sie nahm ihm gegenüber an dem kleinen Eichentische Platz und beschäftigte sich eifrig mit einer Näharbeit. Von dem sanften, jungen Gesichte war der Ausdruck harmlosen Frohsinnes, der es verschönerte, als sie allein unter den Bäumen hinschritt, verschwunden, um einem Gepräge ängstlicher Beklommenheit Platz zu machen. Der Großvater

war unzufrieden, und die Enkelin sah einer Reihe peinlicher Stunden entgegen.

Der Oberst blickte aus dem Fenster, blickte auf den Tisch, sah in der Stube umher, und sah aus, als suche er nach einem Anlasse, zu tadeln. Vergebens; in dem niedrigen, geräumigen Zimmer herrschte die größte Ordnung und Sauberkeit. Jeder Stuhl, jedes Buch, jedes Geräthe fand sich am Platze; die alten Kupferstiche hingen schnurgrade an den Wänden, und selbst auf den krausen Figuren des in Holz geschnitzten Kamins war kein Stäubchen zu entdecken. Aber der Oberst wußte sich zu helfen. „Was nähst du denn da?“ fragte er so laut und so rauh, daß Beatrix wieder leicht zusammenfuhr.

„Eine Joppe für mich,“ erwiderte sie, von dem bescheidenen grauen Stoffe in ihren Händen schüchtern aufblickend.

„Du thätest besser, an meinen Faltenhemden zu arbeiten, statt die Zeit mit dem Lappen da zu verderben.“

„Sie sind fertig, Großvater.“

„So? — Weshalb werden sie denn nicht gewaschen, damit ich sie tragen kann?“

„Es ist schon geschehen, Großvater; sie liegen auf der Bleiche.“

Es verbesserte die Laune des Oberstlieutenants keineswegs, daß seine Enkelin die Vorwürfe, die er ihr machte, zu entkräften wußte, indem sie ihm die Grundlosigkeit derselben sanft und freundlich bewies. Er war heute, was Trinette „quer“ nannte, und so lasteten die Stunden, die das junge Mädchen mit dem reizbaren Manne verlebte, schwer auf ihr. Endlich schlug die alte Pendule auf dem Kamine fünf; der Großvater nahm Mütze und Handschuhe, und Beatrix legte ihre Arbeit zusammen, um auch hinaus zu gehen.

„Wohin willst du?“ fragte er rauh. „Du brauchst mich nicht zu begleiten; ich habe dich nicht dazu aufgefordert.“

Beatrix hatte allerdings die Absicht gehabt, mit ihm zu gehen; denn es war feststehender Brauch, daß sie ihm auf seinem Abendgange Gesellschaft leistete. Sie erröthete dunkel, als sie sich so unfreundlich zurückgewiesen sah, sagte aber schnell gefaßt: „Ich will in den Garten gehen, um Salat und Spargel zu schneiden, Großvater, wenn Sie nicht einen andern Auftrag für mich haben.“

„Ich verlange nichts von dir; mache nur, daß du an die Arbeit kommst.“ Damit stampfte er zum Zimmer und zum Thore hinaus, während Beatrix durch eine Thüre des Seitenflügels in's Freie trat. Zwischen diesem Seitenflügel und einem schmalen, dicht am Flusse liegenden Streifen Weideland dehnte sich der Hausgarten aus, umgeben von dichten Buchenhecken, von wenigen geraden Pfaden durchschnitten und fast ganz zum Gemüsebau benutzt. So reizlos dieser Garten in fremden Augen sein mochte, für Beatrix war er ein Schatz, reich an stillen Freuden, wenn sie ruhigen Gemüthes, und eine einsame, friedliche Stätte, wo sie Trost fand, wenn sie angefochten war. In der einen Ecke des schmucklosen Grundstückes befand sich eine Fliederlaube, in der entgegengesetzten stand eine Gruppe alter Obstbäume; und weil in ihrem Schatten doch nicht viel gedeihen konnte, hatte der Oberstlieutenant erlaubt, hier einige Blumenbeete anzulegen und eine Gartenbank aufzustellen. Unmittelbar vor derselben war eine nur durch ein leichtes Gitterthor ausgefüllte Lücke in der Buchenwand. Den Blick durch diese Oeffnung in der Hecke, der wie in einem grünen Rahmen die Wiese, den Fluß und das höher liegende, etwas zerklüftete jenseitige Ufer zeigte, liebte Beatrix, wie ein Gebirgsbewohner die Aussicht in sein schönes heimathliches Thal.

Sie wagte jetzt nicht, sich zu stillem Nachdenken auf ihrem Lieblingssitze niederzulassen, sondern nahm ohne Aufschub ihre Arbeit vor. Wie emsig sie sich aber beschäftigen mochte, sie

konnte ihrer trüben Stimmung nicht Herr werden. Der Gedanke: „Wenn meine lieben Eltern lebten, würde ich weniger Härte erfahren, würde auch mir eine frohe Jugend zu Theil werden!“ wollte sich nicht abweisen lassen und überwältigte sie endlich so sehr, daß aus den braunen Augen Thräne um Thräne auf die grünen Kräuter fiel, über welche sie sich bückte.

Eine leichte Hand legte sich auf ihre Schulter und eine sanfte, freundliche Stimme sagte: „Kind, begießest du so die Gartenbeete? Das ist kein befruchtender Regen, — und wäre er es, ich möchte kein Blättchen genießen, das ihm sein Wachsthum verdankte.“

„Frau Director, liebe Frau Director!“ rief Beatrix erröthend, halb aus Freude, halb aus Scham über die vergossenen Thränen, „verzeihen Sie mir, daß ich Ihr Kommen nicht bemerkte. Ich war so in Gedanken, daß ich Ihren Schritt überhört habe.“

„Und traurige Gedanken müssen es gewesen sein, denn du weintest bitterlich, Kind. Darf ich nicht erfahren, was dir geschehen ist?“

„Ach, es ist nichts Besonderes. Großvater war ein wenig unzufrieden mit mir, und bei solchen Anlässen denke ich immer mit schmerzlicher Sehnsucht an meine todten Eltern. Ich weiß es wohl, auch sie würden manches an mir tadeln müssen; aber ich glaube, daß ein Verweis aus ihrem Munde mich zwar betrüben, aber nicht so peinlich berühren würde, als die Vorwürfe meines Großvaters. So sehr ich mich bemühe, sie nicht mehr zu verdienen, wiederholen sie sich immer auf's neue.“

Die hübsche, stattliche Frau, die das junge Mädchen so liebevoll angeredet hatte, unterdrückte einen Seufzer, erwiderte aber in leichtem Tone: „Ach was, Kindchen, du mußt das nicht so schwer nehmen. Herr v. Wolffshagen ist ein alter Herr, der sich hier draußen auf seinem einsamen Landsitze manchmal etwas langweilt. Dann legt ein früherer Offizier

auch nicht jedes Wort auf die Waagschale, und weil er nicht gerade seinen Burschen zur Hand hat, um an ihm seine Ungeduld auszulassen, bedarf er sonst eines Blitzableiters. Er denkt sich gewiß nichts dabei, wenn er als solchen gelegentlich auch sein eigenes, liebes Töchterchen benutzt."

„Sein liebes Töchterchen?" wiederholte Beatrix mit einem betrübten Lächeln und leisen Kopfschütteln. „Nein, mein Großvater liebt mich nicht. Sehen Sie mich nicht so erschrocken an, meine gütige, mütterliche Freundin: es ist immer gut, die Wahrheit zu kennen. Großvater war mein Ernährer und Erzieher von meiner frühesten Kindheit an, und jetzt ist er mein einziger Beschützer. Er hat voll Treue und Gewissenhaftigkeit alle Pflichten eines Vaters gegen mich erfüllt, und ich bin ihm aus ganzem Herzen dankbar dafür. Er ist mir theuer, denn wen — Sie allein, Frau Director, ausgenommen — wen könnte ich lieben, außer ihm? Seine Liebe aber habe ich, trotz aller Mühe, mir nicht erwerben können."

„So fest du dir das einredest, du irrst dennoch, mein liebes Kind," sagte die Dame mit ruhiger Ueberzeugung, indem sie sich an der Seite des jungen Mädchens auf der Gartenbank niederließ. „Folge meinem Rathe: trage in Geduld seine kleinen Eigenheiten, harre fest aus in redlicher Pflichterfüllung, und beruhige dein Gemüth mit dem Bewußtsein, seiner Liebe nicht unwürdig zu sein. Glaube mir, du wirst einst klar erkennen, daß sie dir nicht fehlt."

Die beiden Damen brachten noch einige Zeit in vertrauter Unterhaltung miteinander im Garten zu und begaben sich dann in das Haus. Kaum waren sie im Wohnzimmer, als auch der Oberst dasselbe betrat, um die Frau Gerichts-Director mit großer Wärme und Freundlichkeit zu begrüßen. Er hatte vom Felde aus ihren Wagen in die Allee einfahren sehen, und sich beeilt, nach Hause zu kommen, um einen so werthen Gast nicht zu verfehlen.

Sie vergalt seine Artigkeit mit aufrichtiger Herzlichkeit, weil sie ihn, trotz seines rauhkantigen Wesens, wirklich schätzte, vielleicht aber auch unbewußt mit dem Bestreben, um ihrer jungen Freundin willen einigen Einfluß auf ihn auszuüben. Jedenfalls wußte sie ihm gegenüber immer den Ton zu treffen, der ihn bewog, sich im liebenswürdigsten Lichte zu zeigen. Als sie nach einer halben Stunde heitern Geplauders gestand, sie sei nach der Balkenfurth gekommen, um sich einen Freundschaftsbeweis von dem Herrn Obersten zu erbitten, wußte er ihr nicht eifrig genug zu versichern, daß er und sein ganzes Haus der verehrten Frau jederzeit zu Diensten ständen.

„Ich habe es auch auf einen ziemlich bedeutenden Theil des Wolffshagen'schen Hauses abgesehen," erwiderte die Gerichts-Directorin Dienberg lächelnd; „denn ich habe keinen geringern Wunsch, als Ihnen Ihre Enkelin auf volle drei Tage zu entführen."

Beatrix, die in den Plan ihrer Gönnerin nicht eingeweiht war, erröthete vor freudiger Ueberraschung; der Oberst aber machte ein ziemlich saueres Gesicht. Wie er sich auch überreden mochte, er sei gleichgültig gegen seine Enkelin, sobald er sie entbehren sollte, wenn auch nur auf Stunden, kam ihm das unabweisliche Gefühl, sie nicht missen zu können. Das sprach er auch jetzt unumwunden aus.

„Das geht nicht, liebwertheste Frau; die kleine Kröte ist eben jetzt an der Balkenfurth nicht abkömmlich. Wir sind im Heubau; den Verwalter bekomme ich den lieben, langen Tag nicht zu sehen, und mit der Trinette, der Sauerkruke, ist vollends kein Umgehen. Die ist unwirsch wie ein Märzschauer, weil sie die Mägde im Hause entbehren muß. Sie sehen, es ist unmöglich, das Mädchen jetzt in Urlaub gehen zu lassen."

„Ach, Herr Oberst, Sie dürfen mir meine Bitte nicht abschlagen. Beim Heumachen kann Beatrix ja doch nicht

helfen, und der Trinette kann ja die kleine Kate vom Hofbauern wohl für die drei Tage die nöthigen Handreichungen thun."

„Trinette wird mit dem Tausch durchaus nicht einverstanden sein," brummte der Oberst.

„Das schadet nicht; im Gegentheil, es ist gut, daß die Sauerkruke, wie Sie die Person nennen, erkennen lernt, welch' geschickte kleine Haushälterin Beatrix ist."

„Wär' mir auch einerlei, ob die Küchenmamsell darüber murrt oder nicht. Aber ich selber brauche die kleine Kröte eben jetzt, gnädige Frau. Nach vierzehn Tagen, wenn der Heubau zu Ende ist, können Sie sie haben; jetzt bleibt sie an der Balkenfurth."

„Persönlich würde es mir ganz gleich sein, ob Beatrix heute oder nach vierzehn Tagen zu mir kommt; aber für sie selbst ist es nicht einerlei. Wir haben morgen ein Liebhaber-Concert in Rewald, und übermorgen gebe ich in meinem Gartensalon einen kleinen Ball. Eben deshalb muß ich darum bitten, Beatrix heute noch mit mir nehmen zu dürfen."

„Freilich, Bälle und Concerte sind für die Damen Staatsactionen, und ich will auch nicht ein solcher Brummbär sein, der Kleinen die Theilnahme daran zu verweigern — vorausgesetzt natürlich, daß ich sie nicht selbst hinzuführen brauche. Ich sehe indeß nicht ein, weshalb das Mädchen drei Tage von der Balkenfurth fortbleiben soll. Wenn sie morgen oder übermorgen eine Stunde vor dem Anfang der Festivität nach Rewald fährt und am Schlusse derselben nach Hause zurückkehrt, so bleibt sie lange genug aus."

„Das verstehen Sie nicht, lieber Herr Oberst. Den ganzen morgenden Tag gebrauchen wir, um unsere Toiletten für die beiden Abendgesellschaften in Ordnung zu bringen; übermorgen muß Beatrix mir bei meinen Vorbereitungen zur Bewirthung der Ballgäste helfen, und des dritten Tages bedürfen wir,

um die gewohnte Ordnung im Gartenhause und in meinen Speiseschränken wiederherzustellen.“

Der Oberst gab einen Laut von sich, der eben so wohl ein Brummen als ein Seufzer sein konnte, und sagte dann: „Wenn Sie die Sache so darstellen, Frau Director, dann muß ich wohl Ihren Wunsch erfüllen. So geht es uns armen Männern ja immer. Ich brauche nur an die römischen Triumviren und die schöne ägyptische Königin zu denken, um mir zu sagen, daß größere Kriegshelden als ich die willigen Sklaven weiblichen Einflusses waren.“

Frau Dienberg lachte heiter. „Sie machen da einen gewagten Vergleich, Herr Oberst. Ich habe aber glücklicher Weise gar nichts von einer Kleopatra, so daß ich mich weder beleidigt noch geschmeichelt fühlen kann. — Nun, liebe Beatrix, willst du jetzt deine Einrichtungen treffen, daß du mich in einer Stunde begleiten kannst?“

Beatrix war mit Freuden dazu bereit. Die frohesten Stunden ihres einförmigen Lebens fand sie in der Gesellschaft und im Hause der Frau Dienberg, welche, obgleich sie die glückliche Mutter dreier prächtiger Knaben war, doch die Freude entbehrte, eine Tochter zu besitzen. Diesem Umstande und der seltenen Herzensgüte der liebenswürdigen Frau verdankte die junge Waise die warme Zuneigung, welche sie ihr entgegenbrachte, und die sich mehr und mehr vertiefte, je klarer ihre wohlwollende Beschützerin den innern Werth sowohl wie die schmerzliche Lage ihres Schützlings erkannte.

II.

Das Liebhaber-Concert in Rewald war — nach dem Urtheil der Mitwirkenden sowohl als der Zuhörer — brillant gewesen, und das Publicum verließ in bester Stimmung den

Saal, wo die Aufführung stattgefunden hatte. Unter den Letzten, die auf die dämmernde Straße hinaustraten, waren der Director Dienberg und seine Damen, denen ein schlanker, sorgfältig gekleideter junger Mann sich angeschlossen hatte. Es war einer der Assessoren des Gerichtes in Rewald, ein Herr v. Eckenberg, den sein Vorgesetzter, der Director, als er sich vor einigen Tagen vertraulich mit seiner Frau unterhielt, mit den Worten geschildert hatte: „Ein feiner Mann, ein tüchtiger Jurist und auch ein hübscher Bursche; aber sympathisch ist er mir nicht.“ Frau Dienberg stimmte diesem Urtheile ihres Eheherrn vollkommen bei; indeß wünschte sie im Geheimen, daß es doch nicht ganz zutreffend sein möge. Sie suchte sich und ihrem Manne einzureden, daß die Fremdheit, um nicht zu sagen das Mißtrauen, welches sie Beide gegen den jungen Eckenberg empfanden, obgleich sie seit einem Jahre häufig mit ihm verkehrten, das Resultat äußerer Umstände, nicht aber die Folge irgend eines sittlichen Mangels im Charakter des anscheinend tadellosen Mannes sei.

„Er ist ein Adeliger,“ vertheidigte Frau Dienberg den Assessor gegen ihren Mann und gegen sich selbst, „und als solcher dünkt er sich viel vornehmer als Alle, mit denen er hier in Berührung kommt, fast allein den Obersten Wolffshagen ausgenommen. Dagegen ist er verhältnißmäßig arm, und dieser Umstand zerstört das Uebergewicht, welches er sonst ohne Zweifel über seine Umgebung beanspruchen würde. Das gibt ihm das Unsichere oder eigentlich das — Unklare in seinem Wesen, was uns an ihm mißfällt.“

Gelinder hätte sich ein geübter Menschenkenner wohl kaum über den Assessor v. Eckenberg aussprechen mögen, als Frau Dienberg es mit diesen Worten that. Dennoch würde ein wahrer Sturm der Entrüstung gegen ihr Urtheil sich erhoben haben, hätte sie es gegen irgend einen ihrer Rewalder Mitbürger äußern wollen. Die ehrlichen Kleinstädter waren

sämmtlich entzückt von dem guten Aussehen, den feinen Manieren und den geselligen Talenten des jungen Juristen, und wenn sie sich im Umgange mit ihm hin und wieder etwas beengt fühlten oder — was noch häufiger vorkam — „nicht klug aus ihm werden konnten“, so schrieben sie das, gutmüthig und einfältig genug, dem Unterschied des Standes zu.

Der Assessor begleitete den Director und seine Damen nicht bloß bis an ihr Haus, sondern er trat mit ihnen ein. Frau Dienberg hatte ihn zum Abendessen eingeladen. Im erleuchteten Wohnzimmer war der Tisch bereits gedeckt, und man ließ sich ohne Verzug an demselben nieder. Die kleine Gesellschaft war durch die beiden ältern, acht- und zehnjährigen Söhne des Hauses vermehrt; es war ihnen auf Bitte ihrer jungen Freundin erlaubt worden, mit zu speisen, statt zur gewohnten Zeit schlafen zu gehen. Ehe Herr v. Eckenberg einem von ihnen hätte zuvorkommen können, nahmen sie ihre Plätze an der Seite des jungen Mädchens ein.

„Der wollte sich wieder neben dich setzen, wie in den Osterferien, als du bei uns warst, Beatrix,“ flüsterte Max, der ältere, ihr zu.

Beinahe gleichzeitig sagte sein jüngerer Bruder ihr leise: „Weißt du, wann ich noch lieber hätte, daß du zu uns kämest, als jetzt, Beatrix? Wenn Herr Eckenberg nicht auch immer käme, wenn du bei uns bist.“

„St!“ flüsterte Beatrix, „wir dürfen keine besondere Unterhaltung führen. Wir müssen auf das Acht haben, was euere Eltern sagen.“

„Weshalb?“ fragte der kleine Adolph. „Wir sind ja nicht in der Schule, wo man aufmerksam sein muß.“

„Auch in Gegenwart der Eltern muß man das sein. Siehst du, nun spricht dein Papa zu mir, und ich kann ihm nicht antworten, weil ich nicht weiß, wovon die Rede ist. — Ich bitte um Verzeihung, Herr Director; wir haben uns

hier so eifrig unterhalten, daß Ihre Worte mir entgangen sind."

„Wie, ihr Burschen!" rief der Papa, scherzhaft drohend; „ihr wollet unsern lieben Gast für euch allein haben? Das kann euch nicht gestattet werden. Wir sprachen von der Gnaden-Arie, Fräulein Beatrix. Alle Welt war heute Abend entzückt von dem Gesangstück. Ist es Ihnen auch so ergangen?"

Ein zögerndes „Nein" war des Mädchens verlegene Antwort.

„Nicht? — Ei, da möchte ich doch wissen, warum nicht!" rief der Director lebhaft. „Aber obgleich ich so eben sagte, alle Welt sei entzückt gewesen, so gibt es, abgesehen von Ihnen selbst, doch eine Ausnahme: ich bin Ihr Bundesgenosse gegen die Bewunderer der Gnaden-Arie."

„Ich fürchte, Sie haben mich mißverstanden, Herr Director. Nicht die Arie möchte ich tadeln; ich wünsche überhaupt keinen Tadel auszusprechen. Das wäre zu anmaßend; denn ich besitze eine so geringe musicalische Bildung, daß ich mir kein Urtheil erlauben darf. Ich kann nur aussprechen, was mir den Eindruck des Schönen, Harmonischen macht, und was nicht."

„Aber, mein Fräulein, Sie werden doch nicht sagen wollen," meinte Eckenberg, der vorhin sich den Anschein gegeben hatte, als habe ihn der Kunstgenuß beim Anhören der Meyerbeer'schen Arie, die eben überall in Mode gekommen war, in Entzücken versetzt, „Sie werden doch nicht sagen wollen, das herrliche Lied scheine Ihnen unschön!"

„Gewiß nicht, Herr v. Eckenberg. Das Lied muß eine wunderbare Schönheit offenbaren, wenn sie durch den Vortrag in der rechten Weise enthüllt wird; ich gäbe viel darum, es gut singen zu hören."

„Man kann mit Fräulein Render's Gesang doch wohl zufrieden sein, mein Töchterchen," bemerkte Frau Dienberg im Tone sanfter Zurechtweisung; „sie hat eine schöne Stimme und detonirt nie."

„Gewiß, ihre Stimme ist schön und klar, und ihr Gehör rein. Sie sang das Lied »Rose, wie bist du« so lieblich, so ansprechend, daß ich gar nicht sagen kann, wie es mich erfreute. Aber eine so mächtige Arie muß sie nicht vortragen. Es kommt mir vor, als ob man vieles erlebt oder doch sehr, sehr viel gelernt haben müsse, wenn man dem Zuhörer den wahren, tiefen Inhalt eines solchen Gesangstückes zugänglich machen will."

„Unser kleines Fräulein hat Recht," stimmte der Director vergnügt bei. „Sehr genau haben Sie das ausgedrückt, liebe Beatrix, was auch meine Ansicht von der Sache ist, und meine Frau soll Sie nicht mehr zu überreden suchen, statt Ihrer hübschen kleinen Lieder irgend eine große Arie zu versuchen."

Die beiden Knaben zogen sich nach beendeter Mahlzeit zurück; die Erwachsenen blieben jedoch noch ziemlich lange bei einander. Eckenberg befleißigte sich einer etwas markirten Aufmerksamkeit gegen Beatrix. Es war klar, daß dieses Benehmen des jungen Mannes der mütterlichen Freundin des Mädchens zu herzlichem Vergnügen gereichte, während der Director nicht wußte, ob er sich freuen oder ärgern sollte, daß der Assessor seinem jungen Gaste den Hof machte. Beatrix selbst nahm die Sache ruhig, aber mit einer Art von Dankbarkeit hin. Es konnte ja nicht anders sein: es mußte ihr eine wohlthuende Empfindung gewähren, wenn sie, die im Hause ihres Großvaters so manche niederdrückende Härte erfuhr, durch so viele herabsetzende Redensarten verletzt wurde, sich nicht bloß von dem Wohlwollen ihrer gütigen Freunde, sondern von der Achtung und Werthschätzung eines ausge-

zeichneten Fremden umgeben sah. Für einen ausgezeichneten Mann galt aber Eckenberg ebensowohl ihr als den guten Leuten in Rewald, und sie hatte ihn, in einer halb kindischen, halb altklugen Weise, lieb dafür, daß er sie in ihren eigenen Augen und in der Achtung Anderer hob. Es gab auch noch einen andern, weniger reinen Grund, der sie ihrem Bewunderer geneigt machte; es schmeichelte ihrer mädchenhaften Eitelkeit, daß sie, die arme, geplagte Waise von der Balkenfurth, vor allen jungen Mädchen in Rewald von dem Manne ausgezeichnet wurde, dem man allgemein den vornehmsten Platz in dem kleinen Kreise zugestand. Und dieser Kreis war ja alles, was Beatrix von der Welt kannte!

Der folgende Tag verging für Beatrix eben so schnell als angenehm in den Vorbereitungen zu dem von Frau Dienberg beabsichtigten Gartenfest. Auch die gute Frau Director war auf's heiterste gestimmt durch ihre thätigen Bemühungen für das Vergnügen Anderer. Sie selbst hatte eine frohe Jugend verlebt, und obgleich sie es nicht geradezu als eine Pflicht betrachtete, so war sie doch stets bereit, ein ähnliches Glück, wie sie selbst es genossen hatte, auch Andern zu bereiten. Sie huldigte dem sehr richtigen Grundsatze, daß man das erhabene Gebot der Nächstenliebe auch gegen Solche erfüllen könne, die nicht eben arm oder unglücklich sind.

Als alles zum Empfange der Eingeladenen bereit war, schmückte Frau Dienberg ihren jungen Gast und nahm mit mütterlichem Vergnügen an der Freude Theil, welche Beatrix über ihr einfaches, weißes Kleid und über den neuen, blauen Atlasgürtel äußerte, den der Oberst ihr zu kaufen erlaubt hatte. Die gute Frau bedauerte innerlich, daß ihre Schutzbefohlene nicht schöner sei, hoffte aber, daß ihre harmlose Natürlichkeit und der milde Ausdruck ihrer klaren, braunen Augen die Eroberung vollenden würden, die sie bereits halb an dem Herrn v. Eckenberg gemacht habe.

Beatrix empfing die allmälig eintreffenden Ballgäste mit der heitern Erwartung eines bevorstehenden ungetrübten Vergnügens, und mit der anmuthigen Sicherheit, welche das Bewußtsein zu gefallen, auch dem bescheidensten jungen Mädchen verleiht. Dabei war sie so freundlich, so anspruchslos und so herzlich bereit, jeden fremden Vorzug anzuerkennen, daß sie selbst den Neid entwaffnet haben würde, — wäre nur der unglückliche Umstand nicht gewesen, daß ihr die ausschließliche Aufmerksamkeit eben des jungen Mannes zu Theil wurde, den die Mehrzahl der anwesenden jungen Damen sich selbst zum Bewerber wünschte. So ließ man zwar gelten, daß sie ein harmloses Geschöpf sei, aber nichts weniger als hübsch oder fein erzogen, und daß Herr v. Eckenberg ihr nur deshalb den Hof mache, weil auch sie ein „von" vor dem Namen hätte. Aber ihre Mutter! — Nun, das wisse man ja.

All' dieses und anderes Geflüster ließ Beatrix achtlos an sich vorübergleiten. Der späte Nachmittag und der beginnende Abend vergingen ihr in ungetrübter Fröhlichkeit, und in der unschuldigen Freude ihres Herzens eilte sie wieder und wieder an die Seite ihrer mütterlichen Freundin, um ihr mit warmen Dankesworten zu sagen, wie schön, wie köstlich diese Stunden seien. In solchen Augenblicken fand Frau Dienberg die Kleine sehr hübsch und wünschte, auch Andere möchten sie mit ihren Augen sehen.

Ein Anderer schien diesen ihren Wunsch zu erfüllen. Der Assessor v. Eckenberg stand im Cotillon neben der Enkelin des Obersten v. Wolffshagen und flüsterte ihr süße, schmeichelnde Worte in's Ohr. Die Farbe kam und ging auf der kindlichen Wange des Mädchens, es athmete beklommen und hatte die langen, dunkeln Wimpern tief gesenkt. Sie verstand ihn nicht ganz und schwankte zagend zwischen Freude und unklarer Angst; da — er hatte jetzt deutlich von seiner Liebe und seiner Sehnsucht nach ihrer Gegenliebe gesprochen —

hob sie das schöne Auge voll und offen zu seinem erregten Gesichte auf und sagte ernst und zürnend: „Herr Assessor, ich bitte Sie, nie mehr solche Worte zu mir zu sprechen, die Sie in Gegenwart der Frau Dienberg oder meines Großvaters gewiß nicht wiederholen würden.“

„In Gegenwart der Frau Dienberg vielleicht nicht,“ erwiderte er mit einem Lächeln, das ihr äußerst unangenehm war, und sie gewahrte in seinen hellgrauen Augen ein vorübergehendes grünliches Schillern. „Ihrem Großvater aber, Fräulein Beatrix, werde ich morgen alles mittheilen, was zwischen uns vorgegangen ist, — wofern Sie es mir nicht auf das strengste untersagen.“

„Thun Sie es nicht,“ sagte sie hastig; „Sie würden seinen äußersten Unwillen erregen. Sie ahnen nicht, wie heftig er werden kann.“

„Aber weshalb glauben Sie denn, mein gnädiges Fräulein, daß er mir Ihre Hand verweigern würde?“ fragte Eckenberg mit einem Staunen, welches deutlich verrieth, daß er mit seiner Werbung eher eine Ehre zu erweisen, als sich auszubitten gedachte.

„Meine Hand?“ fragte Beatrix, ihrerseits noch erstaunter, als er es war.

„Ihre Hand und Ihr ganzes liebes Selbst, theuere Beatrix, hoffe ich mir zu erwerben. Sie können doch gewiß nicht so grausam sein, meine heiße Liebe durch Kälte zu erwidern.“

„Sie wollen mich zu — zur — Frau erbitten?“

„Natürlich, liebste Beatrix; aber vorher zu meiner Braut.“

Da ging ein heller Freudenstrahl in dem Auge des Mädchens auf; warmes Roth bedeckte die runden Kinderwangen, und die zarte Gestalt schien zu wachsen unter dem Einflusse stolzen Glückes. — „Braut — ich eine Braut!“ sagte sie leise vor sich hin, und ein Lächeln schlich sich um ihre Lippen,

das seine reizenden Grübchen in den Winkeln des weichen Mundes bildete und seine Lichter bis zu der klaren Stirne hinaufsandte.

Er betrachtete sie aufmerksam von der Seite und lächelte auch; aber es war kein Lächeln voll freudigen Stolzes, sondern ein kalt spottendes. Dann fragte er sehr ruhig: „Ich darf also morgen den Obersten um Ihre Hand bitten, Beatrix?"

„Gewiß," erwiderte sie warm. „Und ich, darf ich der guten Frau Dienberg mittheilen, was — was uns Glückliches bevorsteht?"

Er dachte einen Augenblick nach und bat sie dann, das nicht zu thun, bevor er die Einwilligung ihres Großvaters erlangt habe. Sie versprach ihm, zu schweigen, obgleich ihr volles Herz sie zu der offensten Mittheilung ihrer Freude drängte. Sie war noch zu jung, um sich eines heimlichen Glückes zu freuen, und fest überzeugt, daß der frohe Antheil ihrer mütterlichen Freundin auch sie selbst erst recht froh machen würde. Deshalb, als sie sich am späten Abende mit Frau Dienberg allein sah, schmiegte sie sich fest an sie und flüsterte: „Morgen werde ich Ihnen etwas sehr, sehr Gutes erzählen, liebe Frau Director; aber heute — ach — ich glaube fast, Sie errathen es schon."

„Glaubst du, mein Töchterchen?" fragte die liebevolle Frau, ihrem Schützling lächelnd in die Augen sehend. „Vielleicht errathe ich es wirklich; aber sagen sollst du mir es nicht früher, als du selbst es wünschest."

„O, liebe Frau Director, ich thäte es am liebsten gleich; indeß —" sie stockte verlegen.

„Indeß? — Ich sehe, er hat dir bereits ein Verbot auferlegt. Sei aber nicht gar zu gehorsam, Kindchen."

Beatrix und Frau Dienberg schliefen erst bei Tagesanbruch ein; erstere, weil sie ihr geistiges Auge nicht von der plötzlich so veränderten Aussicht in die Zukunft abzuwenden

vermochte, und letztere, weil sie sich immer und immer wieder ängstlich fragen mußte, ob sie denn auch wohl daran gethan habe, der Annäherung des Herrn v. Eckenberg an ihre „arme" Kleine einigen Vorschub zu leisten.

III.

Vor einem der Stadtthore von Rewald führte eine Brücke über den Fluß, von welcher aus eine Landstraße sich nach dem nächsten Dorfe zog. Von dieser zweigte sich der Fahrweg nach der Balkenfurth ab, der in höchst unzweckmäßiger Weise den Windungen des Flusses folgend, einen bedeutenden Umweg machte. Für Fußgänger gab es einen kürzern Pfad von dem Städtchen nach dem alten Wohnsitze des Obersten; aber er lag am jenseitigen Ufer, und machte deshalb eine Ueberfahrt nöthig. Indeß war dieser Fußweg so viel kürzer und angenehmer als die Fahrstraße, und das Fährgeld an der Balkenfähre so gering, daß selten Jemand, der von Rewald nach der Balkenfurth gehen wollte, die staubige Straße einschlug.

Auch der Assessor v. Eckenberg hatte es für gut befunden, dem Fußpfade zu folgen, als er am Tage nach dem Balle sich zum Besuche bei dem Obersten anschickte. Er war zeitig von Hause aufgebrochen, weil er es nicht liebte, sich zu beeilen. Lässigen Schrittes schlenderte er zwischen den mit Eschen und Birken bepflanzten Umwallungen der Kämpe einher, von denen der Weg an beiden Seiten eingefaßt war. Auf das Säuseln der Sommerluft in dem Laube, auf den Duft der Felder und Wiesen und auf das muntere Lied des Schwarzköpfchens hatte er nicht geachtet. Es gehörte nicht zu seinen Gewohnheiten, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihm keinen Nutzen brachten; und zu was hätten Laub und Blumen,

Bäume und Aecker einem Rechtsgelehrten wohl dienen können? — Ein Dichter konnte sie allenfalls brauchen zu seinem Singsang, bei dem auch nicht viel herauskam, oder ein Landwirth bei seinem Broderwerb; sonst aber — was sollte man damit anfangen? Der Assessor wußte, daß Sparsamkeit eine nützliche Tugend ist, und er hielt Haus mit allem, also auch mit der Zeit; er vergeudete sie nicht in überflüssigen Träumereien, sondern benutzte sie zu vernünftigen Berechnungen.

Es war etwa eine Stunde vor Mittag, als er von dem Fußpfade auf den kleinen freien Platz hinaustrat, der dem jenseits befindlichen Fährhause gegenüber am Flußufer lag. Es war Niemand außerhalb der Hütte zu sehen, und als der Assessor sein „Hol' über" einige Male laut ausgestoßen hatte, ohne daß er eine Antwort erhielt, trat er mißlaunig in den Schatten einer der alten Rüstern, die mit ihren knorrigen Stämmen und breiten, niedrigen Kronen den Platz umgaben. Sonst war es dort öde, und der vernachlässigte Boden brachte außer verschiedenen zerstreuten Grasbüscheln nur einige prachtvolle Exemplare von einem der schönsten wilden Gewächse, der Königskerze, hervor. In steigender Ungeduld erhob der Assessor seinen Stock und zerschlug den hohen Stengel einer prächtigen Pflanze, daß Blätter und Blüthen wie im Wirbelwinde umherfuhren, als sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm legte und eine laute Stimme ihm zurief: „Hoho — was thun Sie denn da, Herr v. Eckenberg? Damit werden Sie Nettchen Hahnen nicht willfähriger machen und sich bei meiner kleinen Kröte auch keinen Dank verdienen."

„Aber, Herr Oberst," entgegnete der Assessor, den alten Herrn, der ihn in seinem Zerstörungswerke unterbrochen hatte, verbindlich grüßend, „weshalb sollte ich denn das Unkraut nicht zerschlagen dürfen?"

„Unkraut? — Na, die Beatrix nennt es anders; die sagt, es sei ein Heilmittel, und Nettchen Hahnen sammelt Schürzen

voll von den gelben Blumen für ihre Mutter oder verkauft sie auch wohl dem Apotheker."

„Das habe ich nicht gewußt, und überdies gibt's von dem Kraute ja noch mehr."

Der Oberst sah ihn an, als sei er mit der Antwort nicht recht zufrieden, sagte aber bloß: „Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Spaziergang, Herr v. Eckenberg; ich muß machen, daß ich nach Hause komme." Dann sandte er ein brüllendes „Hol' über!" in die Luft.

Sofort erschien vor der Thüre des Fährhauses ein mageres, blasses Bauernmädchen, sprang in einen der am Ufer liegenden Kähne und stieß ihn rasch und gewandt in's Wasser. „Brave Dirne, dies Nettchen Hahnen," murmelte der Oberst; „paßt auf wie'n gedienter Mann."

„Das kann ich eben nicht sagen," entgegnete Eckenberg; „ich habe, Gott weiß wie oft, gerufen und wie lange gewartet, ohne daß sie nur aus der Spelunke herausgekommen wäre."

„Haben Sie?" lachte der Oberst. „Na, dann sind Sie gleich für's Blumenköpfen gestraft. Aber — ja so — Sie wollten auch hinüber? — Dann ist es wohl Ihre Absicht, mir die Ehre Ihres Besuches zu schenken?"

„Allerdings, Herr Oberst; sollte ich aber stören —"

„Stören? — mich? — Ich kann gar nicht gestört werden. Zu exerciren habe ich nicht mehr, mit Büchern und Schreibereien gebe ich mich nicht ab, und bei einem Gange durch die Felder kann ich mich immerhin unterhalten, während ich zum Rechten sehe. Ich wüßte also nicht, wie mir eine Unterbrechung lästig werden könnte, wie es euch Andern freilich ergeht, die ihr euch immer in Geschäfte vertieft, bei welchen ihr die Gedanken nicht genug bei einander haben könnt. — Stören! — Hahaha! — Ich möchte doch sehen, wer oder was den alten Wolffshagen stören könnte."

„Nun, so erlauben Sie mir, mich Ihnen anzuschließen, Herr Oberst. Der Kahn legt eben an.“

„Schön, schön. Aber Nettchen, weshalb hast du den Herrn so lange warten lassen?“ fragte der Oberst das Mädchen, während es ihm beim Einsteigen behülflich war.

„Der Vater ist nicht zu Hause, und die Mutter war gerade sehr übel, als der Herr rief. Ich dachte auch —“

„Nun — du dachtest? Heraus damit.“

„Ich dachte, es könne nicht lange mehr dauern, bis der Herr Oberst aus Ihrer Tannenschonung zurückkämen, und ich wollte lieber den fremden Herrn ein wenig warten lassen, als mit ihm vielleicht mitten auf dem Wasser sein, wenn der Herr Oberst an's Ufer kämen.“

„Hahaha! — also meinetwegen haben Sie warten müssen, Herr v. Eckenberg!“ lachte der Oberst, und der Beweis von der höhern Wichtigkeit, welche Nettchen Hahnen ihm im Vergleich zu dem Assessor zuerkannte, stimmte ihn so heiter, daß er den Weg bis zur Balkenfurth in wahrhaft rosiger Laune zurücklegte. Kaum eingetreten, befahl er der Wirthschafterin, eine Flasche Rothwein zu bringen, und bot seinem Gaste Cigarren an, — eine Aufmerksamkeit, die er selten Jemanden erwies. Er selbst rauchte nur Pfeife, und pflegte das Cigarrenrauchen für eine eben so einfältige wie schädliche Neuerung zu erklären.

„Nun, sind denn die Festivitäten in Rewald gut abgelaufen?“ fragte der Oberst, sobald er sich mit seinem Gaste an dem Sopha-Tische des grünen Zimmers behaglich eingerichtet hatte.

„O, ganz ausgezeichnet, Herr Oberst; das Concert war besser, als man seit lange in Rewald eins aufgeführt hat, und was den gestrigen Abend betrifft, so hat das Gartenfest der Frau Dienberg wenigstens mir einige köstliche Stunden bereitet.“

„Charmante Frau, die gute Dienberg; was sie veranstaltet, gelingt immer."

„Dies Mal hatte sie es leicht; die bloße Anwesenheit ihres liebenswürdigen Gastes that mehr für das Gelingen des Festes, als alle Anstrengungen der Wirthin."

„Sie sprechen von meiner kleinen Kröte, Herr v. Eckenberg? — Na, meinetwegen brauchen Sie sich nicht in Uebertreibungen zu ihren Gunsten zu ergehen; mir machen Sie kein Vergnügen damit."

„Ich übertreibe nicht, Herr Oberst. Fräulein v. Wolffshagen war wirklich die Königin des Balles."

„Königin des Balles? — Papperlapapp! — Denken Sie, ich sei blind? — Die Tochter des reichen Kornhändlers — wie heißt er doch? — ist zehn Mal hübscher wie meine kleine, sonnverbrannte Landläuferin."

„In meinen Augen nicht, Herr Oberst; für mich ist die Liebenswürdigkeit ihrer Enkelin unübertrefflich."

Der alte Militair schaute den jungen Juristen ganz verdutzt an und erwiderte erst nach einer Pause: „Ich habe wohl schon gehört, wenn man die Tochter meine, mache man der Mutter den Hof; von einem Großvater war aber in dem Sprüchwort nie die Rede. Und überdies — Sie sehen gar nicht aus wie ein Verliebter, junger Herr, sondern sitzen da so geschäftsmäßig, als wollten Sie nach eingesehenen Acten ein Urtheil erlassen."

Eine jähe Röthe stieg in dem blassen, etwas scharf geschnittenen Gesichte des Assessors auf, und hätte Beatrix ihm in diesem Moment in die Augen gesehen, sie würde in denselben wieder das grünliche Schillern bemerkt haben. Auch richtete er sich hastig empor, als fühle er sich gereizt. Seine Antwort aber klang, obgleich er sie mit etwas angegriffener Stimme gab, sehr sanft. „Ich gehöre zu den unglücklichen Menschen, Herr v. Wolffshagen, denen das Vermögen fehlt,

gerade ihren tiefsten Empfindungen den entsprechenden Ausdruck zu geben. Weil es mir also nicht gelungen ist, Sie von der großen Liebe zu überzeugen, die ich für Ihre Enkelin empfinde, werde ich es wohl auch nicht wagen dürfen, die Bitte auszusprechen, die mich heute zu ihnen führte."

„Weshalb nicht?" fragte der Oberst trocken. „Ich habe nichts mit Ihren Empfindungen zu thun, und wüßte nicht, wie sie die Gewährung oder Abweisung einer Bitte herbeiführen könnten, die Sie gegen mich aussprechen möchten."

Der Assessor athmete tief auf und verbeugte sich wie dankend. „Es ist mir wenigstens gelungen, Herr Oberst, Fräulein Beatrix von der Wahrheit meiner Gefühle für sie zu überzeugen," sagte er; „und so spreche ich denn jetzt vertrauensvoll die Bitte aus, daß Sie, Herr v. Wolffshagen, mir die Hand Ihrer liebenswürdigen Enkelin gewähren wollen."

„Also Ernst!" sagte der Oberst und nickte mit dem Kopfe, aber nicht um seine Zustimmung zu erkennen zu geben, sondern wie um gegen sich selbst eine Wahrnehmung zu bestätigen. Dabei schaute er mit scharfen, forschenden Blicken auf sein Gegenüber: „Sie hätten also Lust, die Beatrix v. Wolffshagen zu heirathen?"

„Es würde mich glücklich machen, wenn Sie, Herr Oberst, mir Ihre Einwilligung dazu geben wollten."

„So? Wer weiß! Haben Sie sich der Einwilligung des Mädchens schon versichert, Herr Assessor?"

„Beatrix hat dieselbe nur von der Zustimmung ihres Großvaters abhängig gemacht," erwiderte der Gefragte mit einer verbindlichen Verbeugung.

„Und weiß schon irgend Jemand um den Antrag, den Sie dem Fräulein v. Wolffshagen gemacht haben?"

„Niemand, Herr Oberst. Obgleich ich mir schmeichelte, Sie würden meine Werbung nicht ungünstig aufnehmen, mochte ich doch keinen Menschen zum Vertrauten in einer

so zarten Angelegenheit machen, bevor ich Ihrer Entscheidung sicher war."

„Vielleicht mögen Sie bald Ursache haben, sich dazu zu gratuliren, Herr v. Eckenberg," sagte der Oberst mit steifer Förmlichkeit. „Es könnte ja möglich sein, daß der Oberstlieutenant Wolffshagen, falls ein Dritter um die Sache wüßte, Sie schon morgen vor die Klinge fordern müßte."

„Herr Oberst!" fuhr der junge Mann, zornbleich und mit stockendem Athem auf. „Was berechtigt Sie, meine ehrenhafte Bewerbung als eine Ihnen widerfahrene Beleidigung aufzunehmen?"

„Nichts, Herr Assessor, und ich thue das auch nicht," versetzte der Oberst mit großer Ruhe; „und da Sie mir die Versicherung geben, daß die Angelegenheit ganz zwischen Ihnen, mir und der Beatrix geblieben ist, können wir sie in Frieden zu Ende führen. Sagen Sie mir, kennen Sie den Stammbaum meiner Enkelin?"

„Sie ist die Tochter Ihres Sohnes, Herr v. Wolffshagen, die Trägerin eines stolzen, alten Namens."

„Und wissen Sie, junger Mann, wer die Mutter des Mädchens war?"

„Eine Bürgerliche, Herr Oberst; aber die liebenswürdigen Eigenschaften des Fräuleins gleichen diesen Mangel aus."

Der Oberst zuckte die Achseln und brummte: „Na, wenn's Ihnen einerlei ist, ob die Großmutter Ihrer Kinder eine Theaterprinzessin oder eine Frau aus gutem Hause war, dann kann es mir auch gleich sein. — Wir sind aber noch nicht fertig. Was denken Sie wohl, was für ein Heirathsgut Sie mit der Beatrix bekommen würden?"

Ein stahlscharfer Blick, ein so plötzliches, eisiges Glänzen, wie es nur in so hellen, kalten Augen auftauchen kann, traf die grämlichen Züge des Obersten. Es war aber sofort wieder verschwunden, und der Assessor erwiderte in sanfter, beschei-

dener Weise: „Ich habe noch gar nicht daran gedacht, Herr v. Wolffshagen, und hatte auch nicht nöthig, es zu thun; denn mein Gehalt und die Zinsen meines kleinen Vermögens werden ja zu einer anständigen Existenz für Beatrix und mich genügen.“

„Ja, für Beatrix und Sie! Aber wenn die Familie sich vermehrt und gar einige Jungen da sind, die hinaus müssen um zu lernen, — wird's da auch reichen?“

„Ach, Herr Oberst, so weit in die Zukunft habe ich nicht geschaut. Wie könnten Sie das auch von einem Liebenden verlangen? Und ....“

„Ach was!“ unterbrach der Oberst seinen Gast. „Sie sind nicht verliebt. Ich habe Ihnen ja schon ein Mal gesagt, daß ich das wohl erkenne. Darauf kommt es mir aber, wie bemerkt, auch gar nicht an; ich bin zufrieden, wenn ich das Mädchen anständig unter die Haube bringe. Dennoch will ich auch in dieser Sache als ehrlicher Mann handeln, wie ich das in jeder Lage meines Lebens gethan habe, und werde Ihnen deshalb klaren Wein einschenken. — Sie halten mich wohl für reich, Herr v. Eckenberg?“

„Man hält Sie in der Umgegend für wohlhabend, Herr Oberst; indeß ...“

„Genug. Das ist der erste Irrthum, in dem Sie sich befinden. Ich habe mehr, als ich brauche, weil ich wenig brauche; die Balkenfurth und einige unbedeutende Capitalien sind alles, was ich besitze.“

Der Freier wußte das ganz wohl; aber für einen Mann, der keine fünftausend Thaler sein nannte, war ein Gut von dem Umfange und dem Ertrage der Balkenfurth immerhin ein wünschenswerthes Besitzthum. Sein Gesicht erhellte sich; aber ehe er antworten konnte, fuhr der Oberst fort: „Fiele das der Beatrix zu, so würde sie immer noch kein armes

Fräulein sein; jedoch sie wird nie in ihrem Leben einen Heller davon zu sehen kriegen."

Der Assessor fuhr zusammen und wechselte die Farbe. Herr v. Wolffshagen sah ihn scharf an, ohne ein schadenfrohes Lächeln zu unterdrücken, und fragte: „Ei, Herr, das überrascht Sie? — Wußten Sie denn nicht, daß ich außer Beatrixens Vater noch zwei Söhne und zwei Töchter hatte?"

„Man sagte mir," erwiderte Eckenberg, umsonst bemüht, seiner Stimme und seinen Gesichtszügen das Gepräge der Ruhe zu geben, „Ihre Töchter seien abgefunden und Ihre Söhne reich und kinderlos."

„Na, da hat man Ihnen eben eine halbe Wahrheit und eine halbe Lüge gesagt. Die Sache mit meinen Töchtern ist wirklich so, wie man Ihnen berichtet hat. Mein ältester Sohn hat keine Kinder, und wenn ich sterbe, erhält er die lebenslängliche Nutznießung von allem, was ich hinterlasse. Nach seinem Tode fällt die Balkenfurth und alles Uebrige an meinen zweiten Sohn, der sie seinem Aeltesten — es ist ein tüchtiger, gesunder Bursche, Herr v. Eckenberg — hinterlassen wird."

„Und auf welche Weise," fragte Eckenberg, und die Worte zischten ordentlich, so scharf kamen sie zwischen seinen weißen, fast ganz zusammengeschlossenen Zähnen hervor, „auf welche Weise gedenken der Herr Oberst denn für die Enkelin zu sorgen?"

„Die kleine Kröte hat nicht die geringsten Ansprüche an mich; ich habe ihren Vater wegen Ungehorsams und erniedrigender Mésalliance enterbt. Dennoch habe ich das Kind erzogen und es bleibt bei mir, so lange ich lebe; dann mag es — gelernt hat es das dazu Nöthige — Erzieherin oder Gesellschafterin werden, — wenn nicht Sie, mein Herr, vorziehen sollten, die Kleine zur Frau v. Eckenberg zu machen."

„So sehr es mich schmerzt, — unter den obwaltenden Umständen muß ich darauf verzichten," versetzte der Assessor, durch den Hohn, womit der Oberst seine letzten Worte betont hatte, so sehr erbittert, daß er kaum die Verlegenheit empfand, die ihm das Zurücknehmen seiner Werbung doch sonst hätte bereiten müssen. „Wie Sie vorher selbst bemerkten, ist mein Einkommen zu gering, als daß ich es wagen dürfte, ohne die bestimmte Aussicht auf eine Unterstützung von den Angehörigen meiner künftigen Frau eine Familie zu gründen; und also ...."

„Und also," unterbrach der Oberst seinen Gast mit finsterm Gesichtsausdruck und lauter, harter Stimme, sich ungestüm von seinem Sitze erhebend, „wird es für Sie, mein Herr, gerathen sein, Ihre Unterredung mit mir ohne Verzug abzubrechen und die Balkenfurth, die, wie Sie sehen, in Ihren Berechnungen keine Stelle finden wird, auf Nimmerwiedersehen zu verlassen."

„Aber, Herr Oberst, ich begreife nicht, wie Sie es als Beleidigung aufnehmen können, wenn ich sage, daß ich, selbst arm, keine arme Frau heimführen kann."

„Wer um ein Mädchen bei dessen Eltern wirbt, muß entschlossen sein, sie unter allen Umständen zu seiner Gattin zu machen, und der Mann, der seine Werbung zurücknimmt, ohne daß seine Ehre es fordert, besitzt im Grunde keine."

„Herr Oberst!"

„Na, lassen wir's gut sein. Sie kamen her, um die Balkenfurth zu heirathen, und wollten mir vorschwindeln, es sei Ihnen um die Beatrix zu thun. Nun ich die Lüge durchschaut habe, werden Sie sich doch nicht einbilden, daß ich viel Federlesens mit einem Menschen machen werde, der mich hinter's Licht zu führen dachte? — Ich wiederhole Ihnen meine frühere Versicherung, daß Sie froh sein dürfen, die Sache jedem Unberufenen verschwiegen zu haben; andernfalls

würde ich statt der Worte Pistolenschüsse mit Ihnen wechseln. — Guten Morgen Herr v. Eckenberg."

Und mit einer stattlichen Verbeugung zog der Oberst sich in sein anstoßendes Schlafzimmer zurück.

Es gibt kaum ein giftigeres Gefühl wie den Groll eines überschlauen Speculanten, welcher findet, daß er sich selbst angeführt hat. Seine Bosheit richtet sich aber keineswegs gegen den Anstifter des Unheils, gegen sich selbst, sondern zuverlässig gegen den, welcher seinen Schlingen entronnen ist.

Dieser Erfahrungssatz traf auch bei dem Assessor v. Eckenberg zu. Als die Thüre sich hinter dem Obersten schloß, blieb er, bleich vor Wuth, mit knirschenden Zähnen und zuckenden Fäusten zurück. Er empfand ein wildes Verlangen, dem alten Manne nachzustürzen, ihn zu mißhandeln, zu erwürgen. Aber er war kein Mann, der augenblicklichen Impulsen folgte — auch nicht den heißesten, deren er fähig war. So blieb er denn inmitten des Zimmers stehen und ließ seinen ersten Zorn verrauchen. In sehr kurzer Zeit gelang es ihm wirklich, äußerlich ruhig zu erscheinen, und Hut und Handschuhe nehmend, verließ er mit festen Schritten das alte Haus.

Er hatte den Entschluß gefaßt, den Obersten seinerseits fordern zu lassen; jedoch hatte er diese Absicht schon aufgegeben, als er aus dem Schatten der alten Linden in's freie Feld hinaustrat. Zugleich hatte er auch den Gegenstand seines Grolles bereits gewechselt. Das Bild des Obersten trat erblassend vor den grellen Farben zurück, mit welchen der Haß ein anderes Bild in boshafter Verzerrung auf den Grund der Seele des schlimmen Mannes zeichnete. Beatrix war von dieser Stunde an das Weib, dem seine geheimsten Gedanken, seine glühenden, verborgenen Wünsche galten; aber diese hatten ihre Quelle nicht in zärtlicher Neigung, sondern in erbittertem Rachedurst. Und doch hatte sie ihn mit keinem Hauche beleidigt, wogegen er eine lange Folge

schmerzlicher Empfindungen und peinlicher Erlebnisse für sie herbeigeführt hatte.

IV.

Beatrix erwartete am Tage nach dem Gartenfeste den Herrn v. Eckenberg mit leicht erklärlicher Spannung; sie betrachtete ihn als ihren Verlobten, denn an der Einwilligung ihres Großvaters in ihre Verbindung mit ihm zweifelte sie nicht. Er hatte sie zu oft fühlen lassen, daß er sie als eine Last betrachte, als daß sie an seiner Bereitwilligkeit, sich ihrer zu entledigen, hätte zweifeln können. Auch war die Hoffnung auf baldige Befreiung aus ihrer drückenden Lage der Hauptgrund ihrer Freude über den Antrag des Assessors. Sie war ihm auch herzlich zugethan, weil seine Aufmerksamkeit sie in der eigenen Achtung und in der Schätzung Anderer hob, und sein verbindliches Wesen im Verein mit seinen gewandten Umgangsformen bewirkten, daß sie gern in seiner Nähe war. Deshalb glaubte sie, in der Unerfahrenheit ihres Herzens, sich an seiner Seite eine glückliche Zukunft versprechen zu dürfen, und sah mit großem Verlangen dem Augenblick entgegen, wo sie ihrer mütterlichen Freundin würde sagen können: „Ich bin die Verlobte des Mannes, der nach dem einstimmigen Urtheile der ausgezeichnetste im ganzen Kreise unserer Bekannten ist.“

Daß der Vormittag entwich, ohne daß der Erwartete erschien, war ihr erklärlich; er hatte nach seinem Besuche an der Balkenfurth nicht mehr Zeit gefunden, vor Tisch einen zweiten zu machen. Aber die Nachmittagsstunden schwanden hin, die Theestunde kam und brachte verschiedene Bekannte in das Dienberg'sche Haus, die sich, wie üblich, von dem Wohlbefinden der Damen nach dem gestrigen Balle überzeugen

wollten. Der Assessor jedoch fehlte noch immer. Beatrix fühlte sich von einer peinlichen Unruhe ergriffen, und nur durch die größte Anstrengung gelang es ihr, dieselbe zu verbergen. Es gelang ihr auch nur, die Fremden zu täuschen.

Frau Dienberg erkannte die Spannung, worin ihr Schützling sich befand; sie durchschaute auch mit ziemlicher Klarheit die Ursache derselben. Sie war froh für Beatrix, als endlich der Wagen gemeldet wurde, welcher sie nach Hause bringen sollte. Sie bat ihren Mann, bei ihren Gästen zu bleiben, weil sie selbst ihre junge Freundin an den Wagen begleiten wolle. Sobald sie sich mit ihr allein sah, flüsterte sie ihr zu: „Du hast dich geängstigt um Herrn v. Eckenberg, mein Töchterchen. Krank ist er nicht; Dienberg hat ihn munter und wohl im Sitzungssaale getroffen. Ich denke mir, daß er das, was er dir zu sagen hat, dir lieber in dem Hause deines Großvaters als in einem fremden wird mittheilen wollen; vielleicht ist er jetzt bereits an der Balkenfurth und harret sehnsüchtig auf das Rasseln unserer alten Kutsche."

„Ja, so wird's sein," erwiderte Beatrix, unter diesen ermuthigenden Worten neu auflebend. „Und Sie, theuere Frau Director, zürnen Sie mir nicht über mein scheinbar nur halbes Vertrauen; sobald ich mit meinem Großvater gesprochen habe, schreibe ich Ihnen alles, alles. O, ich freue mich darauf, Ihnen offen und rückhaltlos meine kleine Geschichte mittheilen zu dürfen!"

Bei ihrer Ankunft an der Balkenfurth traf Beatrix Niemanden an, als die mürrische Trinette. Der Oberst, hieß es, sei noch auf den Feldern und verdrießlich genug, daß seine Enkelin so lange ausgeblieben sei; sie möge nur schnell ihr Hauskleid anziehen, um in der Küche bei der Bereitung des Abendessens helfen zu können; es sei endlich Zeit, daß sie, nach so vielen müßigen Tagen, den Leuten wieder ein

Mal helfe, die sich für sie zu Tode arbeiten müßten, ohne Dank dafür zu erhalten.

Mit beklommenem Herzen folgte Beatrix der rauhen Weisung. Was sie sah und hörte, hatte sie sehr erschreckt. Von Herrn v. Eckenberg keine Spur, ihr Großvater nicht zu Hause und in unzufriedener Stimmung: was konnte da vorgegangen sein? — Mit zitternden Händen wechselte sie ihren Anzug und war eben im Begriff, ihr Stübchen wieder zu ordnen, als des Obersten laute Stimme ihre Gegenwart im Wohnzimmer verlangte.

Sie eilte mit fliegenden Gliedern die Treppe hinab; sie glaubte der Entscheidung ihres Geschickes entgegen zu gehen, — und wirklich übte auch diese Stunde einen tiefgehenden Einfluß auf ihr ganzes künftiges Leben aus, jedoch in anderm Sinne, als sie selbst es jetzt noch zu erkennen vermochte.

Der Oberst stand mitten im Zimmer und rief ihr bei ihrem Eintritte entgegen: „Na, bist du endlich wieder da, Landläuferin? — Du bist spät genug nach Hause gekommen!"

„Sie hatten mir erlaubt, Großvater, bis heute Abend in Rewald zu bleiben", wendete Beatrix ein, ihm schüchtern die Hand bietend.

Er berührte sie kaum mit den Fingerspitzen und brummte: „Ich hätte dir gar nicht erlauben sollen, zu der vertrackten Tanzpartie zu gehen, damit du keine Gelegenheit gefunden hättest, diesen dummen Unfug anzustiften."

„Unfug?" fragte Beatrix, eben so erstaunt wie ängstlich.

„Ei was, frage nicht so einfältig! Du wirst doch selbst wohl wissen, daß du eine Liebschaft mit dem Schuft, dem Eckenberg, angesponnen hast."

Beatrix erbleichte. „Großvater," stammelte sie, „ich hoffte, daß Sie nichts gegen meine Verbindung mit Herrn v. Eckenberg haben würden."

„Würd's auch nicht haben, wenn er dich nur nehmen wollte; denn ich wäre froh, durch eine anständige Versorgung deine Zukunft gesichert zu sehen, wie man's nennt. Außerdem würde ich dann durch deine Gegenwart nicht immer an den Fehltritt deines Vaters erinnert."

„O Großvater!" flüsterte das Mädchen, schmerzlich erröthend.

„Ist's etwa nicht so?" rief der Oberst, sich in immer größere Heftigkeit hineinsprechend. „Deshalb wäre es mir schon recht gewesen, wenn der Federfuchser dich zur Frau genommen hätte; aber er will nicht."

„Er will nicht?" wiederholte Beatrix. „Ist das nicht ein Irrthum, Großvater? — Herr v. Eckenberg hat mich doch gestern seiner — seiner aufrichtigen Zuneigung versichert und mich um die Erlaubniß gebeten, Ihre Einwilligung zu — zu unserer Verlobung nachzusuchen."

Der Oberst schlug ein Hohngelächter auf. „Er hatte es leicht genug, dir dergleichen vorzulügen; aber bei mir kam er übel an. Ich durchschaute den Hasenfuß auf den ersten Blick, und zwang ihn, Farbe zu bekennen. Noch nicht drei Worte hatte er gesprochen, als ich auch bereits wußte, daß es ihm nicht um dich, sondern um die Balkenfurth zu thun war; aber ich mag keinen Menschen betrügen, nicht ein Mal durch Stillschweigen, und auch nicht ein Mal einen solchen Lumpenkerl. Und so sagte ich ihm rund heraus, daß du von mir keine Ruthe Land und keinen rothen Heller zu erwarten hast, und da dankte er für die Ehre, sich an die Tochter der Doris Bindflügel wegzuwerfen."

Schonungsloser, bitterer, als der alte Mann in seinem Zorn es that, hätte dem armen Kinde das an sich schon so kränkende Ereigniß dieses schweren Tages nicht mitgetheilt werden können. Das ganze Elend ihres Lebens erhob sich vor ihrem geistigen Auge, um das plötzliche Scheitern all'

ihrer Hoffnungen auf bessere Tage im trostlosesten Lichte erscheinen zu lassen. Ein leiser Wehlaut kam ihr über die blassen Lippen; sie empfand eine eisige Kälte bis in's Herz hinein und erfaßte mechanisch den Tischrand, um sich vor dem Umsinken zu schützen.

„Na, was soll denn das vorstellen?" schrie der Oberst, eben so wohl erschrocken als erbost, und faßte das bebende Mädchen an der Schulter. „Mache mir keine Komödie vor; oder? — ich will doch nicht hoffen, daß du den Jammermenschen wirklich lieb hast?"

„Nein, Großvater," erwiderte Beatrix, sich mit dem Aufbieten aller ihrer Kräfte sammelnd. „Ich glaubte aber, er sei ein guter, ehrenhafter Mann, er werde Sie von mir erlösen und mir ein ruhiges, friedliches Leben bereiten, — — ich war ihm sehr dankbar für diese Hoffnung. Jetzt . . . . ." Sie stockte, nicht im Stande, weiter zu reden.

„Jetzt?" fragte Herr v. Wolffshagen, seine Enkelin unruhig und mit einer Mischung von Mitleid und halber Reue betrachtend. „Was — jetzt, Beatrix?"

„Jetzt," sagte sie, sich von neuem gewaltsam aufraffend, „schmerzt es mich sehr, daß ich so getäuscht worden bin. Aber ich werde es wohl bald überwinden und danke Gott, daß mein Irrthum ein so schnelles Ende nahm, und Ihnen, lieber Großvater, daß Sie dasselbe herbeigeführt haben."

„Die kleine Kröte hat Vernunft," murmelte der Oberst; „und das ist mehr, als man von den meisten Frauenzimmern erwarten darf. — Nun, Mädel, laß den Kopf nicht hängen und berechtige Niemanden — und vor allem nicht diesen schuftigen Rechtsverdreher — zu dem Gedanken, daß du es bedauertest, nicht seine Frau geworden zu sein."

„Das verspreche ich Ihnen, Großvater. Und nun erlauben Sie mir, an die Arbeit zu gehen; sie ist das kräftigste Mittel gegen Kummer oder Verdruß."

„Du hast Vernunft, kleine Kröte,“ bestätigte der Oberst nochmals.

Beatrix eilte in die Küche, um ihren Vorsatz auszuführen. Sie wünschte gleichzeitig auch der Gegenwart ihres Großvaters überhoben zu sein; denn für den Augenblick war ein Zusammensein mit ihm ihr überaus schmerzlich. Seine Kenntniß der Beleidigung, die ihr zugefügt worden war, würde für sich allein hingereicht haben, ihr in seiner Nähe das Herz zu beklemmen; die verletzende Rohheit aber, womit er sie bei dieser Gelegenheit behandelt hatte, brachte sie dahin, daß sie von Stunde an mit einer an Entsetzen grenzenden Furcht auf ihn blickte.

Er selbst kam übrigens nie wieder ausdrücklich auf diese unglückliche Sache zurück. Das Einzige, woraus seine Enkelin schließen konnte, daß er sie weder vergessen habe noch auch unempfindlich gegen das ihr zugefügte Leid sei, war der Umstand, daß er ihr bereitwilliger als früher erlaubte, den Einladungen der Frau Dienberg Folge zu leisten, und daß er Beatrix, so oft sie nach Rewald ging, nachdrücklich aufforderte, recht munter zu sein, damit Niemand sich in den Kopf setze, daß sie einen Grund zur Betrübniß habe. Beatrix würde, wenn sie ihrem eigenen Gefühle hätte folgen können, die Einsamkeit der Valkenfurth der einst von ihr so hoch geschätzten Geselligkeit in Rewald vorgezogen haben; allein sie mußte hierin nicht bloß dem Willen ihres Großvaters Rechnung tragen, sondern sie fügte sich auch dem Rathe der Frau Dienberg, der sie mit kindlichem Vertrauen einen vollen Einblick in ihre Lage gewährt hatte. Ihre kluge Rathgeberin und ihr eigener jungfräulicher Stolz waren so ausgezeichnete Führer, daß ihr trauriges Geheimniß vor jedem fremden Blicke bewahrt blieb.

Herr v. Eckenberg schöpfte aus der gleichgültigen Ruhe, womit sie ihm gegenübertrat, immer neue Nahrung für seinen Groll.

V.

Zwei Meilen landeinwärts von der Balkenfurth saß auf einem umfangreichen Rittergute ein menschenscheuer Sonderling. Es war der Freiherr von Parr auf Parrstein, der Träger eines stolzen, alten Namens, der Besitzer eines fürstlichen Vermögens und der Sklave einer finstern Melancholie. Er war ein einziger Sohn; seinen kränklichen Vater hatte er früh verloren, und die lebenslustige junge Wittwe, die den Verstorbenen nur als Zugabe zu seinem reichen Besitzthum betrachtet hatte, tröstete sich bald an der Hand ihres zweiten Gemahls, des Herrn von Lunau. Ihr erster Gatte hatte indeß lange genug an ihrer Seite gelebt, um zu erkennen, daß die Interessen seines Sohnes unter ihrer Obhut nicht allzu gut aufgehoben sein dürften. Er traf deshalb bei Zeiten Vorkehrungen, das Erbe seines Kindes auf eine Weise zu sichern, daß weder Nachlässigkeit noch Unredlichkeit es zu verkürzen vermochten. Außerdem trug er Sorge, die Erziehung des Knaben nicht dem Willen oder den Anordnungen der Mutter allein anheimzugeben. Er ernannte nämlich einen Vormund, der in allen diesen Angelegenheiten mit vollkommener väterlicher Gewalt ausgerüstet war.

Diese Anordnungen erwiesen sich in der Folge in einer Hinsicht als unübertrefflich: die Verschwendungssucht der Mutter und des Stiefvaters vermochten das Vermögen des jungen Freiherrn v. Parr nicht im mindesten zu schädigen, obgleich Herr und Frau v. Lunau sich selbst und die Ihrigen fast an den Bettelstab brachten. Aber auf die Stellung des Knaben zu seiner Mutter und seinen Geschwistern hatte die väterliche Fürsorge keinen guten Einfluß. Diese betrachteten ihn mit neidischen Blicken, weil er reich war, während sie

unter dem Drucke der Armuth litten, und weil trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit ihm auch nicht das Geringste von seinem Ueberflusse ihnen zu Gute kam.

Leopold von Parr empfand diese Mißgunst der Seinen sehr bald und ging seinen Vormund mit Bitten an, ihm zu erlauben, diese gehässige Stimmung der Seinigen durch Freigebigkeit zu ersticken. Der Vormund wollte und konnte diesem Ansinnen nicht nachgeben, und um dem wiederholten Drängen seines Mündels ein Ziel zu setzen, gewährte er ihm frühzeitig einen Einblick in die unglückliche Ehe, die seine Eltern geführt hatten, und sprach ihm von dem Mangel an Liebe, der seines Vaters letzte Jahre verbittert habe.

„Und weshalb liebte Mama ihn nicht? — War Papa hart oder unfreundlich gegen sie?“ fragte der Jüngling.

„Nein, er war sanft und großmüthig, so sehr ein edeler Mann das nur sein kann. Aber er war kränklich und häßlich.“

So lautete die Antwort. Sie legte den Grund zu dem lebenslänglichen Unglück des Freiherrn v. Parr. Auch er war kränklich und häßlich, und er war sich bewußt, nicht so edel und großmüthig zu sein, wie sein Vater gewesen war. Wie hätte er, da zu seinen äußern Mängeln noch moralische hinzukamen, nun jemals hoffen können, Liebe zu erwerben, oder wie hätte er auf Dankbarkeit und Treue bauen dürfen? Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als es bei ihm schon fest stand, daß er auf die Lebensfreuden glücklicher begabter Menschen verzichten müsse. Er faßte den unwiderruflichen Vorsatz, sich nicht der Gefahr auszusetzen, von Glück und Liebe zu träumen, um zu erwachen mit dem schrecklichen Bewußtsein, getäuscht worden zu sein.

Die in so früher Jugend gefaßten Entschlüsse führte er schonungslos gegen sich selbst und gegen Andere aus. Sobald er majorenn geworden war, hatte er eine vollständige Trennung zwischen sich und seinen sämmtlichen Verwandten voll-

zogen. Seiner Mutter, die inzwischen völlig verarmt war, warf er ein anständiges Jahrgeld aus und fügte hinreichende Summen für die Erziehung seiner Schwester und seiner beiden Brüder hinzu. Dann zog er sich auf sein Stammgut Parrstein zurück, welches er selbst bewirthschaftete, während er sich über seine übrigen Güter, die er in den Händen der bisherigen Verwalter ließ, nur die Oberaufsicht vorbehielt.

Er blieb unvermählt, unterhielt niemals gesellige Verbindungen mit seinen Nachbaren oder Standesgenossen, und füllte die Muße, welche seine landwirthschaftlichen Beschäftigungen ihm ließen, mit naturwissenschaftlichen Studien aus. Im Laufe der Zeit starben seine Mutter und sein Stiefvater, seine beiden Brüder und seine Schwester; — und er, der alte, kränkliche Mann lebte immer noch, einsam und freudlos, wie er es von Jugend an gewesen war.

Wenn die Menschen von ihm sprachen, so geschah es bloß, um sich zu wundern, daß er nicht lange schon gestorben sei, und um Vermuthungen darüber anzustellen, wer nach seinem Tode wohl seine unermeßlichen Reichthümer erben werde: — ob die Kinder seiner Geschwister sich darin theilen würden, oder ob er ein Testament gemacht und alles einem sehr entfernten Verwandten, der den Namen Parr trug, zugewandt habe. Er konnte dies nämlich halten, ganz wie er wollte; denn die sämmtlichen Parrstein'schen Güter waren frei von Fideicommißzwang.

Wie das reichste und glänzendste, so nimmt auch das ödeste und trübseligste Leben ein Ende, und gegen den Schluß eines kalten, langen Winters erlag der schwache Körper des Freiherrn v. Parr dem Angriffe eines Feindes, mit dem er bereits wiederholt gekämpft hatte, eines Brustfiebers. Man hatte in Rewald, zu dessen Gerichtssprengel Parrstein zählte, kaum von seinem Erkranken gehört, als auch schon die Nachricht von seinem Tode dort eintraf.

Ein alter Diener des Verstorbenen überbrachte sie nebst einem Briefe dem Director Dienberg, und dieser, der dem Baron während seines Lebens eben so fern wie alle seine übrigen Nachbaren gestanden hatte, erbrach erstaunt das Schreiben. Es enthielt nur die wenigen, mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen: „Geehrter Herr! Benachrichtigen Sie meinen Neffen, den Grafen Helmerich zu Bärfelden in Breslau, von meinem Tode und von dem Umstande, daß ich mein Testament bei dem Gerichte in Rewald hinterlegt habe. Der Ihrige, Leopold Freiherr v. Parr. Parrstein, den 26. Februar 18—."

Der alte Diener fügte, nachdem Dienberg das Billet gelesen hatte, noch hinzu, daß er von seinem seligen Herrn den Auftrag erhalten habe, den Herrn Director zu bitten, er möge dem Herrn Grafen mittheilen, daß im Schlosse zu Parrstein Zimmer für ihn in Bereitschaft seien.

Dienberg säumte nicht, den Wünschen des Verstorbenen unverzüglich nachzukommen.

Etwa vierzehn Tage später stellte sich dem Director in seinem, im Gerichtsgebäude zu Rewald befindlichen Privatzimmer der Graf zu Bärfelden vor. Er war ein schlanker, stattlicher Mann, zwar von stolzer Haltung, aber doch anziehend durch seine geistvollen Züge und die ruhige Sicherheit seines Auftretens. Er schien etwa fünfunddreißig Jahre zu zählen, war aber nicht ganz so alt; Sorgen, Anstrengungen und selbst Entbehrungen hatten seinem Gesichte ein Gepräge vorzeitigen Ernstes verliehen, der indeß das Bedeutende seiner Erscheinung eher hob als schwächte.

„Ihre Zuschrift, Herr Director," begann er nach den einleitenden Begrüßungen, „hat mich veranlaßt, sobald als die Umstände es erlaubten, nach Parrstein zu kommen. Ich bedurfte dazu eines Urlaubs, weil ich Assessor bei der Regierung zu Breslau bin. Er ist mir bereitwillig gewährt worden,

und so bin ich hier, um mir Ihren Rath in einer Sache zu erbitten, der ich überrascht und — sogar etwas verwirrt gegenüberstehe."

„Die Aussicht auf eine hübsche Erbschaft," meinte Dienberg lächelnd, „hat doch eigentlich nichts Verwirrendes."

„Ich weiß nicht, ob ich eine solche habe. Der verstorbene Freiherr von Parr hat sich stets so abweisend gegen seine Geschwister — meine Mutter und ihre Brüder — verhalten, daß kaum anzunehmen ist, er könnte eines Neffen, den er niemals sah freundlicher gedacht haben."

„Bei der eigenthümlichen Abgeschlossenheit und Menschenscheu des seligen Freiherrn hat vielleicht dieser Umstand ihn gerade für Sie eingenommen, Herr Graf," erwiderte Dienberg freimüthig. „Weil er mich beauftragte, Sie von dem Vorhandensein seines Testamentes zu benachrichtigen und Sie nach Parrstein einzuladen, darf man doch wohl annehmen, daß seine letzte Willensmeinung irgend welche Bestimmungen enthält, die Ihnen zum Vortheil gereichen."

„Mag sein; ich bin aber nichts weniger als überzeugt davon. Was aber glauben Sie, Herr Director, liegt mir jetzt zu thun ob?"

„Ich würde Ihnen rathen, Herr Graf, ohne Zeitverlust bei dem hiesigen Gerichte auf Eröffnung des fraglichen Testamentes anzutragen. Thun Sie es heute noch, so kann ich Sie morgen von dem dazu anberaumten Termine — den wir auf übermorgen ansetzen wollen — benachrichtigen. Sie erhalten dadurch, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, sich zur bestimmten Stunde wieder hierher zu bemühen, um der Publicirung des Testamentes beizuwohnen, in möglichst kurzer Frist Einsicht in die Lage der Dinge."

Der Graf ging mit leicht erklärlicher Bereitwilligkeit auf den Vorschlag des Rechtsgelehrten ein, und als zur festge-

setzten Stunde die Eröffnung des Documentes, welches die letzte Willensmeinung des Freiherrn v. Parr enthielt, stattfand, erwiesen sich die Vermuthungen Dienberg's als im weitesten Umfange gerechtfertigt.

Die Dienerschaft des verstorbenen Barons war durch freigebige Vermächtnisse vor den Sorgen des Alters geschützt; außerdem hatte der Haupterbe den beiden unvermählten Töchtern des seligen Herrn Adolph v. Lunau jeder fünftausend, den drei Söhnen des Herrn Fritz v. Lunau jedem viertausend, und der verheiratheten Tochter des seligen Grafen zu Bärfelden und der Johanna v. Lunau, der Baronesse Dernau, gleichfalls viertausend Thaler auszuzahlen. Die sämmtlichen Parrstein'schen Güter und das große Capitalvermögen fielen, nach Auskehrung der oben genannten Legate, unverkürzt und ohne alle und jede Beschränkung an Johann Ludwig Helmerich Grafen zu Bärfelden, einzigen Sohn Ludwig Karl's Grafen zu Bärfelden und der Johanna von Lunau.

Obgleich der Graf, in Folge der Zeilen, die der Erblasser in seinen letzten Tagen an den Director Dienberg gerichtet, sich wohl zu der Hoffnung berechtigt gefühlt hatte, daß der Halbbruder seiner Mutter ihm ein hübsches Legat hinterlassen habe, war er doch auf den wirklichen Inhalt des Testamentes nicht entfernt vorbereitet. Die erste Regung, welche er beim Anhören der Worte, die einen so gänzlichen Umschwung seiner Lage bezeichneten, empfand, war ein an Bestürzung grenzendes Staunen; dann ergriff ihn ein beklemmender Zweifel und endlich ein berauschendes Gefühl der Freiheit und der Freude — der Freiheit von allem kleinlichen Jammer, allen fesselnden Sorgen der Armuth; der Freude an dem entzückenden Bewußtsein, jetzt zu der innern auch die äußere Befähigung erlangt zu haben, sich jeden Genuß zu verschaffen, der das irdische Dasein zu veredeln und zu verschönern vermag. Er fand aber die Kraft in sich, den ihn

erfüllenden Jubel den Blicken seiner Umgebung zum größten Theile zu verbergen.

Die Armuth, mit welcher er von Kindheit an gekämpft, und die er in Folge des Gegensatzes, den sie zu seinem Range und seiner Geburt bildete, um so bitterer empfunden hatte, war ihm zur Quelle eines ihn vereinsamenden Stolzes geworden, der sich hauptsächlich in der Selbstbeherrschung äußerte, mit welcher er seine Leiden und Sorgen, seine peinlichen Gedanken und Empfindungen jedem fremden Auge entzog. Dieser Stolz bewog ihn auch jetzt, seine Freude über den ihm so unerwartet zugefallenen reichen Besitz nicht in einer Weise zu äußern, daß sie die Zeugen derselben an seine bisherige Dürftigkeit hätte erinnern müssen. Er besaß jedoch auch den richtigen Takt, der ihn verhinderte, eine Gleichgültigkeit zu heucheln, die dem ihn betreffenden außerordentlichen Glückswechsel gegenüber unnatürlich gewesen wäre. In wenigen einfachen und herzlichen Worten gab er seinem Danke gegen die Vorsehung, die in der Handlungsweise seines Oheims gegen ihn das Mittel erkoren habe, ihn aller Sorgen zu entheben, einen würdigen Ausdruck, und gedachte dieses wohlwollenden Oheims selbst mit aufrichtiger Rührung. Sein ganzes Wesen trug bei diesem Anlasse so sehr den Stempel echter Männlichkeit, daß er sich die Achtung aller Anwesenden und besonders die warme Werthschätzung des Directors schon in dieser ersten Stunde erwarb.

VI.

Der März nahte sich seinem Ende, und die Stürme der Tag- und Nacht-Gleiche brausten über die Erde hin. Der neue Besitzer von Parrstein saß bei sinkendem Abende in demjenigen Gemache des Schlosses, welches er sich zum Wohn-

zimmer auserſehen hatte. Es war ein weiter Raum, deſſen hohe Decke von geſchnitzten Balken getragen wurde, die vor mehrern hundert Jahren bemalt und vergoldet worden waren. Die Vergoldung war inzwiſchen matt und ſtellenweiſe ſogar ſchwärzlich geworden; die Farben dagegen hatten ihre Friſche bewahrt. Nicht ſo dauerhaft erwies ſich die grüne Seidentapete, welche die Wände bedeckte. Ihr einſt leuchtender Farbenton war dahingeſchwunden, um einer matten, in's Graue ſpielenden Tinte zu weichen. Das aber machte das Zimmer dem Bewohner, der nichts Auffallendes liebte, um ſo heimiſcher. Auch die Wahl der Möbel, mit denen er es hatte ausſtatten laſſen, zeugte für die Einfachheit ſeines Geſchmackes. Ein Sopha mit dunkelm Ueberzuge, Tiſche und Stühle von ſchlichter Form, ein reich geſchnitzter, mit Büchern gefüllter Schrank, und ein wohl eingerichteter Schreibtiſch waren die Hauptgeräthſchaften, die der junge Hausherr in ſeinem Gemache hatte aufſtellen laſſen. Einige gut gemalte Landſchaftsbilder in ſchwarzen Holzrahmen und ein Blumentiſch voll duftender Hyacinthen und Maiglöckchen bildeten die einzigen, anſprechenden Luxusartikel.

Die draußen herrſchende Dämmerung machte ſich in dem großen Raume, zu welchem das Licht ohnehin nur durch verhältnißmäßig ſchmale Fenſter Zutritt fand, bereits als beginnendes Dunkel geltend. Im offenen Herdofen brannte ein loderndes Holzfeuer und verbreitete nicht bloß behagliche Wärme, ſondern auch ein ſpielendes Licht bis in die fernſten Winkel, und das Summen und Kniſtern der wohlthätigen Flamme bot einen erfreulichen Gegenſatz zu dem wilden Wetter, welches den alten Bau umtobte. So waren Ort und Stunde wohl geeignet zum Sinnen und Träumen.

Der Graf hatte der Anregung nachgegeben und überließ ſich, in der Sopha-Ecke lehnend, den wechſelnden Gedanken und Bildern, die faſt ohne ſein Zuthun in ſeiner Seele auf-

lebten und vorüberschwanden. Er gedachte mit einer Mischung von Dankbarkeit und Betrübniß des einsamen Mannes, durch dessen Fürsorge er aus einer drückenden Mittellosigkeit zu bedeutendem Reichthume gelangt war: mit Dankbarkeit, um der empfangenen Wohlthat willen; mit Betrübniß, weil er sich gestand, daß die Vermuthung Dienberg's, wie er sein überraschendes Glück gerade dem Umstande verdanken möge, daß er seinem Wohlthäter lebenslänglich vollkommen fern geblieben sei, nur zu viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte.

Er fand in dem Kelche seiner Freude einen Beigeschmack von Bitterkeit bei dem Gedanken, daß seine jetzigen glänzenden Verhältnisse nicht das Resultat einer gütigen, sondern einer menschenfeindlichen Gesinnung seines Oheims seien. Aber auch ein anderes, besseres Gefühl mischte sich in diese fast unwilligen Betrachtungen. Er malte sich das öde, freudenlose Dasein des unglücklichen Mannes aus, der bis vor kurzer Zeit in diesen Räumen gelebt und gelitten hatte; und obgleich es nicht seine Schuld war, daß er dem Todten so fremd geblieben, so überkam ihn doch eine Art von Reue darüber, daß er nichts gethan hatte, um das düstere Dasein seines einsiedlerischen Verwandten zu erheitern.

In alle die Vorstellungen aber, die sich an das Gedächtniß des todten Freiherrn anschlossen, schlich sich eine, die in seltsamem Gegensatze zu ihnen stand: die eines blassen, jungen Mädchenantlitzes, kindlich noch im Ausdruck, aber erhellt von einem Augenpaar, das die Sanftmuth und die Festigkeit einer Seele verrieth, die den Schmerz bereits kennen gelernt, und den Kampf mit dem Leben eben so geduldig als entschlossen aufgenommen hat. Je länger der junge Mann in der Einsamkeit des immer tiefer sinkenden Abends träumte und sann, um so mehr traten die düstern Bilder, die sich an das Andenken des verstorbenen Schloßherrn knüpften, in den Hintergrund, und um so eifriger beschäftigte er sich mit der Frage,

was dem noch so jungen, in so einfachen Verhältnissen lebenden Mädchen, das er heute in dem alten Hause an der Balkenfurth getroffen, diesen Zug heimlicher Betrübniß und schmerzlicher Entschlossenheit gegeben haben könne.

Hätte er sie gesehen, wie sie sich, treu ihrem Vorsatze, die Wunde nicht zu verrathen, welche ihr unschuldiges Vertrauen und ihr jungfräulicher Stolz erlitten hatten, in den kleinen Gesellschaften in Rewald gab — heiter, frisch und theilnehmend — er würde sie vielleicht hübscher gefunden haben, als heute, wo er sie allein in dem stillen Wohnzimmer an der Balkenfurth fand, blaß und ernst, und sichtlich mit Mühe von einem Nachdenken sich losreißend, welches sicherlich nicht im Zusammenhang mit mädchenhaften Wünschen und Freuden stand. Dann würde sie aber seine Phantasie nicht so beschäftigt haben; er hätte sie mit flüchtigem Wohlgefallen betrachtet und wieder vergessen, während sie ihn jetzt in Anspruch nahm wie ein anziehendes Räthsel, dessen Auflösung nicht sogleich zu finden ist.

Der Graf vertiefte sich allmälig so in seine Erinnerung an den Besuch, den er dem Obersten v. Wolffshagen hatte machen wollen, und an den Zufall, der ihn statt des alten Herrn nur die stille, junge Herrin des Hauses antreffen ließ, daß er beinahe das Bewußtsein von dem Orte verlor, wo er sich befand. Schon längst hatte er aufgehört, auf die abwechselnd zürnenden oder klagenden Töne zu achten, mit welchen der Wind in ruhigern Zwischenpausen sich an den Mauern des Schlosses brach, während er nur flüchtig noch auf das stoßweise Heulen horchte, welches die Luft von Zeit zu Zeit erfüllte.

Eben war solch ein wilder Wettersturm tosend vorübergezogen, als Helmerich zwischen den ersterbenden Stimmen des Windes andere, schärfere Laute vernahm.

Erstaunt und ungläubig lauschte er danach hin; nein, er irrte sich nicht: es war das Rasseln von Rädern, das Stampfen von Pferdehufen auf dem Steindamm vor der Haupteinfahrt. Jetzt kam der Schall näher und tönte dumpfer; Wagen und Pferde hatten die Zugbrücke erreicht, und im nächsten Augenblicke weckte ein wüstes Rasseln und Klappern jedes Echo in dem weiten, stillen Schloßhofe.

„Das ist eine stürmische Ankunft!" murmelte der Graf, der das sich so ankündigende Eindringen in seine Einsamkeit als eine eben so unangenehme wie unerwartete Störung empfand. „Wer in aller Welt kann es sein, der mir so bei Nacht und Nebel in's Haus fällt?"

Ehe er noch versuchen konnte, sich selbst diese Frage zu beantworten, trat Lorenz, der Leibdiener des verstorbenen Freiherrn, den der Graf gleichfalls mit dem Amte eines Kammerdieners betraut hatte, ein. „Erlauben der Herr Graf, daß ich Licht bringe?" fragte er, die Erlaubniß, um welche er bat, vorwegnehmend, indem er die angezündeten Lampen, die er trug, auf den Sophatisch und den Schreibtisch stellte. „Es ist eben ein Reisewagen in den Hof gefahren, und der Herr Graf werden die angekommenen Herrschaften nicht gern im Dunkeln empfangen wollen."

„Gewiß nicht, Lorenz; um so mehr, als ich mich durch den Augenschein werde überzeugen müssen, wer mir die Ehre seines Besuches schenkt. Bis jetzt habe ich nicht die entfernteste Ahnung davon."

„Ich vermuthete es wohl, daß diese Ankunft eine Ueberraschung für den Herrn Grafen sein würde," bemerkte der alte Mann, „weil Sie keine darauf bezüglichen Befehle ertheilt haben. Ich möchte aber gehorsamst bitten, sie uns bald zukommen zu lassen, falls die fremden Herrschaften in Parrstein übernachten sollten."

„In Parrstein übernachten!“ rief der Graf, durch diese Voraussetzung sichtlich unangenehm berührt. Lorenz wollte eben erwidern, daß der schwer bepackte Reisewagen der Fremden ihn auf diesen Gedanken gebracht habe, als ein jüngerer Diener ihm das Wort vom Munde nahm. Die Thüre weit aufwerfend, meldete er seinem Gebieter die Frau Baronin nebst dem Herrn Baron von Dernau und das Fräulein v. Allmersbach, während die Genannten ihm auf dem Fuße folgten.

Der Baron, ein kleiner, etwas beleibter Herr in mittlern Jahren, schritt auf den Grafen zu und wollte ihm die Hand reichen; er kam indeß für jetzt nicht dazu, denn seine weit jüngere und beweglichere Gemahlin, eine schöne, hochgewachsene Frau, eilte an ihm vorüber, warf sich dem Grafen an die Brust und rief leidenschaftlich erregt: „Lieber, theuerer Helmerich! Mein ganzes Herz drängte mich, dir persönlich meinen Glückwunsch zu bringen, und zugleich den Versuch zu machen, die traurige Einsamkeit, in der du lebst, ein wenig zu erheitern.“

Der Graf erwiderte die stürmische Umarmung seiner Schwester nur leicht, und sich von ihr losmachend, nahm er die ihm nochmals gebotene Hand seines Schwagers mit den freundlich kühlen Worten: „Ich danke dir, Bertha, danke dir Eugen. Aber was für ein Einfall ist das, in solch einem Wetter eine Reise zu unternehmen, um einem Menschen Glückwünsche und Trost in einem Athem zu bringen? — und noch dazu Einem, der auf das eine so wenig Ansprüche machen kann wie auf das andere!“

„Ich verstehe dich nicht, Helmerich,“ sagte seine Schwester, von ihm zurücktretend und ihn mit einem Blicke musternd, der so scharf war, wie der Ton ihrer Stimme.

„Es ist, denke ich, noch unentschieden, ob diese Erbschaft mir zum Glücke gereichen wird, oder nicht; — und was die

Einsamkeit betrifft, wegen deren du mich zu bedauern scheinst, so ist sie mir eher wohlthuend als drückend gewesen. — Nun aber habe die Güte, mich deiner Reisegefährtin vorzustellen."

„Vorzustellen, Helmerich! — Bedarf es dessen? — Du wirst dich doch gewiß unserer lieben Spielgenossin Alwine Allmersbach erinnern?"

„Ich bitte um Verzeihung," sagte der Graf, die Dame, mit der er bereits bei ihrem Eintritte in das Zimmer eine Verbeugung gewechselt hatte, mit schicklicher Höflichkeit, aber ohne alle Wärme begrüßend; „aber meine Schwester vergißt des Abstandes der Jahre zwischen uns, und übersieht damit, daß ihre liebenswürdigen Spielgefährtinnen wohl kaum ihrem so viel ältern Bruder bekannt werden konnten."

„Freilich, du warst immer ein halber Wilder," versetzte Frau von Dernau, mit einiger Mühe den Verdruß über die kühle Aufnahme, welche sie und ihre Begleiter in Parrstein fanden, hinter einem scherzenden Tone verbergend. „Und, wie es scheint, bist du auch jetzt nicht werth, daß wir uns deinetwegen so sehr bemühen."

„Ich kann nur wiederholen, wie ich es beklage, daß nicht nur du, liebe Bertha, dir um meinetwillen eine so große Anstrengung zugemuthet hast, wie eine solche Reise in rauher Jahreszeit ist, sondern daß du auch deine Freundin und Eugen veranlassen konntest, sie zu theilen. Hättest du mich von deinem Vorhaben benachrichtigt, so würde ich dir gerathen haben, es bis zur schönen Sommerzeit zu vertagen; dann wäre nicht bloß die Reise an sich weniger unangenehm, sondern auch Parrstein zum Empfang von Gästen besser eingerichtet gewesen. — Mein gnädiges Fräulein, wollen Sie diesen Sessel nehmen? — Laß dich im Sopha nieder, Bertha, und erlaube, daß ich mich auf wenige Augenblicke entferne, um einige Befehle zu ertheilen."

Der Graf verließ das Zimmer, und die Gäste blieben in einer kaum angenehmern Stimmung zurück, als die war, worin ihre Ankunft ihn versetzt hatte. Der Baron trat an ein Fenster, befreite eine der Scheiben von dem feuchten Anhauch, der sie überzog, und gab sich den Anschein, als blicke er angelegentlich hinaus — eine Fiction, die durch die zunehmende Dunkelheit der wilden Nacht von selbst in nichts zerfiel. Seine schöne junge Frau hatte mit gerunzelter Stirne und zusammengepreßten Lippen den ihr angewiesenen Sitz eingenommen, die Arme verschränkend und mit großer Heftigkeit, doch ohne Geräusch zu verursachen, einen ihrer kleinen Füße bewegend. Nur das Fräulein v. Allmersbach gab kein Zeichen einer Gemüthsbewegung, geschweige denn eines erlittenen Verdrusses. Sie hatte es sich in dem tiefen Lehnstuhle, den Helmerich ihr angeboten hatte, in aller Ruhe bequem gemacht, ihre Robe vortheilhaft drapirt und ihren Kopf behaglich in die Polster gedrückt. Ihr etwas volles Gesicht hatte hübsche, jedoch ziemlich nichtssagende Züge; nur aus den blaßgrauen Augen konnte ein Funke brechen, und in den Mundwinkeln lauerte ein Zug, worin sich ein Widerspruch mit jener anscheinenden Leblosigkeit verrieth. Sie zeigten sich jedoch selten und nur momentan, diese Anzeichen verborgener Bewegung, und es war schwer zu entscheiden, ob sie einen geheimen Eigensinn, eine vorübergehende Zornmüthigkeit, oder etwas noch Schlimmeres andeuteten. Ihrer übrigen äußern Erscheinung nach war das Fräulein eine hellblonde, sehr große junge Dame mit frischen Farben und etwas zur Wohlbeleibtheit geneigt. Sie selbst gab ihr Alter auf siebenundzwanzig Jahre an; der Graf hielt sie für dreißig und kam damit der Wahrheit ziemlich nahe. Im Kreise ihrer Bekannten galt sie ohne Widerspruch für gutmüthig und harmlos; es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob ihre Mutter und ihre Geschwister dies Urtheil über sie mit gutem Gewissen hätten bestätigen können.

Ueberhaupt ist es etwas Bemerkenswerthes um die fast allgemein feststehende Annahme, daß dicke, blonde Menschen sanft und gutherzig seien, während doch die Erfahrung uns bei einiger Aufmerksamkeit auf unsere Mitmenschen darüber belehrt, daß unter wohlgerundeten Körperformen und unter den zartesten Haar- und Gesichts-Farben nicht seltener Bosheit, Selbstsucht und Hinterlist sich verbergen, als unter schwarzem Haar und hagerer Gestalt.

Wenige Minuten hatten hingereicht, um Frau v. Dernau zu dem Schlusse zu bringen, daß es das Beste sein werde, wenn sie ihren Aerger über ihres Bruders Lieblosigkeit, wie sie seine höfliche Kälte bei sich nannte, nicht zu sehr hervortreten ließe. Sie that deshalb, als ob sie ein Gähnen unterdrücke, und fragte sehr sanft und freundlich: „Bist du auch so müde, liebe Alwine?"

„Ganz erschöpft bin ich, Bertchen; aber Wetter und Wege waren auch zu wüst und grundlos. Dein Bruder hat wirklich Recht: wir hätten besser gethan, unsere Reise bis zum Sommer zu verschieben."

„Nicht doch, Kind; wir sind ganz zur rechten Zeit gekommen. Mit diesen Stürmen nimmt der Winter seinen Abschied, und wir werden nun bald das Vergnügen haben, den Frühling in seinen ersten Anfängen zu beobachten — eine Freude, auf welche wir in Berlin noch lange hätten warten können, und die man in einer Stadt überhaupt nie so gut genießt, wie auf dem Lande."

„Was für Wunder man doch erlebt!" warf der Freiherr verdrießlich dazwischen. „Seit wann schwärmst du denn für das Landleben, Bertha?"

Der Wiedereintritt ihres Bruders überhob sie der Antwort. Lorenz folgte seinem Herrn mit dem Theegeräthe, brachte Wein und kalte Küche und meldete, daß die Zimmer der Herrschaften in einer halben Stunde bereit sein würden.

Die gute Laune des Herrn v. Dernau war sehr bald wieder hergestellt. Er unterhielt sich mit seinem Schwager über seine eben zurückgelegte Reise, fragte nach den Umgebungen Parrsteins, den gesellschaftlichen sowohl als den landwirthschaftlichen, und erzeigte dem Wein und den Speisen durch Wort und That die gebührende Ehre.

„Die Gegend um Parrstein, das heißt in nächster Nähe, ist hübsch genug, wenn auch flach," berichtete sein Schwager. „Das Schloß hat einen zwar etwas vernachlässigten, aber umfangreichen Park, der selbst im Winter seine großen Schönheiten besitzt, denn er ist reich an uralten, mächtigen Eichen und Buchen. Zudem ziehen sich an der Nord- und Ostseite große Forsten hin, meistens Hochwald, halb Nadel-, halb Laubholz. Nach der entgegengesetzten Seite liegen die Pachtungen; der Boden soll gut sein, und so weit ich bis jetzt beurtheilen konnte, sind die Wohnungen sorgfältig unterhalten. Auch machen die Pächter den Eindruck zufriedener und wohlhabender Leute. Unser armer, einsiedlerischer Oheim war ganz gewiß ein wohlwollender und gewissenhafter Gutsherr, und ich will nach Kräften streben, ihm darin nachzuahmen."

„Du hast alle Ursache, ihn zu loben," bemerkte seine Schwester. „Wenn er gegen seine Pächter gütig war, gegen dich war er über — über . . . ."

Ihr Auge war auf eines der Landschaftsbilder gefallen, dessen Vordergrund eine fruchtbare Ebene darstellte, während ein altes, schloßartiges Gebäude den Mittelgrund einnahm. Weder das Sujet noch die Malerei waren vorzüglich genug, um es zu dem hervorragenden Platze, an dem es sich befand, zu berechtigen, und das brachte die Baronin auf einen Gedanken, der sie so in Anspruch nahm, daß sie selbst kaum bemerkte, wie sie mitten im Worte stammelte und stockte. Ihr Bruder half ihr mit einem leichten Spottlächeln ein: „Gegen mich war er übertrieben großmüthig, willst du sagen."

„Ueberaus großmüthig, Helmerich. Aber bitte, sage mir, was dieses Gemälde vorstellt.“

Helmerich sah ihr wieder lächelnd und fest in's Gesicht. „Also das zerstreute dich so sehr! Es ist Riedelheim, das Hauptgut in der Wetterau.“

„Das Hauptgut in der Wetterau!“ rief der Freiherr, „das klingt ja grandios. Wie viele Güter hast du denn dort, lieber Freund?“

„Ich weiß nicht; es gebrach mir noch an der nöthigen Zeit, mich genau mit dem Besitzstande bekannt zu machen, den mein Oheim mir hinterlassen hat,“ erwiderte der Graf in so abweisendem Tone, daß er seinen Zweck, ähnlichen unliebsamen Fragen vorzubeugen, vollkommen erreichte.

„Es ist natürlich, Eugen,“ nahm die Baronin das Wort, „daß du ein lebhaftes Interesse für Helmerich's Verhältnisse hast; aber bedenke doch, wie eine Unterhaltung über Güter und Pächter meine arme Alwine langweilen muß. War es nicht ein großer Liebesdienst von ihr, Helmerich, daß sie sich erbitten ließ, mich zu begleiten?“

„Er ist um so größer, als zu befürchten steht, daß die Langeweile, wegen welcher du das Fräulein bedauerst, kaum aus Parrstein zu verscheuchen sein wird.“

„Seien Sie unbesorgt, Graf Bärfelden,“ sagte Alwine; „ich habe sehr häusliche Gewohnheiten.“

„Häusliche Gewohnheiten?“ wiederholte Dernau und starrte das Fräulein sehr verwundert an. Ehe er aber sein Erstaunen über ihre Behauptung weiter motiviren konnte, richtete seine Frau an ihren Bruder die Frage: „Wer sind denn deine nächsten Nachbaren, Helmerich?“

„Die Bürger der kleinen Stadt Rewald.“

„Bürger?“ — Wie ausdrucksvoll betonte die Dame das kurze Wort! Sie legte in die zwei Silben so viel Ent-

täuschung, Geringschätzung und Verdruß, daß eine ganze Rede dadurch ersetzt wurde.

„Ich habe," fuhr der Graf ruhig fort, „eine sehr liebenswürdige Familie dort kennen gelernt, die des Gerichtsdirectors Dienberg."

„Ich glaube," bemerkte seine Schwester, „du hast dir als Regierungs-Assessor eine Vorliebe für Beamten und dergleichen Leute angeeignet."

„Mag sein; wenigstens hege ich die Ueberzeugung, daß man in Gelehrten- und Beamten-Familien viel gute Sitte und echte Bildung findet."

Seine Schwester zuckte die Achseln, sein Schwager leerte das Glas und sagte, es mit einem leichten Seufzer niedersetzend: „Geschmackssache."

Alwine beantwortete die Behauptung des Grafen durch ein scharfes Funkeln ihres flimmernden Auges.

Er nahm mit einem halben Lächeln wieder das Wort: „Es gibt auch zwei Adelige in Rewald, den Landrath v. Brunshausen, einen eckigen, alten Herbstgesellen, und den Assessor v. Eckenberg, ein hübschen, jungen Mann."

„Und gibt es keine bewohnten Güter in der Nähe?" fragte Alwine.

„Doch, mein gnädiges Fräulein; drei Stunden von hier liegt Hornheim, wo ein Herr von gleichem Namen haust; er hat zehn Kinder, eine kränkliche Frau und viele Schulden."

„Und ist das alles, Helmerich?"

„Ich denke, es ist völlig genug für ihn."

„Ich meinte nicht das; ich wollte fragen, ob es sonst keine umgänglichen Nachbaren gäbe."

„Eine Stunde jenseits von Rewald wohnen in einem kleinen Landhause zwei alte Schwestern, Fräulein v. Blanstein; aber weder geben noch besuchen sie jemals eine Gesellschaft. Außerdem wohnt ein Oberst außer Dienst v. Wolffs-

hagen in einem alten Hause, die Balkenfurth genannt; er soll nicht ganz ungesellig sein, und bei ihm wohnt seine erwachsene Enkelin."

„Nun, das wäre doch etwas," meinte Dernau.

„Sehr wenig!" sagte seine Frau: „Ein alter, langweiliger Militair und ein uncivilisirtes Gänschen mögen kaum genießbarer sein als die hier herumwohnende Roture, mit der sie wahrscheinlich auch im Verkehr stehen."

„Wer sagt dir denn, Bertha, daß der alte Herr langweilig und die junge Dame ein Gänschen ist? Ich habe von verschiedenen Seiten die Tüchtigkeit des Obersten rühmen hören, und kann dir versichern, daß seine Enkelin jedenfalls dem Vorwurfe der Unbedeutendheit entgeht."

„Kennst du sie?"

„Ich machte heute Morgen meinen Besuch auf der Balkenfurth und traf das Fräulein v. Wolffshagen allein zu Hause."

„Was der Herr Graf gewiß nicht bedauerten," sagte Alwine munter und schüttelte wie in muthwilligem Scherz das blonde Haupt, und dennoch fand der Graf in ihrem Lächeln etwas Herbes. „Sie hätten sich," fuhr sie fort, „sonst dem alten Herrn mehr widmen müssen als der jungen Dame."

„Wie, Alwinchen," fragte Bertha beifällig, „kannst du auch Jemanden necken? Das ist eine neue Eigenschaft, die ich an dir entdecke."

„Ich bitte um Entschuldigung," flüsterte Alwine, und beugte wie beschämt und erschreckt den hübschen Kopf."

„Beunruhige dich nicht, Kind," erwiderte Bertha, und streichelte zärtlich begütigend die weiche, volle Hand ihrer Freundin; „deine kleine Schelmerei wird nie Jemanden verletzen: dazu bist du viel zu sanft und zu gut."

Alwine nahm das Lob ihrer um mehrere Jahre jüngern Beschützerin mit der ausgeprägtesten mädchenhaften Bescheidenheit hin; sie sah dabei wirklich recht jugendlich und anziehend

aus. Der Baron erkannte diese Thatsache durch die Bemerkung an, die Reise müsse das Fräulein gar nicht angegriffen haben; denn sie sei niemals hübscher gewesen als eben heute Abend. Bertha suchte das Schmeichelhafte dieses Complimentes noch durch die Behauptung zu erhöhen, sie sei überzeugt, Alwine verdanke ihre reizende Frische der Ruhe und Geduld, womit sie stets alle Beschwerden und Unannehmlichkeiten ertrage. Als aber ihr Blick mit heimlichem Forschen ihren Bruder streifte, drängte sich ihr die unwillkommene Gewißheit auf, daß er allen ihrer Freundin gespendeten Lobsprüchen gegenüber in einem höchst widerspenstigen Skepticismus verharre.

VII.

Es blieb dem Grafen nur eine Wahl: er mußte entweder grob werden, oder seinen ungeladenen Gästen gestatten, auf unbestimmte Zeit in Parrstein zu bleiben. Er hätte sich, obgleich er ein freigebiger und gutherziger Mann war, vielleicht für das erstere entschieden, wenn es ihm nicht aus einem Grunde, den er sich selbst kaum eingestand, lieb gewesen wäre, für einige Zeit eine verheirathete Dame an der Spitze seines Hauswesens zu sehen. Deshalb ließ er es mit schweigender Zustimmung geschehen, daß seine Verwandten und Fräulein v. Allmersbach sich in seinem Hause augenscheinlich auf einen längern Aufenthalt einrichteten. Ja, er ging noch einen Schritt weiter: er stellte seinem Schwager für den Frühsommer das Vergnügen einer ergiebigen Jagd auf Rehe in den Parrstein'schen Forsten in Aussicht, und sprach damit so zu sagen die Erwartung aus, daß Herr und Frau v. Dernau mindestens den Juni noch in seinem Schlosse verleben würden.

So wenig Bertha sich es merken ließ, so verwundert war sie doch insgeheim über die Willfährigkeit, mit der ihr Bruder ihren etwas eigenmächtig durchgesetzten Anspruch auf seine Gastfreundlichkeit ertrug. Die Geschwister hatten sich niemals sehr nahe gestanden. Helmerich war früh auf das Gymnasium einer wohlfeilen kleinen Stadt gebracht worden, und wenn er zur Ferienzeit nach Hause kam, traf er oft nur seine Eltern in dem engen, abgelegenen Landhause, wo sie kümmerlich von der knappen Apanage des Grafen und dem kleinen Jahrgelde lebten, welches der Freiherr v. Parr, der Halbbruder von Helmerich's Mutter, dieser zuwandte. Seine Schwester war fast immer im Hause ihres Großvaters, des alten Grafen zu Bärfelden. Nachdem die Eltern gestorben waren, Helmerich sich als Regierungsbeamter eine bescheidene Existenz gegründet und die Comtesse Bertha ihre Hand dem Baron v. Dernau gegeben hatte, wurden die Berührungspunkte unter den Geschwistern noch seltener. Der Freiherr war zwar kein reicher Mann, doch besaß er genug, um bei umsichtig geordneter Lebensweise anständig auszukommen. Helmerich hatte, nachdem mit seiner Anstellung jeder Zuschuß von Seiten seines Oheims aufgehört hatte, nichts als sein Gehalt, und dieses war besonders anfangs so gering, daß es ihm sehr schwer wurde, den Anforderungen seines Standes zu genügen. Bertha wußte das freilich recht wohl; aber sie hatte nie nach seinen Verhältnissen gefragt und noch weniger zu einem Versuche — nicht, ihm thatsächliche Hülfe zu leisten, die er auch wohl kaum von ihr angenommen hätte —, sondern auch nicht zu dem entferntesten Versuche, ihm seine Lage durch Theilnahme oder guten Rath zu erleichtern, jemals sich herbeigelassen. Sie hatte dem Grafen also nie schwesterliche Liebe bewiesen; sie wußte das nicht allein selbst sehr genau, sondern sie war auch überzeugt, daß Helmerich das klar erkennen mußte. Als nun aber ein unerwarteter Glückswechsel

ihren Bruder plötzlich zum reichen Manne machte, somit ein gutes Einvernehmen mit ihm als angenehm und nutzenbringend sich erweisen mußte, entblödete sie sich dessenungeachtet nicht, Helmerich mit einem Aufwande schwesterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung entgegenzutreten, den dieser kaum für echt halten konnte.

Er machte ihr jedoch die Sache über Erwarten leicht, und da ihr der eine Theil ihres Vorhabens so überraschend gelungen war, wähnte sie sich auch des Erfolges fast sicher bei dem Plane, ihren reichen Bruder nach ihrem Sinne zu verheirathen. Sie hoffte durch Alwine Allmersbach, welche sie zu beherrschen glaubte, während das Fräulein an nichts weniger dachte, als sich von ihr gängeln zu lassen, zu einem Uebergewicht auch über ihren Bruder zu gelangen. Sie hatte jedoch erst sehr wenig zur Erreichung dieses Zieles thun können, als sie bereits erfahren mußte, daß es ihr äußerst schwer werden würde, ihren Plan durchzusetzen.

Die großen, bis zum Boden niedergehenden Fenster des Gesellschaftszimmers in Parrstein waren weit geöffnet; die erquickende Luft eines heitern Apriltages drang mit den warmen Sonnenstrahlen zugleich in das Gemach und bewegte leicht die Ranken einer Schlingpflanze, die von der Console an einem der Fensterpfeiler niederhingen. Frau v. Dernau saß mit einer Stickerei — nicht beschäftigt, sondern in den Händen — an einem allerliebsten altmodischen Arbeitstischchen von dunkelm Holze mit Messingverzierungen, und ließ ihre Blicke langsam durch den schönen, weiten Raum gleiten. Wenn sie ausgesprochen hätte, was sie dachte, so würde sie der Großartigkeit des Schlosses, seiner Säle und Zimmer, Treppen und Gänge in ihren Worten Gerechtigkeit haben angedeihen lassen; mit der innern Einrichtung von Parrstein aber war sie nicht zufrieden. „Ueberall diese dunkeln oder gar verblichenen Tapeten, diese übel zusammenpassenden Möbel, diese

erblindeten Spiegel! Und da hängen noch gar die Ranken darüber her und verhüllen fast das ganze Glas. Und der eine Corridor im obern Stockwerk ist noch mit Fliesen belegt. Ja, es muß sehr viel geschehen, ehe das Schloß sich eines modernen Comforts rühmen kann. Ich weiß nicht, ob Alwine richtigen Geschmack und ausreichende Erfahrung in diesen Dingen besitzt; von meinem Bruder glaube ich fast das Gegentheil. Nun, Alwine kennt keinen Eigensinn; ihr werde ihr schon mit dem nöthigen Rathe beistehen, und Helmerich muß natürlich ihre Wünsche berücksichtigen."

Helmerich selbst unterbrach ihre Ueberlegungen durch sein Eintreten und die Frage: „Du bist allein, Bertha? Wo ist Eugen?"

„Er ist ein Weilchen mit Alwine auf der Terrasse auf und ab geschritten; sie hofften, du würdest dich ihnen zu einem Spaziergange anschließen. Du ließest aber so lange auf dich warten, daß sie sich endlich entschlossen, allein in den Park hinauszuschlendern."

„Warum bist du nicht mit ihnen gegangen, Bertha? Der Morgen ist doch wunderschön."

„Ich hatte keine Zeit," erwiderte die Baronin und fing an, ihre Stickerei mit einem Eifer zu handhaben, als sei es wirklich diese dringend nothwendige Arbeit, die sie des Spazierganges beraube.

Der Graf sah ihr lächelnd zu; er stand über die Lehne eines hohen, alten Stuhles gebeugt, die Blicke fest auf ihre hübschen, beweglichen Finger gerichtet. Nach kurzer Pause hob sie das scharfe, dunkele Auge zu ihm auf und fragte etwas verstimmt: „Du glaubst wohl nicht, daß ich viel zu thun habe?"

„Warum sollte ich nicht? Ich gestehe jedoch, daß mir die eifrige Beschäftigung mit diesen sogenannten Handarbeiten immer als ein ziemlich zweckloser Fleiß vorgekommen ist."

„Das verstehst du nicht. Die hübschen Kleinigkeiten, die wir auf diese Weise anfertigen, sind durchaus nöthig, um ein Haus wohnlich und heimisch zu machen."

„Für Frauen vielleicht; ein Mann hat jedoch in der Regel lieber zu wenig als zu viel davon. Mir sagt zum Beispiel meine hiesige Einrichtung vollkommen zu, so wie sie ist, und es gibt doch im ganzen Hause keine von den bunten Kleinigkeiten, die in lästiger Fülle jeden modernen Salon einengen."

„Man merkt es dir an, Helmerich, daß du zu wenig in Frauengesellschaft gelebt hast."

„Weil ich nicht für Nippsachen und dergleichen schwärme?"

„Auch daran; und außerdem an manchem noch."

„Und du bist nun gekommen, um deinen vernachlässigten Bruder zu erziehen?"

„Es wäre fast nöthig, Helmerich."

„Ich bin dir sehr dankbar für deine gute Absicht, Bertha. Aber wozu hast du denn diese dicke Alwine Allmersbach mitgebracht, die dir beim Unterrichten und deinem Schüler beim Lernen nur störend sein kann?"

„Störend? Alwine störend? — Und wie ist es möglich, daß du sie die dicke Alwine nennen kannst?"

Die unverkennbare, unangenehme Ueberraschung seiner Schwester entlockte dem Grafen ein heiteres Lachen. „Denkst du denn, Bertchen, ich halte das Fräulein für schlank? — Wirklich, ich habe nicht gewußt, daß man das Sprüchwort von der Blindheit der Liebe auch auf die Freundschaft anwenden kann."

Die Baronin war innerlich weit mehr gereizt, als sie verrathen wollte; es kostete sie deshalb eine ernstliche Anstrengung, mit anscheinender Ruhe zu antworten: „Ich behaupte nicht, daß Alwine einen zarten Wuchs hat; aber für ihre Größe ist sie durchaus nicht zu stark. Sie galt in Berlin

für sehr hübsch, und ich bin gewiß, man findet nicht leicht ein Mädchen mit so schönem Haar und so frischen Farben wie die ihrigen."

„Es ist nicht meine Absicht, ihre Vorzüge abzuleugnen; wenn du mich aber mit ihr zu verheirathen wünschest, wirst du besser thun, mich nicht immer auf dieselben aufmerksam zu machen. Es ist ja allbekannt, daß derartige Bemühungen meistens den beabsichtigten Zweck gerade vereiteln."

Frau v. Dernau hatte Mühe, ihre äußere Fassung zu behaupten, so erschrocken war sie sowohl über den Sinn der Worte ihres Bruders, als über die ungeschminkte Offenheit, mit welcher er sich aussprach. Als er aber schwieg, hatte sie sich wieder genugsam in der Gewalt, um munter erwidern zu können: „Wie kannst du mir nur solche versteckte Plane zutrauen, Helmerich? Ich habe Alwine aus dem einfachen Grunde mitgebracht, weil ich sie gern habe und in dem stillen Parrstein eine liebe weibliche Gesellschaft zu haben wünschte."

„Das ist mir lieb zu hören, Bertha; denn wenn du Nebenabsichten mit dem Besuche deiner Freundin in meinem Hause verbändest, würdest du dich bald enttäuscht sehen. Diese wohlconservirte, phlegmatische Dame, deren anscheinender Sanftmuth ich durchaus nicht traue, wäre die Letzte, der ich meine Hand anbieten würde."

Er grüßte freundlich kühl, wie er seine Schwester immer zu behandeln pflegte, und schritt durch die Glasthüre auf die Terrasse hinaus.

Sie sah ihm nach, bestürzt, geärgert und zu verwirrt, um zu wissen, welches Benehmen sie jetzt einzuschlagen habe. Sollte sie sich ohne Kampf fügen und sich den Schein geben, als habe sie mit ihrer Reise nach Parrstein wirklich keinen andern Wunsch verbunden, als das schwesterliche Verlangen, eine Zeit lang in der Nähe ihres Bruders zu leben? Oder sollte sie versuchen, den Grafen wider sein Wissen und seinen

Willen dennoch zu dem Ziele zu lenken, wohin sie ihn von Anfang an zu führen beabsichtigte? — Sie behielt jedoch kaum so viele Muße, um sich diese Fragen klar vorzulegen, als eine unerwartete Störung ihr Nachdenken unterbrach. Im Vorsaale tönte eine laute, fremde Stimme; der alte Kammerdiener antwortete; dann wurde die Thüre des Gesellschaftszimmers geöffnet und Lorenz meldete den Herrn Obersten v. Wolffshagen.

„Mein Bruder ist nicht zu Hause," sagte die Baronin kurz und scharf, obgleich sie wohl bemerkte, daß der Oberst nahe genug war, um ihre Worte nothgedrungen hören zu müssen.

„Der Herr Graf sind im Garten, gnädige Frau," versetzte Lorenz. „Ich habe Befehl, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn Besuch käme. — Wollen der Herr Oberst gefälligst einen Augenblick verziehen?" Und dem Eintretenden einen Sessel reichend, entfernte der alte Mann sich mit dienstlichem Eifer, um seinen Herrn aufzusuchen.

Es war dem Obersten nicht eben angenehm, so einer Dame gegenüber allein gelassen zu werden, welcher seine Gegenwart offenbar nicht willkommen war. Er war ja aber nicht ihretwegen nach Parrstein gekommen, sondern um des Hausherrn willen, der nach allem gern bereit schien, ihn zu empfangen. Außerdem war das Gefühl der Schüchternheit dem alten Herrn so völlig unbekannt, daß er sich, trotz des hochmüthig gehobenen Hauptes und der kalten, weggewendeten Blicke der Baronin, mit einer Sicherheit benahm, um die der weltgewandteste Höfling ihn hätte beneiden können.

„Ich bedauere, meine gnädige Frau, daß ich störend hier eindringe," sagte er mit einer eben so artigen als ruhigen Verbeugung. „Allein, weil dies das erste Mal ist, daß ich in Parrstein bin, war ich gezwungen, mich ganz der Führung des mich meldenden Dieners zu überlassen. Das Erscheinen

des Herrn Grafen wird Sie hoffentlich bald von dem unbescheidenen Eindringling befreien."

„Beunruhigen Sie sich nicht, mein Herr; Sie haben mir keine Störung verursacht," erwiderte die Baronin, ihre schroffe Haltung zu einer Art von Freundlichkeit mildernd. Sie hatte sich bereits besonnen, daß es nicht klug sein werde, einen Mann, auf dessen Bekanntschaft ihr Bruder einigen Werth zu legen schien, zu beleidigen, und nebenbei auch erkannt, daß es schwer sein möchte, den ehemaligen Militair einzuschüchtern.

Herr v. Wolffshagen erkannte ihre Höflichkeit durch eine neue Verbeugung an, und nahm dann wohlbehaglich von dem Lehnstuhle Besitz, den Lorenz ihm hingestellt hatte. Er begann ein Gespräch über das Schloß, seine Bauart, seine Lage und ähnliche, naheliegende Gegenstände. Seine Unverwüstlichkeit ärgerte Frau v. Dernau, und es ist fraglich, ob sie ihre Höflichkeitsrolle bei länger anhaltender Probe durchgeführt haben würde.

Bevor jedoch ihre übele Stimmung siegte, erschien der Graf und begrüßte den Obersten mit solcher Wärme, daß dieser keinen Zweifel darüber hegen konnte, wie sein Besuch dem neuen Gebieter von Parrstein hochwillkommen sei.

Auch Alwine und der Freiherr fanden sich im Gesellschaftszimmer ein, die Eine aus Neugierde, der Andere, weil jede Zerstreuung ihm willkommen war. Die für einen Morgenbesuch herkömmliche halbe Stunde war bald verplaudert, und als der Oberst sich verabschiedete, gab der Graf ihm die wiederholte Versicherung, daß er sich nicht bloß sehr freue, seinen Besuch bald zu erwidern, sondern auch darauf, seine Schwester und Fräulein v. Allmersbach dem Fräulein v. Wolffshagen vorzustellen.

Kaum hatte die Thüre sich hinter dem Obersten geschlossen, als die Baronin sich in sehr herbem Tone an ihren Bruder

wandte: „Um eines muß ich bitten, Helmerich; ich wünsche, daß du künftig die Güte haben mögest, mich für mich selbst reden zu lassen.“

„Dich für dich selbst reden zu lassen?“ wiederholte der Graf erstaunt. „Habe ich dich denn unterbrochen, Bertha?“

„Unterbrochen? — Nein! — Es war jedoch durchaus nicht meine Absicht, der Enkelin dieses verabschiedeten Obersten einen Besuch zu machen, und nun hast du es ihm mit solchem Empressement zugesagt! Es wird mir schwer werden, einen Vorwand zu ersinnen, der triftig genug scheint, mich davon zu dispensiren.“

„Gib dir keine Mühe, nach einem solchen Vorwande zu suchen,“ erwiderte der Graf mit jener ruhigen Bestimmtheit, welche Bertha in den wenigen Tagen, die sie in Pärrstein zugebracht, bereits achten gelernt hatte. „Wenn deine Abreise nicht in den nächsten Tagen erfolgen sollte, wirst du mich ganz gewiß nach der Balkenfurth begleiten.“

„Wie kannst du das voraussetzen?“ fragte Bertha, nicht gerade heftig, aber mit einer Schärfe, die den Grafen ärgerte.

Er würde aufgefahren sein, hätte sein Auge nicht zufällig Alwinens Gesicht gestreift. Er begegnete hier einem jener blitzartigen Blicke, die ihm so unangenehm waren, und die noch durch ein scharfes Zusammenpressen der schmalen Lippen unterstützt wurden. Der Widerwille, den er dagegen empfand, vor einem so übeldeutenden Auge einen Auftritt herbeizuführen, ließ ihn die äußere Ruhe bewahren. „Denke einen Augenblick nach, Bertchen, und du wirst mir Recht geben,“ sagte er, sich mit brüderlicher Vertraulichkeit über ihren Stuhl beugend, den Blick jedoch fest auf Fräulein v. Allmersbach heftend: „Ich bin hier in der Gegend der Erste unter meinen Standesgenossen und fühle mich deshalb zur größten Rücksichtnahme gegen Alle verpflichtet, mit denen ich in Verkehr trete. Jeder, der meine Gastfreundschaft länger als auf zwei

oder drei Tage in Anspruch nimmt, also gewissermaßen mein Hausgenosse wird, nimmt Theil, wie an den Rechten, so auch an den Pflichten meiner Stellung. Ich würde mich also genöthigt sehen, Jeden, der ihnen nicht genügen will, zu bitten, seinen Aufenthalt in Parrstein abzukürzen. So etwas kann aber zwischen uns niemals vorkommen; denn ich bin überzeugt, daß ihr, Dernau sowohl als du, liebe Bertha, nie anstehen werdet, mir meine Pflichten erfüllen und meine Interessen fördern zu helfen; und ich betrachte erstere als durchaus unzertrennlich von letztern."

„Du kannst überzeugt sein, Helmerich, daß ich nie vor einem Besuche zurückscheuen werde, zu dem du mich aufforderst," versicherte der Freiherr mit ausnehmender Ernsthaftigkeit.

„Ich danke dir, Dernau, und bin von deiner Bereitwilligkeit überzeugt," erwiderte der Graf. „In der nächsten Woche wollen wir denn mit unsern Damen eine ganze Visitenronde machen. — Und nun komm' mit zu den Ställen, Eugen; es ist ein Hamburger Kaufmann da, der mir einige englische Reitpferde zum Kauf anbietet."

Dernau schloß sich seelenvergnügt seinem Schwager an; seine Frau aber und ihre Freundin blieben in sehr nachdenklicher Stimmung zurück. Sie hatten Beide erkannt, daß der Graf, entschlossen, sich von seiner Umgebung in keiner Weise beherrschen zu lassen, gegen jeden derartigen Versuch auf der Hut war, und daß er eine auf ihn gerichtete Absicht, welcher Art sie auch sein möge, nur zu argwöhnen brauche, um sie sofort unbarmherzig zu vereiteln.

VIII.

In Rewald wurde der Jahrmarkt abgehalten. Der Oberst hatte seinen Oberknecht dahin geschickt, um einige neue Dresch-

flegel und Sensen, Peitschenschnüre, Kinnketten und ähnliche in der Landwirthschaft unentbehrliche Gegenstände einzukaufen. Eine halbe Stunde später war er ihm nachgeritten, nicht weil er an der Umsicht oder der Ehrlichkeit des Mannes gezweifelt hätte, sondern weil er sich, bei dem halben Feiertage, den er seinen Leuten gegeben hatte, selbst gründlich langweilte.

Beatrix benutzte die ihr so unerwartet zufallenden freien Stunden, um ihre armen Schützlinge an der Balkenfähre zu besuchen. An Tagen wie der heutige, wo es an einem nicht gar zu entfernten Orte ein Trinkgelage gab, war sie im Fährhause besonders willkommen. Es hatte das seinen traurigen Grund. Peter Hahnen, der Fährmann, verschmähte zwar an keinem Tage seines Lebens den Genuß einer so großen Portion Branntwein, als er sich irgend zu verschaffen wußte; nebenbei war er aber auch noch das, was man einen Gelegenheitssäufer nennt. Wo es eine Hochzeit, eine Beerdigung, eine Kindtaufe, oder eine Zeche bei Gelegenheit eines Neubaues gab, fand er sich geladen oder nicht geladen ein; er trank, so viel er habhaft werden konnte, und trieb sich Tag und Nacht umher, ehe er sich wieder bei den Seinigen einstellte. Diese sahen dann stets voll Furcht seiner Heimkehr entgegen; denn an Geist und Körper verwildert, unzufrieden mit sich selbst und mit aller Welt, pflegte er bei solchen Anlässen zu der Armuth, in welche seine Ausschweifungen Weib und Kind gestürzt hatten, auch noch Schimpfreden und sogar thätliche Mißhandlungen zu fügen.

Seit länger als einem Jahre war das unglückliche Weib des Trunkenboldes krank. Ihr Leiden, wahrscheinlich eine Folge der Schrecken und Entbehrungen, denen sie so lange Zeit ausgesetzt gewesen war, schien die Rohheit ihres Peinigers noch zu vergrößern, und wenn das Mitleid der mildherzigen Beatrix und die Menschenfreundlichkeit des Obersten, der, wenn auch in seiner Weise scheltend, seiner Enkelin nie die

Mittel vorenthielt, den Armen zu helfen, der Unglücklichen nicht beigestanden hätten, sie wäre mit ihrer Tochter zu Grunde gegangen.

Als Beatrix die Thüre der Hütte erreichte, wurde diese von innen geöffnet und Nettchen Hahnen, die Tochter des Fährmannes, erschien in derselben. „Ich sah Sie kommen, gnädiges Fräulein," flüsterte sie. „Ich bitte, treten Sie ein. Die Mutter schläft."

„Wie geht es ihr heute?" fragte Beatrix, dem Mädchen in das vordere Gelaß des Hauses, das halb Küche, halb Flur war, folgend. Bei aller Dürftigkeit hatte der kühle Raum das Einladende, welches Ordnung und Reinlichkeit verleihen, und Beatrix ließ sich, als ob sie sich hier völlig heimisch fühle, auf dem groben Binsenstuhle nieder, den Nettchen für sie neben den kleinen, runden Klapptisch stellte.

„Ach, die Mutter ist nicht besser," wisperte das Mädchen wieder. „Wie sollte sie es auch sein können, da sie sich so ängstigt? — Der Vater ist seit gestern früh gar nicht mehr nach Hause gekommen."

„Das pflegt er bei Jahrmärkten ja immer so zu halten," entgegnete Beatrix beruhigend. „Wenn wir die gute Madelene nur bereden könnten, es etwas leichter zu nehmen. — Ich soll dich auch grüßen vom Großvater, Nettchen, und dies sollst du deiner Mutter für den Abend zurichten." Ein ziemlich großes Packet öffnend, welches sie unter dem Mantel trug, legte sie ein Laib feines Brod nebst einem kalten Hähnchen auf den Tisch und stellte eine kleine Flasche Wein daneben.

„Ach, Fräulein! Liebes, bestes Fräulein, was sollten wir ohne Sie wohl anfangen? Durch's Feuer könnte ich für Sie gehen, und dann hätte ich Ihnen noch nicht genug gedankt für alles, was Sie an uns thun."

„St, St, Nettchen! Wir haben keine Zeit zu vielen Plaudereien. Du weißt, sehr lange kann ich nicht hier bleiben;

wenn du also draußen etwas zu thun hast, so beeile dich, damit es geschehen kann, während ich hier bin."

„Ach, das käme mir sehr gelegen. Ich habe mich bei der Bäuerin auf dem Sommerhofe, die dieses Jahr eine Magd weniger hält, verdungen, ihr täglich eine Trage Viehfutter aus dem Unterkamp zu holen. Wenn ich das jetzt schnell thun dürfte —"

„Gewiß, gewiß. Wo hast du das Tragtuch? — Hier hängt ja die Sichel. — So, nun geh' rasch. Ich werde schon für deine Mutter sorgen und auf die Fähre sehen, bis du zurückkommst."

Nettchen ging und Beatrix setzte sich an das kleine Fenster neben der Hausthüre, um von hier aus sowohl auf das Ufer des Flusses, als auf jeden Ruf der Kranken achten zu können. Sie hatte in ähnlicher Weise schon manche einsame Stunde in dem Fährhause zugebracht, hin und wieder auch einen Wanderer hinüber und herüber gerudert. Letzteres aber wagte sie jetzt nicht mehr zu thun, weil sie wußte, daß ihr Großvater es nicht gut heißen würde.

Eine Viertelstunde blieb sie sich selbst überlassen; dann verlangte die Kranke zu trinken. Sie mischte ihr etwas Wein unter ihr Zuckerwasser und freute sich, als die Leidende es von ihr annahm, als müsse das so sein, und dann sichtlich erquickt wieder einschlief. Etwas später riefen zwei Knaben von dem jenseitigen Ufer aus ihr: „Hol' über!"

Sie ging an den Fluß hinab und bedeutete ihnen, daß sie warten müßten, und die Kinder, schon mit ähnlichen Vorkommnissen vertraut, suchten sich im Schatten der Rüstern die Zeit mit harmlosen Spielen zu vertreiben.

Wieder saß Beatrix einsam an dem kleinen Fenster, und wäre es nicht um der Knaben willen gewesen, so würde sie kaum gewünscht haben, daß Nettchen bald zurückkomme. So

ruhig wie hier konnte sie sonst niemals sein. Wenn sie zu Hause in ihr ärmliches Zimmer schlüpfte, mußte sie immer befürchten, durch den lauten Ruf ihres Großvaters oder durch die keifende Stimme Trinettens aufgestört zu werden. Gleich allen sinnigen Naturen, die dazu verurtheilt sind, sich fortgesetzt einem fremden, von ewigem Wechsel bewegten Willen zu unterwerfen, kannte sie kein größeres Glück, als ungestörte Stille.

Sie sollte sich ihrer heute nicht lange erfreuen. Waren das nicht Hufschläge? — Wirklich, ein Reiter kam auf dem Feldwege um die Ecke des Hauses herum, ritt bis zur Thüre, rief den Hausleuten und klopfte an. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick; es war der Graf zu Bärfelden, und sie, die vor einigen Tagen im Hause ihres Großvaters kaum über den erforderlichen Muth gebot, um den vornehmen Fremden schicklich zu empfangen, sollte ihm nun Rede und Antwort stehen, hier, an einem fremden Orte, wo sie eigentlich gar nicht hingehörte. Zum Glück war sie genöthigt, einen schnellen Entschluß zu fassen. Die Kranke durfte nicht durch lautes Rufen und Klopfen erschreckt werden, und so faßte Beatrix sich ein Herz und trat, ein bittendes Lächeln auf der Lippe, über die Schwelle der Hütte.

Der Graf war auf's äußerste erstaunt, statt des erwarteten Fergen das Fräulein von Wolffshagen erscheinen zu sehen. Sie ließ ihm jedoch keine Zeit, seiner Verwunderung Worte zu leihen, sondern sagte leise und bittend: „Haben Sie die Güte, sich einen Augenblick zu gedulden, Herr Graf; es ist eine Kranke im Hause.“

„Und Sie sind hier, zu pflegen und zu trösten, mein gnädiges Fräulein?“ sprach er, gleichfalls seine Stimme dämpfend, mit ehrerbietigem Gruße. „Seien Sie unbesorgt, ich werde mich ganz still verhalten, bis Sie mir Jemanden aus dem Hause schicken, der mich über den Fluß setzen kann.“

„Ach, das ist für jetzt unmöglich. Wir müssen sehr um Ihre Nachsicht bitten, Herr Graf; es ist augenblicklich außer der Kranken Niemand im Hause, als ich.“

„Wie, man hat Sie hier ganz allein mit der kranken Person gelassen!“ rief der Graf, augenscheinlich lebhaft entrüstet. Im nächsten Moment hatte er sich aus dem Sattel geschwungen und stand neben dem erschrockenen Mädchen.

Die Kranke drinnen rief ängstlich nach ihrer Tochter.

„Ach, Sie haben sie geweckt,“ sagte Beatrix bekümmert; und für den Augenblick den Grafen ganz außer Acht lassend, eilte sie hinein, um die Leidende zu beruhigen.

Der Graf sah ihr theilnehmend nach; dann befestigte er den Zügel seines Pferdes an den ersten besten Pflock und folgte ihr. Von ihrer Stimme geleitet, kam er zu der offenstehenden Kammerthüre. Er fand Beatrix über das Bett der Kranken gebeugt, in dem Bemühen, ihr zu einer Aenderung ihrer Lage behülflich zu sein, und ihre aufreibende Sorge, daß etwas verkehrt gehe, weil Nettchen nicht da sei, mit sanften Worten zu beschwichtigen. Sobald die Leidende wieder beruhigt in ihren Kissen lag, erhob Beatrix sich, um zu dem Grafen zurückzukehren. Sie erröthete dunkel, als sie ihn an der Kammerthüre bemerkte, begleitete ihn aber schweigend vor die Hütte hinaus. Auch er blieb still, bis sie im Freien waren; dann sagte er einfach und warm: „Fräulein v. Wolffshagen, ich vermag es nicht auszusprechen, wie sehr mich Ihre barmherzige Handlungsweise, von der ich so unerwartet Zeuge wurde, gerührt hat. Es ist nichts Geringes, die schönen Stunden der sorglosen Jugendzeit an dem Lager der Armuth zu opfern.“

Sie sah ernst zu ihm auf, fast als thue es ihr leid, ihm widersprechen zu müssen; aber sie gab der Wahrheit die Ehre mit den ruhigen Worten: „Sie überschätzen mein Thun und seine Beweggründe, Herr Graf. Es ist kaum Mitleid,

was ich hier übe; mein Aufenthalt bei diesen armen Leuten ist für mich erfreulicher, als für sie."

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß es ihr vollkommen Ernst mit ihrer Behauptung war; sie wollte ein Lob, zu welchem sie sich nicht berechtigt glaubte, ehrlich ablehnen. „Sie ist so bescheiden als selbstlos," dachte Helmerich, und fragte sie dann nach der Ursache, wegen deren man sie so allein bei der hülflosen Kranken gelassen. Sie erklärte ihm kurz die Lage der armen Frauen im Fährhause und das Verhältniß, welches sich zwischen ihnen und ihr selbst ausgebildet hatte. So warm er, trotz ihrer schlichten Darstellung, manches in demselben bewunderte, so hielt er doch nicht zurück mit seinem Tadel; er stellte ihr vor, daß sie bei Gelegenheiten, wie die heutige, in der einsamen Hütte mancherlei Unannehmlichkeiten und selbst Gefahren ausgesetzt sein könne.

„Ich zittere bei dem Gedanken, daß dieser Trunkenbold heimkehren und Sie erschrecken könnte!" rief er. „Noch schlimmer aber ist es, daß jeder rohe, gewissenlose Mensch das Recht hat, sich jeden beliebigen Augenblick an solch einer öffentlichen Fähre einzufinden. Sie ahnen nicht, mein gnädiges Fräulein, welchen Insulten Sie hier ausgesetzt sein könnten."

„Es ist nicht so gefärlich," betheuerte sie, über seine Heftigkeit heiter lächelnd. „Peter Hahnen hat viel zu große Angst vor meinem Großvater, als daß er es wagen sollte, mir ein Haar zu krümmen; und, wie er, leben alle Strolche meilenweit in der Runde in heilsamer Furcht vor dem Obersten v. Wolffshagen. Sie dürfen mir glauben, Herr Graf, seine Enkelin kann ungefährdet zwischen der Balkenfurth und sämmtlichen kleinen Ortschaften der Gegend umherstreifen."

„Dennoch kann ich mich nicht über die Möglichkeit beruhigen, daß Sie, eben an dieser Stelle hier, sich großen

Unannehmlichkeiten ausgesetzt sehen könnten. Ich halte es für meine Pflicht, den Herrn Obersten zu bitten, daß er Sie nie ohne genügenden Schutz hierher gehen lasse."

„Thun Sie das nicht, Herr Graf!" bat Beatrix erschrocken. „Mein Großvater hat bei meinen Besuchen an der Fähre nie an einen Uebelstand gedacht, sonst hätte er sie nicht erlaubt. Würde er jetzt auf einen solchen aufmerksam gemacht, so würde er es der armen, alten Madelene verdenken, daß sie ihn nicht davor gewarnt hätte. Ich bitte, lassen Sie die Sache auf sich beruhen; sie ist wirklich nicht von der geringsten Erheblichkeit."

„Das darf ich nicht, Fräulein v. Wolffshagen," versetzte er mit einem Ernst, der sie ganz beklommen machte. „Sie sind zu jung und in zu großer Einsamkeit erzogen worden, als daß Sie die Angelegenheit, der Sie eine viel zu geringe Wichtigkeit beilegen, richtig zu beurtheilen vermöchten."

„Aber, Herr Graf," wendete sie schüchtern ein: „selbst zugegeben, daß Sie zu einem richtigern Urtheil befähigt sind, als ich, so haben Sie doch keine Verpflichtung, für meine Sicherheit zu sorgen."

„Es betrübt mich, mein gnädiges Fräulein," sagte er mit leichter Bewegung in seiner Stimme, so daß sie fürchtete, ihn beleidigt zu haben, „daß Sie mir diese Pflicht nicht zugestehen wollen; aber mit demselben Rechte, womit Sie mir dieselbe bestreiten könnten, dürfte ich Ihnen gegenüber behaupten, Sie seien nicht dazu berufen, die Kranke dort in der Hütte zu pflegen."

Sie schlug die klaren Augen, die sie bisher vertrauensvoll zu ihm erhoben hatte, tief nieder, ließ die kleinen, bräunlichen Hände wie erschöpft sinken und stand vor ihm, ein sprechendes Bild kindlicher Bekümmerniß und Rathlosigkeit.

Er schaute sie an, als finde er ihren Anblick überaus einnehmend, und er würde das eingetretene Schweigen vielleicht

noch etwas verlängert haben, hätte er nicht Mitleid mit ihrer sichtlichen Unruhe gefühlt. „Sie üben eigentlich einen Mißbrauch der Gewalt,“ sagte er leise, als werde es ihm schwer, seine Schwäche zu gestehen, „aber wer, der Sie so vor sich sieht, würde nicht der Versuchung unterliegen, selbst gegen besseres Wissen nach Ihrem Wunsche zu handeln? — Ich verspreche Ihnen, meine Bedenken gegen den Herrn Obersten zu verschweigen; dagegen müssen Sie mir gestatten, die Kranke drinnen so wirksam zu unterstützen, daß sie der Nothwendigkeit, ihre Tochter von sich zu lassen, überhoben ist —“

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen auf's herzlichste, Herr Graf!“ unterbrach sie ihn, ohne zu bemerken, daß er nicht ganz ausgeredet hatte, und ihre milden, braunen Augen strahlten ihm so freudig entgegen, daß ihr Licht ihm herrlicher dünkte, wie das des schönen Frühlingstages selbst. „Sie werden sich Ihrer Wohlthat selbst erfreuen; denn sie könnten sie keinen bessern Menschen zuwenden, als Nettchen und ihrer armen Mutter.“

„Ich habe aber noch eine Bedingung zu stellen, mein gnädiges Fräulein.“

Sie sah ihn so erschrocken an, daß er sich beeilte beizufügen: „Sie müssen mir das Versprechen geben, niemals mehr allein bei der Kranken im Fährhause bleiben zu wollen.“

„Gewiß; dessen bedarf es ja nun nicht mehr. Aber hier ist Nettchen; sie steht schon einige Minuten hinter Ihnen und wartet darauf, Sie überfahren zu dürfen.“

„Ja — aber wo bleibt des Herrn Pferd?“ fragte Nettchen, in der eckigen, unbeholfenen Weise vortretend, die sie annahm, wenn etwas nicht nach ihrem Sinne war.

„Das wird natürlich mit übergesetzt.“

„Der größte Nachen ist ja zu klein für mich und den Herrn und das Pferd.“

„Sie hat Recht," bestätigte der Graf. „Herr v. Hornheim, der mir sagte, daß ich bei einem Ritt über die Balkenfähre eine Stunde Weges ersparen würde, hätte wohlgethan, beizufügen, daß die Kähne für Thiere nicht practicabel sind."

„O, was das angeht," erwiderte Nettchen etwas beleidigt, „so sind sie für Vieh eben so gut als für Menschen. Ich habe mehr als eine Kuh übergefahren. Aber so ein Pferd, das hält nicht still, und wenn das Beest und ich darin sind, ist auch kein Platz für den Herrn."

„Sei nicht so unfreundlich, Nettchen," ermahnte Beatrix die verdrießliche Bäuerin, als sei diese ein Kind und sie selbst eine erfahrene Frau. „Mit einigem guten Willen läßt die Sache sich machen. Das Pferd scheint sehr ruhig zu sein, und wenn der Herr Graf es in den größern Kahn führt, kannst du es übersetzen, während er selbst den kleinern benutzt."

Ihr Vorschlag wurde angenommen, und als Nettchen ihre Fahrt mitsammt dem Pferde angetreten hatte, verabschiedete Helmerich sich ehrerbietig von dem jungen Mädchen, welches, sobald sie ihn in dem zweiten Kahn sah, sich in die Hütte zurückzog. Nettchen kam bald mit ihrem Nachen zurück. Sie sprang hastig an's Ufer und nahm sich kaum die Zeit, die Stricke an den Pflöcken zu befestigen, so drängte es sie, dem Fräulein mitzutheilen, wer der Fremde sei, wie reich er sie beschenkt und welch ein hübsches Monatsgeld er ihr zu geben versprochen, so lange die Mutter krank bleibe. „Nur unter der einzigen Bedingung," fügte sie bei, „daß ich sie nie, auch keinen Augenblick lang, allein lassen soll. Ach, ich verlange ja nichts Besseres! Ich ging nur aus, weil ich gezwungen war, etwas zu verdienen."

„Und du warst so unhöflich gegen ihn," sagte Beatrix vorwurfsvoll. „Nettchen, Nettchen, du mußt dich bemühen, deiner Mutter ähnlicher zu werden; mit so hartem Kopfe kommt man nicht durch die Welt."

IX.

„Dienberg,“ sagte die Frau Director nach aufgehobener Tafel zu ihrem Gemahl, „kannst du heute mit mir nach der Balkenfurth gehen? Es ist ein so wunderschöner Tag, und ein tüchtiger Spaziergang würde dir sehr zuträglich sein.“

„Ich habe aber für jetzt keine Zeit, ihn zu unternehmen, Julchen. Gib du aber deshalb deinen beabsichtigten Ausflug nicht auf. Ja, ich kann es sogar einrichten, mich daran zu betheiligen, wenn du hinfahren willst. Ich komme dann gegen sechs nach und fahre um acht Uhr mit dir nach Hause. Den Weg in so kurzer Zeit zwei Mal zu Fuß zurücklegen, möchte ich nicht.“

Julchen fand den Vorschlag ihres Eheherrn sehr annehmbar; er wurde also ausgeführt. Gegen vier Uhr fuhr des Directors altmodische Kalesche in den Hof an der Balkenfurth ein.

Beatrixens Freude über den Besuch ihrer wohlwollenden Freundin war so herzlich wie immer; der Oberst empfing den lieben Gast mit der freundlichen Achtung, die er der vortrefflichen Frau stets bewies. Es gab eben in seiner kleinen Landwirthschaft manches für ihn zu thun; aber er verschob einige seiner Verrichtungen auf morgen, um sich der Gesellschaft der heitern, liebenswürdigen Dame zu widmen.

Nach eingenommenem Kaffee hatte der Oberst einige Anordnungen zu treffen, und Beatrix führte Frau Dienberg zu dem Aurikelbeet unter den Obstbäumen, das eben in voller Blüthe stand. Sie erzählte von der freudigen Mühe, mit welcher sie die kleinen, so schwer zu ziehenden Pflänzchen ein ganzes Jahr gepflegt habe, und war so glücklich über den Lohn, den die köstlichen Blumen ihr in ihrem sammetweichen

Schmelze und ihrem feinen Dufte spendeten, daß die Frau Director sich im Stillen sagte: „Gott sei Dank, sie hat die unangenehme Geschichte mit dem Eckenberg ganz überwunden.“

Man hatte sich eben wieder im Wohnzimmer zusammengefunden, als eine ungewohnte Erscheinung, ein eleganter offener Wagen in die Linden-Allee einbog. „Es steht Ihnen noch ein weiterer Besuch bevor, Herr Oberst,“ sagte Frau Dienberg, die vom Fenster aus dies bemerkte.

„Das scheint so; aber wer kann das sein?“

„Es ist die Equipage von Parrstein.“

„Ei, zum Kuckuck, der Graf in Gesellschaft seiner Damen!“ bestätigte der alte Herr mit einem Gesichte, als sei der letztere Umstand nicht eben wünschenswerth. „Da fahren sie schon in den Hof. Fass' dich zusammen, kleine Kröte, und benimm dich nicht wie ein Landpomeränzchen.“

Ob die ziemlich rauh ausgesprochene Ermahnung geeignet war, dem jungen Mädchen die erwünschte Sicherheit des Benehmens zu geben, schien sehr zweifelhaft. Während ihr Großvater das Zimmer verließ, um den Angekommenen entgegenzugehen, trat Beatrix heftig erröthend dicht an Frau Dienberg's Seite und flüsterte: „Ich bin sehr froh, daß Sie hier sind.“

„Glaubst du denn Schutz zu bedürfen, mein Töchterchen?“ fragte die gute Frau mit ermuthigendem Lächeln. „Ich denke, du würdest auch ohne mich fertig werden.“

Der Oberst öffnete weit die niedere, breite Thüre und zwei schöne Damen in höchst eleganten Frühlings-Toiletten rauschten herein, die alte, grüne Stube mit einem Glanze erfüllend, der alle ihre Mängel in ein peinliches Licht stellte. Das war der erste, beinahe überwältigende Eindruck, den Beatrix von dem Auftreten der Frau v. Dernau und des Fräuleins von Allmersbach empfing. Ihm folgte fast unmittelbar ein an Entrüstung grenzendes Gefühl, als aus den

halbgeschlossenen, dunkeln Augen der schönern Fremden ein äußerst wegwerfender Blick sie traf. „Sie kommen in meines Großvaters Haus," dachte sie, „und sie haben keine Ursache und kein Recht, mich hier zu beleidigen." Sie richtete sich unwillkürlich mit einem sie wohl kleidenden Selbstgefühl auf, das alle linkische Schüchternheit des blöden Landmädchens von ihr abstreifte. Frau v. Dernau hatte ihr ganz gegen ihren Willen einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwiesen.

Diese stumme Scene nahm nur wenige Augenblicke in Anspruch. Auch Baron Dernau und Graf Bärfelden waren eingetreten, und nachdem letzterer Beatrix, als der Dame des Hauses, seinen ehrerbietigen Gruß gebracht, übernahm er die Obliegenheit, diejenigen der Anwesenden, die sich gegenseitig noch unbekannt waren, einander vorzustellen. Und Beatrix machte hierauf die Honneurs des Hauses, zum Erstaunen ihres Großvaters, so vollkommen gut, „als wenn die kleine Kröte in einer Residenz erzogen wäre". Frau Dienberg war fast eben so verwundert, aber viel mehr erfreut über die Haltung des jungen Mädchens, und eben so sehr war dies Beatrix selbst. Sie wußte nicht, welche starke Stützen in ihrer bescheidenen Selbstachtung, in der sichtlichen Zufriedenheit ihres strengen Großvaters und endlich in dem uneingestandenen Wunsche, sich die Achtung des Grafen zu erringen, ihr zu Gebote standen.

Die Unterhaltung wurde bald allgemein und beschäftigte sich natürlich mit der Umgegend und den Genüssen, die sie, vorzüglich in Bezug auf Geselligkeit, zu bieten habe. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Fräulein Alwine einer reisenden Abenteurerin, die sich gestern in Parrstein eingefunden, und trotz eines namhaften Geldgeschenkes, das der Graf ihr verabreichen ließ, sich kaum habe abhalten lassen, in den Salon zu dringen, um den Herrschaften ihre unerwünschten Vorstellungen, Declamations- und Gesanges-Uebungen zum Besten

zu geben. Der Oberst wechselte plötzlich die Farbe, und Alwine Allmersbach hatte seine Gunst für immer verscherzt; denn er nahm jede noch so entfernte Erinnerung an Schauspieler und Schauspielerkünste als eine persönliche Beleidigung auf; ob der Uebelthäter die Geschichte seines verstorbenen Sohnes kannte oder nicht, das machte die Sache weder schlimmer noch besser.

Frau Dienberg versuchte vergebens, das Gespräch unvermerkt auf ein anderes Thema hinüberzuleiten. Bertha und Alwine hatten beide bemerkt, daß die Erwähnung der Bänkelsängerin den Obersten ärgerte und Beatrix peinlich berührte. Sie waren vom Grafen etwas gewaltsam, wie sie es betrachteten, bestimmt worden, die Familie Wolffshagen zu besuchen, und deshalb mit keineswegs wohlmeinenden Gesinnungen nach der Balkenfurth gekommen. So hatten sie Beide, ohne sich darüber auszusprechen, mit seltener Einmüthigkeit den Entschluß gefaßt, für den alten Officier und seine Enkelin „keinerlei frais zu machen, im Gegentheil, sie ein wenig zu accabliren." Getreu diesem lobenswerthen Vorsatze, hielten sie den ihren Wirthen sichtlich unliebsamen Gesprächsgegenstand fest, so lange er sich ohne Augenfälligkeit ausbeuten ließ. Dann kam Bertha von der erwähnten Abenteurerin auf emancipirte Frauen im Allgemeinen zu sprechen, und hier stimmten der Oberst sowohl als der Graf, die beide, gleich allen stolzen und thatkräftigen Männern, am Weibe die reinste Weiblichkeit über alles schätzten, ihr in manchem Punkte bei.

„Die gnädige Frau haben vollkommen Recht!" rief der Oberst. „Eine Frau soll Frau sein und bleiben, und das in jeder Hinsicht. Mir ist eine Dame, die den Jockey spielt, eben so zuwider, als eine, welche die Gelehrte aushängt."

„Ich freue mich, Herr Oberst," nahm der Graf das Wort, „in Ihnen einen so warmen Anhänger meiner eigenen Ansichten über das, was die Frauen gut und liebenswürdig

macht, zu finden. Ich würde es gewiß nicht vertheidigen, wollte man sie zu bloßen Puppen oder Haushälterinnen erziehen; aber so hoch ich die einsichtsvolle Klarheit eines weiblichen Urtheils über die einer Frau zugänglichen Fragen schätze, so scheint mir kaum etwas so abstoßend zu sein, als die Beschäftigung einer Dame mit Dingen, die eigentlich über ihren Wirkungskreis hinausliegen."

„Ganz meine Meinung!" bekräftigte der Oberst. „Wenn es etwas noch Unleidlicheres gibt, als einen Küchenpeter, so ist das ein weiblicher Schöngeist."

„Die Herren haben Recht in so fern, als alles Extreme sich unangenehm äußert," bemerkte Frau Dienberg. „Doch sollte ich glauben, wenn eine Frau ein besonderes Talent besitzt, so dürfte sie es pflegen, unbeschadet ihrer weiblichen Liebenswürdigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf."

„Ganz gewiß, gnädige Frau," erwiderte Helmerich; „immer aber in vorsichtig festgehaltenen Grenzen. Es kann z. B. nichts Anmuthigeres geben, als die Kunst, einen anziehenden, selbst geistvollen Brief zu schreiben, wie sie mancher liebenswürdigen Dame eigen ist; dagegen eine dichtende Frau, eine Schriftstellerin — der bloße Name einer solchen könnte mich in die Flucht schlagen."

In die Unterhaltung kam jetzt eine Störung durch den Eintritt des Directors Dienberg, neben welchem sich, während Trinette die Thüre vor ihm öffnete, des Obersten großer Hofhund in das Zimmer drängte. Das Thier war durch einen Zufall um einige Stunden früher, als es sonst jeden Abend zu geschehen pflegte, von seiner Kette losgekommen, und eilte, der ungewohnten Freiheit froh, mit ungeschlachten Freudensprüngen auf seinen Herrn zu. Fräulein v. Allmersbach, die dicht neben dem Obersten saß, fürchtete sich entweder wirklich vor dem ungeheuern Bernhardiner, oder sie glaubte durch ein ängstliches Benehmen einen Beweis zarter Weib-

lichkeit zu geben, — ein Irrthum, den leider viele junge Mädchen mit ihr zu theilen scheinen. Genug, sie fuhr mit einem kleinen Schrei und vorgehaltenen Händen in die Höhe, und nun folgte ein scharfer Laut, der sie wirklich erschreckte und auch den Obersten emporfahren machte. Es war zu spät: der Saum von der Robe des Fräuleins, beim Niedersitzen unter den Stuhl des Herrn v. Wolffshagen gerathen, war in einem breiten Streifen abgerissen. Alle Entschuldigungen des alten Herrn vermochten den Schaden nicht zu vergüten.

Beatrix bedauerte den Unfall aufrichtig, und bat das Fräulein, sie auf ihr Zimmer zu begleiten, wo sie den Riß in wenigen Minuten so weit ausbessern könne, daß Fräulein v. Allmersbach wenigstens nicht im Gehen genirt werde. Diese nahm das Anerbieten an und verließ mit ihrer jungen Wirthin die Gesellschaft.

Die beiden Mädchen stiegen die Treppe hinauf und betraten Beatrixens kleines Reich, ein großes, niedriges Zimmer mit gekälkten Wänden und gebräunter Bretterdecke, die von schweren, roh geschnitzten Balken getragen wurde. Beatrix bat ihren Gast, das Kleid abzulegen, und ihre Schultern in eine Mantille zu hüllen, bis jenes ausgebessert sei.

Alwine ging ohne Umstände darauf ein, und während Beatrix sich an ein Tischchen in eine der tiefen Fensternischen setzte und ihre Arbeit begann, musterte Fräulein v. Allmersbach den Raum, worin sie sich befand. Die Ausstattung desselben war mehr als bescheiden, ja fast dürftig; aber die frische Sauberkeit und der unverkennbare Schönheitssinn, welche die ärmliche Einrichtung dennoch auszeichneten, konnten wohl zu dem Glauben berechtigen, daß die Bewohnerin des stillen Zimmers den Aufenthalt in demselben liebe. Zwischen dem schmalen, weißen Bette und dem plumpen Kleiderschrank stand der kleine Toilettentisch von Tannenholz, nur sehr

sparsam mit den erforderlichen Geräthschaften versehen, aber leuchtend in seiner tadellosen Reinlichkeit. Die Mitte der gegenüberliegenden Wand nahm ein schwerfälliger Kamin ein. Zwischen diesem und der Thüre befand sich das Prachtstück der Einrichtung, eine bauchige Commode mit blanken Messinggehängen, und auf derselben, zwischen zwei Wachslichtern auf gewundenen, zinnernen Leuchtern und zwei krystallhellen, mit frischen Schlüsselblumen gefüllten Gläsern, ein Crucifixbild. Außerdem lagen auf der tadellos weißen Decke zwei Gebetbücher, Kistemaker's Neues Testament und ein sehr abgegriffenes Exemplar von der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen, — so die alte Commode als den Hausaltar der jungen Waise kennzeichnend.

Es ist kaum zu sagen, mit welchem Blicke mitleidiger Verachtung Alwine die kahlen Wände und die einfache Einrichtung des Gemaches in Augenschein nahm, und mit welch' gelangweilter Miene sie endlich auch noch zur Inspection des letzten Gegenstandes, eines mit einigen Büchern und Schreibmaterialien ausgestatteten Tisches zwischen dem Kamine und den Fenstern, überging. Während Beatrix eifrig nähte und dadurch verhindert wurde, das insolente Benehmen ihres Gastes zu beobachten, nahm Fräulein v. Allmersbach einen Band nach dem andern auf und begleitete ihre Besichtigung mit einschlägigen Bemerkungen: „Der alte Uhland! — Sie schwärmen ohne Zweifel für ihn, Fräulein v. Wolffshagen?"

„Aus ganzer Seele. Er ist so durch und durch ein Dichter. Selbst seine politischen Lieder sind wahrhaft Gedichte, was doch sonst von derartigen Productionen selten sich behaupten läßt."

Für Alwine, in deren Augen alles ein Gedicht war, was sich reimte, war das eine seltsame Behauptung; sie ließ sich jedoch nicht weiter darauf ein, sondern fragte: „Hoffmann von Fallersleben ist wohl auch einer Ihrer Lieblinge?"

„Ich kenne von ihm bloß ein Gedicht: das Lied an die Rose; das aber ist wunderschön.“

„Ah, — und hier haben wir auch Prosa: Peveril vom Gipfel — Redgauntlet — Sterndeuter —. Vermögen Sie es, sich in diese breiten Erzählungen hineinzulesen?“

„Hineinzulesen? — Dessen bedarf man bei Scott doch nicht! Wenn ich am Schlusse der ersten Seite angelangt bin, ist mein Interesse bereits lebhaft gefesselt und steigert sich von Blatt zu Blatt.“

„So? — Wie verschieden doch Geschmack und Urtheil sind. — Hermann und Dorothea — darin kann man allenfalls blättern; — Wilhelm Tell und — gütiger Himmel! Jean Paul. Aber das ist doch ein längst überwundener Standpunkt.“

„Es ist die Vorschule der Aesthetik,“ sagte Beatrix, zum ersten Male von ihrer Näherei aufblickend, mit lebhaftem Erröthen. „Sie kennen das Buch gewiß nicht; denn sonst würden Sie es schätzen.“

„Sollten Sie darin nicht irren? — Aber was ist dies? Ein frisch abgeschriebenes Gedicht. — Von wem ist es?“

„Ich habe es selbst geschrieben,“ erwiderte Beatrix ausweichend. „Bitte, sehen Sie sich das Kleid ein Mal an, ob es so gut wird.“

„O, daran zweifele ich nicht. Aber ich fragte nicht, von wem das Gedicht geschrieben, sondern von wem es verfaßt sei. Es gefällt Ihnen gewiß ausgezeichnet; Nachtigallen, Blüthen, Wohlgerüche — alles Mögliche findet sich darin.“

„Ihr Kleid ist fertig, Fräulein v. Allmersbach. Wollen Sie nicht die Güte haben, es anzulegen?“

„Ich danke Ihnen; Sie haben es wirklich geschickt gemacht. So, wenn Sie diese Bänder etwas fester anziehen wollten! Aber nun, wer ist der Verfasser des Gedichtes?“

„Die Robe will wirklich nicht schließen," sagte Beatrix, als sei sie einzig mit dem Zuhaken des Kleides beschäftigt.

„Nein, so entkommen Sie mir nicht, Sie kleine Listige. Wenn Sie darauf bestehen, mir den Autor dieser Verse zu verheimlichen, so werde ich natürlich zu der Annahme gedrängt, daß er der wärmste Ihrer Verehrer ist."

„Einen irrigern Schluß könnten Sie nicht bilden, denn ich kann mich keines einzigen rühmen," erwiderte Beatrix etwas gereizt.

„Ei, aber weshalb erröthen wir denn so, Fräulein Beatrix? — So etwas kann man leicht behaupten, aber nicht so leicht Andere glauben machen."

„Weshalb drängen Sie sich nur so in mein Vertrauen?" fragte Beatrix unvorsichtig. Ihr berechtigter Unwille über die Indiscretion ihres Gastes riß sie zu ungewohnter Heftigkeit hin.

„Ah!" rief Alwine lachend, „jetzt sind Sie ertappt. Der Dichter ist also doch ein verkappter Bewunderer."

„Nein, er ist es nicht," erwiderte Beatrix mit steigendem Unwillen; „ich selbst habe die Verse gemacht."

„Sie selbst!?" — Dies beleidigende Erstaunen ....

„Weshalb setzt Sie das in solche Verwunderung?"

Da brach aus den hellgrauen Augen der Blitz, den Graf Bärfelden so verabscheute; er erinnerte Beatrix an das unheimliche grüne Schillern in Eckenberg's falschem Blick. Fräulein Alwine rief: „O, natürlich sehen Sie mich über Ihre schriftstellerischen Versuche erstaunen, da Ihr Großvater ein solcher Feind der Frauen-Emancipation ist. Ich will doch versuchen, ob seine Strenge auch seiner lieben Enkelin gegenüber stichhaltig bleibt." Und Beatrixens halb flehendem, halb zürnendem Widerspruche zum Trotze verließ sie das Zimmer, das unglückliche Blatt in der Hand, und begab sich zur

Gesellschaft zurück, während das arme Kind ihr beklommenen Herzens folgte.

„Liebe Alwine, du siehst ja ganz triumphirend aus!" rief Frau v. Dernau der Eintretenden entgegen. „Hat das Fräulein den Schaden so gut geheilt?"

„Ja, und mehr als das, Bertchen; dein Gemahl würde sagen, Fräulein v. Wolffshagen sei in allen Sätteln gerecht. Während sie meine Robe ausbesserte, habe ich entdeckt, daß sie Schriftstellerin ist."

„Schriftstellerin?" fragte der Graf ungläubig.

„Schriftstellerin!" schrie der Oberst, und die frische Röthe seines Gesichtes ging in tiefes Dunkel über. „Sie müssen sich irren, meine Gnädige. Es gibt an der Balkenfurth so viele nothwendige Arbeiten für die kleine Kröte, daß ihr kaum Zeit genug bleibt, um ihren Morgen- und Abendsegen zu sprechen. Sehen Sie nur ihre Hände an."

„Diese hübschen Hände sind allerdings ein wenig braun; aber sie haben dennoch dieses Gedicht niedergeschrieben."

„Geschrieben, ja, aus irgend einem Buche heraus," brummte der Oberst mit einem ingrimmigen Blicke auf seine Enkelin, der diese doppelt heiß wünschen ließ, daß sie ihre Autorschaft möge verleugnen können. Das Fräulein v. Allmersbach fuhr indeß mit ihrer hellen Stimme fort: „Nein, nicht aus einem Buche, sondern aus ihrem Kopfe, Herr v. Wolffshagen; Fräulein Beatrix ist gescheidter, als Sie ahnen."

„Na, so soll doch —" fuhr der Oberst so heftig auf, daß Beatrix sich erblassend an den Stuhl der Directorin lehnte.

Diese kam ihr schnell zu Hülfe: „Was soll denn geschehen, Herr Oberst?" unterbrach sie ihn heiter. „Sie werden doch Beatrix keinen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie jung ist! Erlauben Sie mir einen Blick auf das Gedicht,

Fräulein v. Allmersbach. »Mairegen.« Ja, ich kenne es, und du brauchst dich seiner nicht zu schämen, mein Töchterchen. Weshalb solltest du deine unschuldigen Frühlingslieder nicht eben so gut singen, wie der Fink oder die Lerche? Sie wünschen es zu lesen, Herr Graf? — Beatrix, du erlaubst?" — Und sie legte das kleine Blatt in die Hand des Grafen.

Während der Oberst, noch immer ärgerlich, dem Baron und dem Director auseinandersetzte, er sei wie aus den Wolken gefallen, denn er habe keine Ahnung von den Alfanzereien gehabt, welche die kleine Kröte im Geheimen treibe, las Helmerich still für sich:

Mairegen.

Süße, klare Töne dringen
Aus dem lichten, zarten Laub;
Nachtigallenweisen klingen
Zum bewölkten Himmel auf.

Einen Schleier zieht die Sonne
Schonend um ihr Angesicht.
Dieser träumerischen Wonne
Dient kein volles Strahlenlicht.

Und die Wolke sinkt hernieder,
Leise rieselnd, auf die Au.
Diese Blüthen, diese Lieder
Brauchen linden Maienthau.

Er war zu Ende, aber er gab das Blatt nicht aus der Hand, und sein warmer, offener Blick ruhte auf Beatrix mit dem Ausdruck herzlicher Abbitte und rückhaltloser Bewunderung. Der Oberst rief eben, einer gegentheiligen Aeußerung des Directors widersprechend: „Aber ich sage Ihnen, daß dergleichen immer vom Uebel ist!"

„Warum sollte es das sein, Herr Oberst?“ fragte Frau Dienberg in ihrer ruhigen, besänftigenden Weise. „Stimmungen, wie Beatrix sie hier ausdrückt, haben wir Alle in unserer Jugend gehabt, wenigstens diejenigen von uns, denen die natürliche Reinheit und Frische der Gefühle nicht vorzeitig abhanden gekommen war. Und selbst der gereiftere Mensch, dem in den Mühen und Sorgen des Lebens die ursprüngliche Empfänglichkeit verkümmert worden ist, freut sich, wenn von außen her diese schlummernde Empfänglichkeit wieder ein Mal angeregt wird. Warum sollen wir nun den Wenigen, denen es gegeben ist, diesen Gefühlen, Anschauungen, Stimmungen — wie wir es nennen mögen — den entsprechenden Ausdruck zu geben, es verdenken, wenn sie von dieser glücklichen Gabe Gebrauch machen? Wir sollten ihnen lieber dankbar dafür sein, daß sie, die das Zauberwort kennen, es auch anwenden, um uns den versunkenen Schatz aus der Jugendzeit heben zu helfen.“

„Das klingt ganz hübsch, meine Gnädige,“ brummte der Oberst; „aber es ist mir ein Bißchen zu hoch.“

„Mich aber, gnädige Frau,“ sagte der Graf mit Wärme, „haben Sie zum tiefsten Danke verpflichtet, weil Sie einem Gedanken Worte liehen, den ich selbst auszusprechen verlangte — und doch nicht wagte, nachdem ich vor Kurzem ein Urtheil abgegeben, das auf den ersten Blick mit ihm in Widerspruch zu stehen scheinen könnte. Aber es sollte — ich bitte Sie sehr, es zu glauben — nur gegen Uebertreibungen, nicht aber gegen den echten Schatz seltener weiblicher Bildung gerichtet sein.“

Er wandte sich mit seinen Worten zwar äußerlich an Frau Dienberg; aber Beatrix fühlte sich mit warmer Freude davon überzeugt, daß sie auch ihr galten. Diese Gewißheit machte sie so innig froh, daß sie mit einer Gleichgültigkeit, über welche sie selbst erstaunt war, dem Sturme entgegensah, der beim ersten Alleinsein mit ihrem Großvater nothwendig

über sie hereinbrausen mußte, um der unglücklichen Entdeckung willen, daß sie „eine Federfuchserin“ sei.

X.

Die Heimfahrt der Parrstein'schen Gesellschaft gestaltete sich nichts weniger als angenehm, trotz der milden Schönheit des Frühlings-Abends. Fräulein Alwine war unüberwindlich wortkarg, und Bertha, welche sie genau kannte, wußte, daß dies bei ihr das untrügliche Zeichen tiefer Verstimmung war. Die Baronin selbst befand sich in derselben Verfassung wie ihre sanfte Freundin; ihr Verdruß richtete sich aber insgeheim gegen diese, denn sie maß ihr die Schuld bei, durch ihre Voreiligkeit die Ursache ihres beiderseitigen Aergers selbst herbeigeführt zu haben. Der Gemüthszustand der Freifrau v. Dernau äußerte sich jedoch nicht durch Schweigen; sie fand Stoff zu mancher scharfen Bemerkung in der redseligen Laune ihres Gemahls, dem das Leben, welches er als Gast seines reichen Schwagers führte, sehr behagte. Der arme Eugen konnte kaum den Mund aufthun, ohne einer strengen Zurechtweisung von Seiten seiner klügern Hälfte theilhaftig zu werden, und dennoch, weil Alwine durchaus nicht antworten wollte, gerieth er immer von neuem in Versuchung, ein Gespräch mit seiner Frau anzuknüpfen.

Helmerich wurde von diesen Reibungen nicht berührt. Hatte er sie vorausgesehen, oder gab er seinen eigenen Gedanken den Vorzug vor einer Unterhaltung mit Andern: er hatte bei der Abfahrt von der Balkenfurth statt seines Sitzes in der Kalesche den neben dem Kutscher eingenommen, unter dem Vorwande, selbst fahren zu wollen. Es stand also in seinem Belieben, den Schein anzunehmen, als höre er nichts von dem im Wagen geführten Gespräch. Dieses Kunstgriffes

bedurfte es indessen nicht; denn während er mit lebhafter Erinnerung bei den verschiedenen kleinen Vorfällen des heutigen Nachmittages verweilte und mit immer neuer Freude die Vorstellung der unvergleichlich sanften und klaren Augen heraufbeschwor, deren Blick so überrascht und so dankbar auf ihm geruht hatte, blieb ihm kaum so viel Aufmerksamkeit für etwas außer ihm übrig, als er zum Lenken der Pferde bedurfte. Er vernahm von der unerquicklichen Unterhaltung im Wagen wirklich nicht ein Wort.

Das Souper in Parrstein war ein zwar hinreichend luxuriöses, aber durchaus nicht heiteres Mahl. Die Verstimmung, in welcher die Bewohner des Schlosses an diesem Abende sich trennten, machte sich in ihrem Zusammenleben auch in den folgenden Tagen noch fühlbar. Selbst der Freiherr wurde schließlich davon ergriffen und wagte seiner Frau mit einer Kühnheit zu widersprechen, welche sie zwar in Erstaunen setzte, aber ihre Laune keineswegs verbesserte. Der Graf allein ließ sich von diesen häuslichen Mißtönen nicht anfechten; er erfüllte, wie von der ersten Stunde an, mit kühler Artigkeit seine Pflichten als Wirth gegen seine Gäste. Geflissentlich übersah er den Unmuth, womit sie einander das Leben sauer machten, ohne daß jedoch Einer von ihnen es gewagt hätte, ihn selbst anzutasten.

Nach den ersten schönen Maitagen war der Wonnemond plötzlich herb und rauh geworden. Scharfe Windstöße wechselten mit kalten Regengüssen, und die Damen in Parrstein hatten, statt des gewohnten Spazierganges, nach dem zweiten Frühstück irgend eine Arbeit unternommen. Alwine hatte wenigstens eine Auswahl seidener und wollener Knäuel vor sich, unter denen sie kramte, und die Baronin saß an einem Tische, auf welchem sie zwei Schreibmappen aufgeschlagen hatte, und besann sich darüber, ob sie zuerst ihrer Schwägerin oder ihrer Putzmacherin schreiben solle.

Außer den Damen befand sich im Zimmer noch Prinz, ein großer, grauer Kater, der frühere Stubengenosse des verstorbenen Herrn v. Parr. Die Dankbarkeit, welche der Graf gegen seinen Oheim hegte, äußerte sich besonders darin, daß er die alten Diener des Verstorbenen sämmtlich mit großer Rücksicht behandelte; seine Pietät erstreckte sich aber selbst bis auf Prinz, so daß er dem Thiere, obgleich die Katzen ihm eigentlich zuwider waren, den Aufenthalt im Gesellschaftszimmer gestattete.

Die Baronin wählte noch immer zwischen den einfachen Briefbogen und den mit ihrer Chiffre und dem Wappen gestempelten, und zwischen der Ueberschrift „Mademoiselle Perrin à Paris“ oder „Meine theuere Isabelle!“, als an der entgegengesetzten Seite ein kleiner Tumult entstand. Alwine hatte einen ihrer Knäuel fallen lassen und Prinz war darauf zugestürzt und hatte ihn erhascht. Sie wollte ihm denselben nehmen, aber er hielt ihn in seinen Klauen fest und pfauchte sie an; sie stieß, ihrer Gewohnheit gemäß, einen Angstschrei aus.

„Himmel, Alwine, welchen Lärm du machst!“ sagte Bertha verdrießlich. „Dabei kann kein Mensch ein vernünftiges Wort schreiben.“

„Die abscheuliche Katze verdirbt mir meine Wolle.“

„Ach, du hast auch immer Unglück mit Thieren.“

„Unglück mit Thieren? — Was willst du damit sagen?“

„Das ist doch klar. An der Balkenfurth zerreißt dir der Hund das Kleid, und hier zerzaust dir die Katze die Wolle.“

„Nicht der Hund, der Oberst hat mir das Kleid zerrissen.“

„Nun, es kommt ziemlich auf eins hinaus. Dieser Herr v. Wolffshagen ist ein halber Bullenbeißer.“

„Freilich. Ich begreife nicht, wie dein Bruder zu seiner Vorliebe für ihn kommt.“

„Nun, das ist doch sehr leicht zu sehen.“

„Leicht zu sehen? — Ich kann keinen Grund dafür entdecken.“

„Ich hätte dich für klüger gehalten, Kind; die Sache ist doch sonnklar. Der Grund liegt in der Bewunderung Helmerich's für die Enkelin des Obersten.“

Die frische Röthe schwand von Alwinens Gesicht, und ein nervöses Zucken bewegte ihre Oberlippe und ihre Nasenflügel, während dem Auge der fatale Blitz entfuhr. Es währte nur kurze Zeit, aber doch lange genug, um der Baronin neuerdings die Bemerkung aufzudrängen, die sie bereits einige Male gemacht hatte: daß Alwine nur dann leidlich hübsch sei, wenn sie mit rothen Wangen lächele.

Ehe sie den Gedanken weiter verfolgen konnte, sagte ihre Freundin: „Unmöglich, Bertchen, du mußt dich irren.“

„Gewiß nicht, Kind; Helmerich ist so nachsichtig gegen den Obersten, weil Fräulein v. Wolffshagen ihm ausnehmend gefällt. Ich bin von der Richtigkeit meiner Entdeckung um so fester überzeugt, als sie mir sehr unangenehm ist; denn ich hegte ganz andere Wünsche für meinen Bruder.“

„Du? — für deinen Bruder?“

„Jawohl; du hast sie, denke ich, errathen — oder hättest das doch, da dir meine Freundschaft füc dich bekannt ist, thun können und müssen. Natürlich kann ich mich nun darüber schwer zufrieden geben, daß durch dein eigenes Zuthun Helmerich in seinem faible für die pauvre Officierstochter bestärkt worden ist.“

„Aber, Bertchen, welche Idee! — Wie sollte es mir je in den Sinn kommen, einen deiner Wünsche zu durchkreuzen? Noch weniger aber konnte es mir darum zu thun sein, das verwünschte Prinzeßchen von der Balkenburg, oder wie das Eulennest heißt, zu seinem Vortheil zu illustriren.“

„Ich weiß allerdings so gut wie du, Schätzchen, daß du die entgegengesetzte Absicht hattest. Du hast sie nur leider so

ungeschickt in's Werk gesetzt, daß du das gerade Gegentheil von dem, was du wolltest, erreicht hast. Und, was das Schlimmste ist, du hast nicht bloß der Andern genutzt, sondern dir selbst geschadet."

Die Baronin war also jetzt von zarten Anspielungen zu offenen Erklärungen übergegangen, und Alwine sah ein, daß es nutzlos sein würde, ein Nichtverstehen zu heucheln. Bertha war augenscheinlich entschlossen, so gerade mit der Sprache herauszugehen, daß es keine andere Wahl gab, als ihr eben so entschlossen entgegenzutreten.

Alwine nahm deshalb eine ungemein gleichgültige Miene an und sagte in ihrer langsamen, fast schleppenden Weise: „Du wirst vermuthlich Recht haben, Bertchen. Du kannst deinen Bruder und das, was ihm gefällt, natürlich besser beurtheilen als ich. Aber das bestreite ich, daß es mir zur Last fällt, wenn ihm die Wolffshagen heute vielleicht besser gefällt als vor acht Tagen. Graf Bärfelden ist eben unberechenbar. Du kannst ihn heute in der Laune finden, eine Nonne zu adoriren, und morgen legt er vielleicht seine Verehrung einer Amazone zu Füßen. Ich für mein Theil bin zu der Einsicht gekommen, daß es nicht der Mühe lohnt, den geringsten Versuch zur Befriedigung eines so unzuverlässigen Geschmackes zu machen."

„Wie?" fragte Bertha sehr lebhaft. „Willst du damit sagen, daß du die Aussicht, Gräfin Bärfelden zu werden, nicht der geringsten Anstrengung für werth hältst?"

„Gräfin Bärfelden!" wiederholte Alwine achselzuckend und mit so indifferenter Miene, daß die Baronin vor Aerger erglühte. „Wer denkt auch an eine so verantwortungsvolle Würde? — Unbemittelte Mädchen müssen freilich an eine Versorgung denken; andere aber besinnen sich doch, ehe sie für einen Titel ihre Zukunft einem Manne anvertrauen, mit dem eben nicht leicht zu leben ist."

Alwine hatte vor etwa einem Jahre von einer alten Seitenverwandten dreißigtausend Thaler geerbt. Wäre diese Summe, die selbst für eine Angehörige ihres Standes nicht ganz unbedeutend ist, ihr früher zugefallen, oder hätte sie selbst nur mit einiger Sicherheit auf ihren einstigen Besitz rechnen können, so wäre sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so lange unvermählt geblieben. Seit sie sich im Besitze ihres unverhofften Reichthumes befand, waren ihr wirklich bereits zwei Heiraths-Anträge gemacht worden; sie hatte jedoch beide abgelehnt. Sobald sie sich als Erbin fühlte, waren ihre Ansprüche bedeutend gestiegen. Aber freilich, auch ein armes Mädchen würde sich besonnen haben, ehe sie ihre Hand in die eines vermögenslosen Greises — und das war der Erste ihrer Bewerber — oder in die eines ruinirten Verschwenders — das war der zweite Freier — gelegt hätte. Als dem jungen Grafen Bärfelden, dem Bruder ihrer „theuersten Freundin," die Parrstein'schen Güter zufielen, richteten sich ihre Gedanken sofort auf ihn als einen ausgezeichneten Epouseur. Er ging jedoch von Breslau unverzüglich nach Westfalen, und Alwine wohnte mit ihren Eltern in Berlin, wo ihr Vater ein ziemlich bedeutendes Amt bekleidete. Der bloße Umstand aber, daß Bärfelden's Verwandte auch in Berlin lebten und den reich gewordenen Bruder vielleicht einladen würden, war doch ein gar zu schwacher Faden, um eine Hoffnung daran zu knüpfen. Die kluge Alwine war deshalb im Begriff, einen dritten Bewerber, einen ältlichen Herrn mit einem kaum nennenswerthen Vermögen, der jedoch ein solider Mann und Wirklicher Geheimrath war, zu ermuthigen, als ihre liebe Bertha sie dringend einlud, mit ihr nach Parrstein zu gehen. Sie erkannte sofort die Intentionen der Baronin und ging stillschweigend darauf ein.

Die liebe Bertha wußte ihrerseits ganz genau, daß Alwine sie durchschaut hatte und selbst auch keinen heißern

Wunsch hegte, als ihre Schwägerin zu werden. Wären ihre beiderseitigen Pläne geglückt, so würden sie wahrscheinlich fortgefahren haben, einander mit der zärtlichsten Freundschaft zu behandeln; da es aber jetzt den Anschein gewann, als befänden sich ihre Absichten auf dem Punkte, zu mißlingen, bekam ihre gegenseitige süße Anhänglichkeit einen recht säuerlichen Beigeschmack. Jede machte die Andere für ihre getäuschten Hoffnungen verantwortlich, obgleich Beide in Beatrix die Ursache der Unlenksamkeit des Grafen sahen, und die ahnungslose Uebelthäterin im Stillen bitter haßten.

„Mein Bruder besitzt doch mehr als seinen Titel!" replicirte die Baronin auf Alwinens letzte Rede in scharfem Tone.

„O freilich; er ist reich genug, um bei der Wahl seiner Frau ganz der Stimme des Herzens folgen zu können. Warum auch sollte ihm das nicht gestattet sein? Ein Mann von solchem Reichthum kann sich allenfalls etwas erlauben, was ein weniger günstig Gestellter kaum vor sich selbst, geschweige denn vor Andern vertreten könnte."

„Alwine, das ist stark!" rief die Baronin. Ihr dunkeler Blick flammte, und sie glättete mit dem Falzbein heftig das vor ihr liegende Papier. „Wie kannst du es vertreten, solche beleidigende Insinuationen gegen meinen Bruder vorzubringen?"

„Gegen deinen Bruder, Bertchen? — Ich dachte nicht daran. Es ging mir nur eben durch den Kopf, daß die Mutter des Fräuleins v. Wolffshagen so eine Art Soubrette bei einer umherziehenden Komödiantenbande gewesen ist."

„Der Herr Assessor v. Eckenberg lassen um die gnädige Erlaubniß bitten, ihre Aufwartung machen zu dürfen," meldete der höfliche Lorenz.

„Sehr willkommen. Benachrichtigen Sie auch den Grafen von der Ankunft des Herrn," versetzte die Baronin rasch.

Der Besuch kam der Baronin wirklich sehr gelegen; das Gespräch war auf den Punkt gediehen, daß ein anderer Ton angeschlagen werden mußte, wenn nicht eine Scene erfolgen sollte. Sie fühlte sich jedoch kaum im Stande, unter vier Augen in eine freundlichere Unterhaltung mit Alwine einzulenken. Durch die Gegenwart eines Dritten war der Weg sofort geebnet, und Fräulein v. Allmersbach war bei allem innern Verdruß gleichfalls froh, daß durch einen neutralen Einfluß fernern unliebsamen Erörterungen vorgebeugt wurde.

Diese Reflexionen der Damen blieben nicht ohne Einfluß auf den Empfang, welchen sie dem Assessor bereiteten. Er sah sich mit so auszeichnender Höflichkeit behandelt, daß sein ohnehin starkes Selbstgefühl noch eine merkliche Steigerung erfuhr. Auf der andern Seite bewirkte das Wohlbehagen, seine Verdienste so richtig gewürdigt zu sehen, das lebhafteste Bestreben, sie in ein vortheilhaftes Licht zu setzen. So ging es ganz natürlich zu, daß der Graf, als er im Gesellschaftszimmer erschien, seinen Gast und die Damen in einer Unterhaltung traf, deren heitere Lebhaftigkeit etwas von freundschaftlicher Wärme an sich hatte.

Zwar verrieth Helmerich sein Erstaunen darüber nicht, obgleich er die gewohnte kühle Gemessenheit seiner Schwester und die träge Zurückhaltung des Fräuleins nicht mit ihrem jetzigen Benehmen in Einklang zu bringen vermochte. Weil aber die Persönlichkeit des Assessors keine ihm angenehme war, fand er es nicht leicht, in den zwanglosen Ton, der bei seinem Eintreten herrschte, einzugehen. Die Munterkeit der Gesellschaft erlitt demgemäß durch seine Anwesenheit eine kleine Dämpfung. Diese Wahrnehmung verdroß ihn; er wurde schweigsam, und seine Stimmung schien sich auch den Uebrigen mitzutheilen. Das Gespräch gerieth in's Stocken.

Die Baronin, als zeitweilige Dame des Hauses, fühlte sich berufen, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen, und

weil kein besserer Gedanke sich ihr darbot, nahm sie ein kleines Pastellgemälde vom Tische auf und zeigte es ihrem Bruder mit den Worten: „Bitte, Helmerich, sage mir doch, wen dieses allerliebste Bild, das ich in einer Schublade des Schreibtisches gefunden habe, vorstellt.“

Der Graf warf einen Blick darauf und theilte ihr mit, daß es das Portrait einer Großtante des seligen Freiherrn sei. „Es würde sehr hübsch sein,“ fügte er hinzu, „wenn es nicht den eigenthümlichen Mangel hätte, der die Schönheit einer großen Anzahl unter den Damen der Aristokratie beeinträchtigt.“

„Welchen Mangel könnten Sie meinen, Graf?“ fragte Alwine. „Ich habe das Bild wiederholt betrachtet und immer die Reinheit dieser Gesichtsform bewundert.“

„Im Allgemeinen verdient sie dieses Lob; dennoch bleibt es wahr, daß dieses längst verstorbene Fräulein v. Parr, gleich vielen vornehmen Frauen der Gegenwart, einen bedenklichen Schönheitsfehler hatte.“

„Mir ist er unsichtbar, Helmerich.“

„Weil du gewohnt bist, ihm überall zu begegnen, und ihn als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Aber sieh' dir diese breiten, schweren Augenlider an, die mehr als die Hälfte des Apfels bedecken. Wie lieblich würde dies Antlitz sein, wenn ein offener, beredter Blick es erhellte und uns verriethe, ob vorzugsweise der Verstand oder das Gemüth diese anmuthige Form belebte. So aber“ — er warf das Bild unwillig hin — „ist es ein unerquickliches Räthsel, und ich begreife nicht, wie ein Mensch aus solchen Augen, in die man nicht hineinsehen kann, selbst zu sehen vermag.“

„Ich könnte Ihnen beistimmen, Herr Graf,“ nahm Eckenberg das Wort, „wenn von Männeraugen die Rede wäre. Aber das ist doch allgemein anerkannt, daß es nichts An-

ziehenderes gibt, als die bescheidene Schüchternheit in einem Frauenauge."

„Ja, in einem Frauenauge! Wie wollen Sie aber jemals den Ausdruck in einem Auge mit solchen Lidern entdecken? Ihre bleierne Schwere widerspricht der Hoffnung, daß sie überhaupt gehoben werden können. Wie beredt kann dagegen das weit geöffnete Auge eines frohen Kindes, eines zarten Mädchens, eines edeln Mannes uns zum Herzen sprechen!"

„Es scheint wohl, Helmerich," sagte Bertha scherzend, im Grunde aber sehr ärgerlich — denn von allem Uebrigen abgesehen, hatte sie selbst die großen, schweren Lider und freute sich nicht wenig über deren Besitz, den sie von je her als eine besondere, aristokratische Schönheit geschätzt hatte, — „es scheint, Helmerich, daß dein Schönheits-Ideal nicht sowohl Venus, als Juno, die ochsenäugige, ist. Im Allgemeinen zieht man jedoch bei Frauen den sanften, bescheidenen Blick einem — dreisten vor."

„Das strahlendste Auge kann sanft, das offenste schüchtern sein. Denke nur an Beatrix v. Wolffshagen."

Das rasche Auge des Assessors hatte sogleich erkannt, daß die Erwähnung des jungen Mädchens den beiden anwesenden Damen nicht eben erfreulich sei. Er ergriff um so lieber das Wort, um das Lob, welches der Graf ihr zu ertheilen geneigt schien, abzuschwächen, als er selbst sie heimlich haßte: „Das Fräulein v. Wolffshagen?" — fragte er gedehnt. „Leidlich hübsche Augen hat sie; sie sollen denen ihrer Mutter, die eine arge Coquette war, ähnlich sein. Im Uebrigen ist die Kleine aber doch nichts weniger als hübsch."

„Wahrlich nicht," bestätigte Bertha.

„Sie würde leidlich sein," bemerkte Alwine mit ihrem zweifelhaften Achselzucken, „wenn sie eine etwas bessere Farbe hätte."

„Sie irren Alle, meine Herrschaften," behauptete der Graf mit einem ruhigen Lächeln, „Fräulein v. Wolffshagen ist

eine werdende Schönheit, und sie wird eine seltene sein, wenn sie ihre Vollendung erreicht hat."

„Ach, Sie fangen ja an zu prophezeien, Graf! Aber hier kommt Baron Dernau. Bitte, lieber Freiherr, sagen Sie uns doch auch, was Sie von dem Fräulein v. Wolffshagen denken."

„Na, was ich denke, das kommt ja eigentlich gar nicht in Betracht; aber wenn ich's sagen soll, so denke ich, daß ihr Großvater Recht hat, wenn er sie seine kleine Kröte nennt; denn Goethe hat uns ja irgendwo mitgetheilt, daß die Kröte die schönsten Augen von der Welt hat."

„Es ist Shakespeare, lieber Eugen, der uns das erzählt," sagte Helmerich, seine Hand freundlich auf seines Schwagers Schulter legend. „Aber das macht keinen Unterschied in der Sache; jedenfalls war es ein großer Dichter, der auf den Umstand aufmerksam machte."

XI.

Die Baronin Dernau zweifelte nicht länger an der Absicht ihres Bruders, die „pauvre Officiers-Tochter" zu seiner Gemahlin zu erheben, und sann vergebens auf ein Mittel, ihn von seinem Vorbaben abzubringen. Sie hatte ihm die Geschichte der Eltern Beatrixens, ausgestattet mit einigen Uebertreibungen, erzählen wollen; allein er kannte sie bereits, und ihre Schilderung von dem Unrecht und der Schande, in welche Fritz v. Wolffshagen sich durch seine Mißheirath gestürzt habe, machte keinen Eindruck auf den Grafen. Beatrix selbst wagte sie nicht mehr anzugreifen, denn sie sah voraus, daß Helmerich sich dann bei der Vertheidigung des jungen Mädchens immer tiefer in seine Schwärmerei für sie hineinreden werde. Im Grunde hegte sie wenig Hoffnung, ihn

von der ihr so unerwünschten Verbindung abzuhalten. Zwar war es immerhin möglich, daß er selbst bis jetzt noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, und sich nur unbewußt von seiner Neigung für Beatrix hinreißen ließ, seine Bewunderung für sie zu verrathen. Seine Schwester aber kannte seine ehrenhaften Grundsätze, und wußte, daß er sich selbst bloß zu sagen brauche, er habe die junge Dame ausgezeichnet, um sich auch ihr gegenüber für gebunden zu halten.

Sie ging deshalb sehr behutsam zu Werke, und wagte namentlich keinen Versuch mehr, seine Aufmerksamkeit auf Alwine zu lenken. Das hätte ihn widerspenstig machen und das gefürchtete Ereigniß beschleunigen können. Das einzige Mittel, von dem sie noch Abhülfe erwartete, schien eine zerstreuende Reise. Aber wie sollte sie den Grafen, der sich mehr und mehr in Parrstein und die mit demselben verknüpften Beziehungen hineinlebte, zu einer solchen bewegen?

Alwine hatte, wenigstens äußerlich, das gestörte Gleichgewicht bald wiedergefunden. Sie stand auf gutem Fuße mit dem Grafen und dem Freiherrn, war liebevoll gegen ihre Freundin und schien gern in Parrstein zu sein. Aber selbst Bertha konnte nicht ergründen, ob sie ihre Absichten auf den Grafen aufgegeben habe, und ob ihr Interesse für Herrn v. Eckenberg, der ein häufiger Gast im Schlosse war, ein echtes oder ein erheucheltes sei.

So war der schönen Frau v. Dernau der Sommer hingeschwunden, während sie im Hause ihres Bruders jenes luxuriöse Landleben führte, das nur ein sehr großer Grundbesitzer sich erlauben kann. Mit Neid hatte sie oft bei Andern dieses Leben beobachtet, weil die beschränkten Verhältnisse ihres Gatten ihr nicht gestatteten, auch nur annähernd mit ähnlichem Glanze aufzutreten. Davon abgesehen jedoch gewährte ihr Helmerich's Erbschaft durchaus nicht die Befriedigung, welche sie davon erhofft hatte. Deshalb gab sie sofort nach,

wenn auch etwas widerwillig, als der Baron darauf bestand, in ein Seebad zu gehen, wie er das in jedem Jahre zu thun gewohnt war. Auch schien der Graf so bestimmt vorauszusetzen, daß die beiden Damen den Freiherrn bei seiner Abreise begleiten würden, daß Bertha es unmöglich fand, dieser Voraussetzung ihres Bruders zuwider zu handeln.

Beatrix hatte den Sommer in der herkömmlichen, einförmigen Weise verlebt. Nur die Beziehungen zu den Bewohnern von Parrstein hatten einige Abwechselung gebracht. Der Oberst hatte jedoch die Gastfreundschaft des Grafen nur sparsam benutzt. Hätte er bei seinen Besuchen im Schlosse die Damen vermeiden und seine Enkelin zu Hause lassen können, so würde er öfter auf seinem alten Eisengrauen hinübergeritten sein. Da aber beides nicht wohl anging, vertröstete er sich und den Grafen auf die Zeit, wann die fremden Herrschaften abgereist und in Parrstein die angenehmen Freiheiten einer richtigen Garçon-Wirthschaft eingeführt sein würden. Unangenehmer aber noch als das ihn etwas beengende Zusammentreffen mit der „Oberhofmeisterin" v. Dernau und der „flötenden Drossel", wie er die Damen nannte, war ihm die Nothwendigkeit, die kleine Kröte im Schlepptau zu haben, so oft er in Parrstein einen Besuch machte oder die Herrschaften bei sich empfing.

„Ich weiß wohl," brummte er sehr übellaunig, „der Graf besteht auf ihrem Mitkommen aus übertriebener Rücksichtnahme auf meine Gefühle. Er nimmt nicht mit Unrecht an, daß so ein alter Bursche vom Militair sehr pointilleux ist; aber er sollte doch endlich ein Mal begreifen, daß ich's in Bezug auf die Kleine nicht so genau nehme. Na, gerade heraus sagen kann ich's ihm doch nicht — also nur weiter geackert."

Beatrix mußte somit die Freude eines jeden Ausflugs nach Parrstein oder eines Besuches der Schloßbewohner an

der Balkenfurth mit einem häuslichen Verdrusse erkaufen. Sie hätte jedoch gern weit Schlimmeres dafür übernommen. Ihr freudenarmes Leben hatte, seit sie den Grafen kannte, in ihren Augen einen Glanz und eine Bedeutung gewonnen, von denen sie voraussah, daß sie nur vorübergehend sein und in Schmerz und Dunkelheit enden würden; aber mit der Unvorsichtigkeit erwachter Leidenschaft gab sie sich dem Zauber der Gegenwart hin. Sie erkannte deutlich, daß sie den Grafen liebte. Die ausgesprochene und wieder zurückgenommene Werbung Eckenberg's hatte sie der bewußtlosen Unbefangenheit eines noch unberührten Herzens beraubt und sie zu einer schärfern Achtsamkeit auf ihre Gefühle angeleitet, als sonst der unschuldigen Sorglosigkeit ihres Lebensalters eigen ist.

Die Abreise der Baronin Dernau und ihrer Begleiter von Parrstein erregte bei Beatrix sehr widersprechende Empfindungen. Natürlich hatte sie die beiden Frauen, welche unausgesetzt bestrebt waren, ihr vermeintliches Uebergewicht an Rang, Reichthum und Bildung ihr fühlbar zu machen, nicht liebgewinnen können. Weil sie aber wähnte, daß sie ihrer Anwesenheit allein ihr gelegentliches gesellschaftliches Zusammentreffen mit dem Grafen verdanke, sah sie dieselben ungern aus der Gegend scheiden. Sie hätte die oft schmerzlichen Nadelstiche, welche ihr zu versetzen beide Damen sich nicht entblödeten, gern länger ertragen um der Hoffnung willen, daß ihre fernere Anwesenheit wie bisher die Veranlassung zum geselligen Verkehr zwischen Parrstein und der Balkenfurth geben würde.

„Vorgestern," dachte Beatrix betrübt, „haben sie ihren Abschiedsbesuch gemacht und heute Morgen müssen sie abgereist sein. Der Großvater will morgen nach Parrstein reiten. Wenn der Graf dann wirklich so freundlich sein sollte, ihm einen Gruß an mich mitzugeben, ob der Großvater es dann wohl der Mühe werth halten würde, ihn mir zu überbringen?

Und selbst wenn er morgen daran denken sollte, das nächste Mal wird ihm wohl keiner mehr aufgetragen werden .... Es ist auch besser so ..... Weshalb sollten auch seine Gedanken sich mit mir beschäftigen ..... die Gedanken eines Mannes, der kaum einen andern Grund hatte, mich zu beachten, als sein edelmüthiges Mitleid mit einer verlassenen Waise?"

Es war ein Herbsttag, wie sie in der großen Tiefebene in der Nähe des Niederrheins häufig sind: der Morgen war so voll von Sonnenglanz und Wärme, als sei die Mitte des Sommers noch nicht überschritten, gegen Mittag zeigte sich ein leichter Dunst in den Bäumen und über den Flußniederungen, und drei Stunden später lag ein schwerer, dichter, alles durchdringender Nebel fest und unbeweglich auf der Erde.

Beatrix war in den schönen Frühstunden durch mancherlei Arbeiten an das Haus gefesselt worden; nach Tische hatte sie ihrem Großvater wie üblich Gesellschaft geleistet, bis er in die Stadt zu seinem Whistkränzchen geritten war. Jetzt lag eine ruhige Stunde vor ihr, die sie nach eigenem Belieben ausfüllen durfte. Sie wollte, trotz der rauhen Luft, sie im Freien verleben; deshalb schritt sie durch das Thor und ging flußabwärts nach dem Dunkelwalde, dem letzten Reste der einst so stattlichen Balkenfurth'schen Forsten.

Es war eine seltsame Wahl für einen so düstern Tag. Zwar der Feldweg, dem sie folgte, war trocken genug; aber die große Nähe des Flusses verdichtete hier den Nebel noch, während einige hundert Schritte weiter rechts ein etwas höher gelegener Fußpfad weniger schwer eingehüllt zu sein schien. Dennoch verfolgte Beatrix die ein Mal eingeschlagene Richtung. Der Dunkelwald war ihr ein lieber, alter Freund, der Zeuge ihrer liebsten Kinderspiele, der Zeuge ihres einsamen Grames um die verlorenen Eltern, — und seit dem

Frühling die Stätte, wo sie selbst ihr erwachendes Herz belauschte, wo sie — keine Hoffnungen für die Zukunft — sondern das anspruchslose Glück des gegenwärtigen Augenblicks hegte: die Freude über ein Zeichen der Achtung, einen Beweis der Anerkennung von Seiten des Mannes, dessen gute Meinung ihr als die höchste Auszeichnung erschien, die sie jemals zu erringen vermöchte.

Sie saß auf einer morschen Bank unter den braunen Eichen, in der Nähe des Flusses, dessen Ufer hier hoch und etwas zerklüftet über das Bett hineinragten. Jenseits stand auch noch ein Stück alten Laubwaldes. Die Wurzeln der großen Stämme hatten das Wasser eingeengt und es gezwungen, sich tief unter die Uferwände einzuwühlen. So war hier die schmalste und die wildeste Stelle des Flusses auf Meilenweite. Beatrix liebte sie, wenn an sonnigen Frühlingstagen tausend weißsternige Anemonen den Waldboden schmückten, oder wenn in der grünen Dämmerung sommerlicher Schatten der purpurne Fingerhut an den Grabenrändern blühte. Nicht minder gern aber suchte sie an rauhen Herbsttagen und selbst im Winter den stillen, verlassenen Platz auf, wo sie keine andere Stimme als die des Flusses oder eines scheuen Waldvogels hörte, und kein anderes Antlitz als das des Himmels sah.

Jetzt waren allerlei seltsame Laute um sie her geschäftig. Sie konnte den nahen Fluß des Nebels wegen nicht sehen; aber sie hörte das Gleiten seiner Wellen, ihr Gurgeln an tiefern Stellen, ihr helles Plätschern beim Anstoßen an die knorrigen Wurzeln im Ufersande. Nur die Stämme der nächsten Bäume, nur das Laub der nächsten Sträucher waren ihr sichtbar; aber sie hörte es tropfen und niederfallen von Ast zu Ast, von Blatt zu Blatt, und leise rieselnd niedersickern durch Halme und Moos. Tiefer im Holze hackte der Specht, und ein Schwarm unsichtbarer Krähen suchte mit

lautem Krächzen die hohen Nester in den Baumkronen auf zu früher Rast.

Hat man ein Mal angefangen, auf diese Stimmen des Waldes zu lauschen, so nehmen sie nach und nach die ganze Seele gefangen. Wir forschen ihrem Ursprunge nach, wir suchen sie in ihrem Fortschreiten zu verfolgen, und wenn sie verstummen, lauschen wir auf ihr Wiederaufleben mit einem Antheil, als ob wir die Worte eines Freundes zu hören erwarteten.

Von diesem Waldzauber hatte Beatrix sich bestricken lassen, und die träumerische Ruhe war über sie gekommen, welche eine der erquickendsten Gaben ist, die wir dem unmittelbaren Einwirken der Natur auf unser Gemüth verdanken. Sie dachte nicht mehr an Kummer und Zurücksetzung, an vergebliche Sehnsucht oder an eine öde, freudenleere Zukunft; sie schaute stillen Geistes in den weißen, dichten Nebel hinein, und lauschte mit besänftigtem Herzen auf die manchfachen kommenden und hinschwindenden Töne um sie her.

Da traf das durstige Ohr ein Laut — der geliebteste, den es kannte, und der am wenigsten hier erwartete. Es war ihr Name, von seinen Lippen gesprochen.

„Fräulein Beatrix, finde ich Sie hier, in diesem eisigen Nebel unter den tropfenden Bäumen?“

„Graf Bärfelden ...., Sie sind es? — Was führte Sie in den Dunkelwald?“

Er sah sie mit seinem schönen Lächeln an, das immer ein Licht in den großen, dunkeln Augen aufleben ließ, als würden sie von innerer Freude erleuchtet. „Das fragen Sie, Fräulein Beatrix? — Wen hätte ich denn wohl hier aufsuchen können, als Sie selbst?“

„Aber Sie wußten doch nicht, daß ich hier sei?“

„Nein; wer hätte das bei solcher Luft voraussetzen können! — Deshalb suchte ich Sie auch an der Balkenfurth im

ganzen Hause und im Garten; natürlich vergebens. Sie müßten im Freien sein, behauptete Trinette; wären Sie nach der Balkenfähre gegangen, so würden Sie es gesagt haben. Weil ich mich nun erinnerte, daß der Dunkelwald Ihr bevorzugter Ruheplatz ist, kam ich hierher. Wie aber können Sie es verantworten, in diesem ungesunden Nebel im Walde zu sitzen?"

„Es schadet mir nicht," sagte sie, über seine Besorgniß heiter lächelnd. „Der Aufenthalt in der freien Luft thut mir zu jeder Zeit wohl. Ich will Sie aber lieber nicht einladen, die Freuden dieses meines Sommeraufenthaltes länger zu kosten, als durchaus nöthig ist, weil Sie dieselben so wenig zu würdigen scheinen. Wollen Sie mich zur Balkenfurth zurück begleiten?"

„Sobald Sie es mir gestatten; denn ich möchte Sie so bald als möglich unter Dach und Fach sehen. Ach, Fräulein Beatrix, es betrübt mich sehr, heute erfahren zu müssen, daß Sie Ihre Versprechungen nur dem Buchstaben, nicht dem Geiste nach erfüllen."

„Meine Versprechungen, Graf Bärfelden?"

„Die ich mir im Fährhause von Ihnen nicht ohne Schwierigkeit verschaffte. Dort sind Sie nicht wieder allein geblieben; aber nun finde ich Sie hier in einem Nebel, der Sie eben so sehr isolirt, wie die nächtliche Dunkelheit das zu thun vermöchte, und in ziemlicher Entfernung von Ihrer Wohnung."

Sie schaute mit munterer Schelmerei zu ihm auf, und ihr von der scharfen Luft röthlich angehauchtes Gesicht gewann durch diesen Ausdruck etwas so kindlich Liebliches, daß er unwillkürlich flüsterte: „Wie hold und sanft sind Sie, Beatrix! Wie können Sie mich nur so quälen, da Sie doch wissen, in welche peinliche Angst Sie mich dadurch versetzen, daß Sie nur so geringe Sorge für sich selbst tragen."

Sein ernster Ton verwirrte sie, und sie erwiderte beklommen: „Sie würden das nicht so schwer nehmen, wenn Sie nicht in einer Stadt, sondern wie ich, auf dem Lande aufgewachsen wären."

„Nein, Beatrix, es ist nicht das. Der Grund meiner quälenden Besorgniß um Sie liegt nicht in der Verschiedenheit unserer frühern Lebensgewohnheiten, sondern in meiner großen Liebe zu Ihnen."

Sie fuhr zusammen nnd umfaßte mit solcher Gewalt den nahen Stamm einer jungen Erle, daß die auf den dunkeln Blättern angesammelten Tropfen in einem schweren Regen auf sie niederrauschten.

„O, Beatrix!" rief er schmerzlich betroffen.

„Graf Bärfelden?" hauchte sie, fragend und bang zu ihm aufblickend.

„Nur Schrecken, und einen so heftigen Schrecken, erregt Ihnen das Geständniß meiner Liebe?"

Sie wollte ihm antworten; aber da kein Laut über die erblaßten Lippen kommen wollte, bewegte sie nur verneinend den Kopf und schaute unaussprechlich sanft und traurig zu ihm empor.

„Nicht Schrecken ist es, theuere Beatrix?" fragte er, sich liebevoll zu ihr niederbeugend und ihre bebende Hand erfassend: „Was ist es denn, was dich so bewegt?"

„Schmerz — Schmerz um Sie," stammelte sie mühsam. „Ach, Sie wissen nicht, welch ein armes Geschöpf Sie lieben."

„Und wenn ich es nun doch wüßte, armes Kind? — Glaubst du denn, daß deine kleine Geschichte, so gleichgültig für Andere, so schmerzvoll für dich, mir nicht bekannt geworden wäre? ..... Man hat sich sehr beeilt, mir die Härte deines Großvaters gegen dich zu erklären und mir mitzutheilen, wer deine Mutter war."

„Meine arme Mutter!“ flüsterte sie mit feuchten Augen. „Wenn Sie sie gekannt hätten, würden Sie nachsichtig über meinen Vater urtheilen, und es fassen, daß ich sie sehr liebe.“

„Hast du denn eine Erinnerung an sie?“

„Nein, aber ihr Bildniß, mein einziges Erbtheil.“ Sie zog ein längliches, etwa eine Handfläche großes Medaillon aus ihrem Gewande, und legte es in seine Hand. Er betrachtete es mit unverkennbarer Bewunderung und sagte: „Ihr Bildniß, Beatrix? — Es ist das deine.“

„Das meine?“

„In kurzer Zeit wirst du ihr sprechend ähnlich sehen, theueres Kind. Du hast ihre Form, ihre wunderbaren Augen, jeden ihrer geistvollen, gütevollen Züge. Wenn du mir gestatten willst, dich zu hüten und zu schonen, wie meine heiße Liebe es ersehnt, wird bald auch dieser Hauch rosiger Frische nnd glückseliger Heiterkeit auf deinem lieben Antlitze ruhen.“

Wieder suchte ihr unschuldiger Blick sein männliches Gesicht, und mit einem Tone, in welchem Rührung, Dankbarkeit und Betrübniß zitterten, sagte sie nur: „O, Graf Bärfelden!“

„Beatrix, hast du kein Vertrauen zu mir? Glaubst du nicht, daß du lernen könntest, mich zu lieben?“

„O, dessen bedarf es nicht!“ rief sie glühend, und die bisher mühsam behauptete Herrschaft über ihre Gefühle mehr und mehr verlierend. „Die sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit, mit welcher ich mein ganzes Leben hindurch meiner theuern Mutter gedachte, ist nichts gegen die Liebe, mit welcher Sie mein Herz erfüllt haben; aber um Ihrer selbst willen mußte ich wünschen, daß Sie sie nicht erwiderten.“

„Weshalb nicht, du seltsames Kind?“

„Ich weiß, daß Sie meiner Armuth keinen Augenblick gedacht haben, und Sie selbst sagten mir in dieser Stunde, daß Sie mich nicht gering achten um meiner halb bürgerlichen Herkunft willen. Aber können Sie auch das verzeihen,

daß ich einst, noch ehe ich Sie kannte, im Begriffe stand, einem Manne meine Hand zu geben, wenn mein Großvater seine Zustimmung dazu ertheilen würde?"

Er fuhr zurück, plötzlich die Farbe wechselnd, und fragte mit harter, veränderter Stimme: „Wie — du hast schon früher geliebt und einem Andern Beweise deiner Zuneigung gegeben?"

Sie schüttelte mit trübem Ernste den Kopf. „Nein, es war nicht das. Ich war dankbar, daß mir, die nur an Strenge und Zurücksetzung gewöhnt war, Achtung und Aufmerksamkeit entgegengebracht wurden, und ich hegte die, wie ich jetzt erkenne, thörichte Hoffnung, in einer eigenen Häuslichkeit glücklicher zu sein, als bei meinem Großvater."

„Und Herr v. Wolffshagen versagte seine Einwilligung?"

„Das that er nicht, und ich fürchte, er hat sehr gewünscht, sie aussprechen zu können. Aber vor seiner unwandelbaren Redlichkeit mußten seine persönlichen Wünsche zurücktreten. Er sagte dem Manne, der mich wahrscheinlich für die Erbin der Balkenfurth hielt, wie arm ich bin und dieser — gab ohne Bedauern seine Bewerbung auf."

„Es ist dieser Eckenberg!" rief mit unbeschreiblicher Bitterkeit der Graf. Sie neigte bejahend den Kopf.

„Und Sie, Fräulein v. Wolffshagen, Sie bedauerten, einen so liebenswürdigen Bewerber zu verlieren!"

„Nein," sagte sie ruhig und einfach. „Ich fühlte mich zwar tief gekränkt durch die Entdeckung, daß der Mann, der mir seine Hand angetragen hatte, mich bloß als die unvermeidliche Zugabe zu dem kleinen Gute betrachtete, das er zu besitzen wünschte; aber schon in der ersten Stunde dankte ich Gott für das Glück, aus solchen Händen befreit zu sein."

„Beatrix," sprach der Graf, ihre Hand wieder fassend, mit tiefer Innigkeit, „einen Zug hast du doch von deinem strengen, alten Großvater: die offene, makellose Redlichkeit.

Du hättest mir dieses alles verschweigen können — und es mußte dir unaussprechlich schwer werden, es mir zu sagen. Aber dein lauteres Herz kennt keinen Rückhalt, und hätte ich es nicht gewußt, wie innig ich dir vertrauen darf, du hättest jetzt jeden Zweifel aus meiner Seele entfernt."

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen aus tiefstem Herzen."

„Und du liebst mich, Beatrix! Deine süßen Lippen haben es mir verrathen, als du glaubtest, ich würde dir entsagen, weil ein Bube dich beleidigt hat. Du irrtest, Kind. Der Wunsch, dich zu rächen, läßt mich glühender nach deinem Besitze streben, als je. Erschrick nicht, Herz; ich denke nicht an böse Rache. Wie könnte ich es, da ich so glücklich bin? — Aber du sollst triumphiren, Beatrix, über den erbärmlichen Menschen; er soll sich knirschend sagen, daß dir ein viel herrlicheres Loos zugefallen ist, als er und seines Gleichen nur zu ahnen vermögen."

Er hielt sie fest in seinen Armen und berührte erst leise ihre Stirne und dann glühend ihren Mund mit seinen Lippen. Sie schmiegte sich innig an ihn und war glückselig wie er, — und dennoch zitterte sie.

Er glaubte, es geschehe vor freudiger Bewegung, und er irrte nicht; aber auch ein anderes Gefühl ließ sie in der ersten Stunde ihres Glückes erbeben. Sie erkannte mit ahnender Furcht, wie sehr er vom Stolze beherrscht wurde; und obgleich sie in der Befangenheit der Leidenschaft selbst um dieses Fehlers willen ihn heißer liebte, so hatte sie doch eine Empfindung, wie das Erwachen einer plötzlichen Scheu vor einer unbestimmten, künftigen Gefahr. Dann aber sagte sie sich, wie tief er sie lieben müsse, daß er trotz seines Stolzes über alle ihre äußern und innern Mängel so freudig hinwegsehe, — und das sorgloseste Vertrauen vollendete ihr Glück.

XII.

Als der Oberst am folgenden Morgen sein Pferd befehlen wollte, um nach Parrstein zu reiten, wurde ihm der Graf gemeldet. „So früh schon? — Und gestern hat er mich auch besuchen wollen? — Na, dem scheint sein leeres Castell wohl auf den Kopf zu fallen. Aber — gewiß, er ist mir sehr willkommen," betheuerte der alte Herr.

Der Graf näherte sich ihm mit dem gewinnenden Ausdruck von Achtung, welchen er ihm von der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft an gezeigt, und die ihm die Zuneigung des rauhen, ehrlichen Soldaten erworben hatte. Diese äußerte sich auch in der Wärme des Empfanges, der dem Besucher zu Theil wurde; aber trotz aller gegenseitigen Herzlichkeit bemerkte Herr v. Wolffshagen doch bald, daß sein Gast von einem Gedanken beherrscht wurde, der mit ihrer augenblicklichen Unterhaltung in keinerlei Verbindung stand.

„Sie haben etwas auf dem Herzen, Graf Bärfelden," sagte er ohne Umschweife. „Ist es etwas, wobei ich Ihnen von Nutzen sein kann, so sprechen Sie offen heraus. Wollen Sie die Sache aber lieber für sich behalten, so lassen Sie dieses das letzte Wort sein, welches zwischen uns darüber gewechselt worden ist."

„Ich freue mich, daß Sie selbst mir den Weg ebnen," erwiderte der Graf, nicht ohne sichtliche Bewegung; „denn ich bin im Begriffe, mir eine große Gunst von Ihnen zu erbitten."

„Kein Zweifel, er will sich schlagen und wünscht, ich solle sein Secundant werden," dachte der Oberst. „Nun, er hätte sich in diesem Falle leicht an einen Schlechtern wenden können." Laut sagte er: „Ich stehe zu Diensten, Graf,

bereitwilligst und in jeder erdenklichen Affaire, in welcher Sie engagirt sein mögen."

Der Graf verstand ihn sofort vollkommen, und würde es zu jeder andern Zeit schwer gefunden haben, ein Lächeln über die kampflustige Voraussetzung des alten Kriegers zu unterdrücken. Aber erfüllt von dem tiefen Gefühl seiner Liebe, entsprach er der Aufforderung zur Offenheit, die an ihn erging, mit so ernster Wärme, daß er die Vermuthung des Obersten fast augenblicklich vergaß.

Während Helmerich sprach, stürmte eine wahre Fluth widersprechender Gedanken und Empfindungen auf Herrn v. Wolffshagen ein. Staunen, Stolz und Freude über die Wahl des Grafen mischten sich mit einem Gefühl der Beschämung, selbst seine Enkelin so gering geachtet zu haben, während ein so ausgezeichneter Mann ihr die höchste Ehre zu erweisen wünschte, welche er ihr überhaupt erzeigen konnte, und mit einem Gefühl des Triumphes über den „Actenwurm," der seine Enkelin verschmäht hatte, weil sie arm war. Dann aber erhob sich die plötzliche, beklemmende Angst, auch der Graf möge aus diesem oder einem andern Grunde, etwa wegen Beatrixens Unebenbürtigkeit, seine Werbung zurücknehmen, und beraubte den sonst immer schlagfertigen alten Herrn für den Augenblick fast der Sprache. Er wurde sehr roth, stützte seine Hände auf die Kniee und blickte den Grafen starr und forschend an.

„Herr Oberst," fragte Helmerich beunruhigt, „bin ich nicht so glücklich gewesen, mir Ihr Vertrauen zu erwerben? — Glauben Sie mir: Sie können die Zukunft Ihrer Enkelin in keine treuern Hände legen, als in die meinigen."

„Ich bezweifele es nicht," erwiderte Wolffshagen, sich mühsam sammelnd; „aber — wissen Sie, wie arm die Kleine ist?"

„O, Herr v. Wolffshagen, ich war das bis vor wenigen Monaten eben so sehr, und wenn ich einen Grund habe,

Gott zu danken, daß Er jenen Druck von mir genommen hat, so ist es der, daß mir dadurch die Möglichkeit gegeben ist, dem Wesen, welches ich über alles liebe, auch eine äußerlich günstige Stellung bereiten zu können."

„Und ihre Geburt? — Hörten Sie nichts von der Mesalliance meines unglücklichen Sohnes?"

„Doch, Herr Oberst; aber meine Besitzungen sind weder Majorat noch Fideicommiß, und ich bin also, was die Wahl meiner Gattin betrifft, in jeder Beziehung frei."

„Nun, dann in Gottes Namen!" rief der Oberst, während sich die Spannung in seinen Gesichtszügen sichtlich milderte. Aber plötzlich kehrte ihm die vorige, drückende Befangenheit zurück, und er sagte: „Da ist aber noch ein Punkt, den Sie wissen müssen, so peinlich es mir ist, darüber zu sprechen."

„Sie meinen den Vorfall mit dem Herrn v. Eckenberg? Ich bin davon unterrichtet durch Beatrix selbst, die an Redlichkeit und Aufrichtigkeit ihrem Großvater nicht nachsteht."

„So wissen Sie alles? — Alles? — Und sind auch schon einig mit der Kleinen? — Nun, dann sage ich nochmals: in Gottes Namen und Segen über Sie! Der Herr wird Sie Beide segnen; das Kind ist des besten Looses werth. Sie dürfen mir das glauben, obgleich ich erst in diesem Augenblicke, wo ich sie weggeben soll, erkenne, welch ein Schatz das arme kleine Mädchen ist."

Und dann riß der alte Herr die Thüre auf und stieß so laut den Namen seiner Enkelin aus, daß der stürmische Ruf das ganze Haus erfüllte und Trinette herbeistürzte und fragte, ob dem Herrn etwas zugestoßen sei. Sie erhielt aber keine Antwort; der Oberst kümmerte sich nicht um sie, sondern nahm zu ihrem grenzenlosen Erstaunen seine Enkelin, die sanfter und schüchterner als je aus ihrem Zimmer herunterkam, in seine Arme, küßte sie mit liebkosenden Worten auf die Stirne, und führte sie mit sich in die grüne Stube, wo

Graf Bärfelden vor den Augen des strengen Herrn Obersten ganz dasselbe that.

Dann schloß sich die Thüre. Trinette stand höchst verblüfft im Flur, und es dauerte eine ganze Weile, ehe sie sich so weit erholen konnte, um die Betrachtung anzustellen: „Nun, wenn das nicht eine Verlobung ist, dann geht die Sache über meine Begriffe. Ja, das ist ein leibhaftiges Brautpaar, und es gibt in der ganzen Welt kein gewisseres. — Sieh', sieh' doch, das kleine Fräulein Armuth! — Aber er kommt ja auch von Haus aus von nichts her, und Gleich und Gleich gesellt sich gern. — 'S ist eigentlich hübsch von ihm, daß er nicht nach Geld heirathet, nun er reich ist. Was aber seine hochnasige Schwester dazu sagen wird? — Ach, und erst die — die — der singende Krametsvogel titulirt der Herr sie ja wohl? — Ach, Himmelchen! die kam nach Parrstein, um ihn zu heirathen, und unser Krötchen wird nun die Frau Gräfin. Wie seltsam ein Groschen doch rollen kann."

Wenn man es noch vor kurzem Beatrix gesagt hätte, daß es ein so reiches, so unaussprechliches Glück auf Erden gebe, wie die nächsten Monate ihr brachten, sie hätte es nicht glauben können. Nicht allein, daß Sorge und Leid von ihr genommen waren, daß ihr rauher, alter Großvater sich aus einem strengen Zuchtmeister in einen zärtlichen, fast bewundernden Vater verwandelt hatte, daß eine glänzende und gesicherte Zukunft vor ihr ausgebreitet lag, nein, alles dieses wurde weit übertroffen durch das entzückende Bewußtsein, glühend und wahrhaft geliebt zu werden von dem Manne, der ihr über alles theuer war, und der, ihrer tiefsten Ueberzeugung nach, Keinem nachstand an Geist und Liebenswürdigkeit wie an Reinheit und Edelmuth der Gesinnung, der selbst an äußerer Schönheit in ihren Augen unübertrefflich war.

Helmerich hatte darauf bestanden, daß er und Beatrix noch vor dem Weihnachtsfeste vermählt würden. Er wollte

dann seine junge Frau zuerst nach Wien und dann nach Rom und Neapel führen, den künftigen Herbst mit ihr in der Schweiz verleben und überhaupt zwei Jahre mit ihr reisen. Sie sollte einen Ersatz für ihre verkümmerte Jugend erhalten und zugleich sollte durch dieses Mittel ihre Erziehung unter den Augen ihres jungen Gemahls auf die leichteste und wirksamste Weise vollendet werden.

Herr v. Wolffshagen fand es sehr hart, daß er mitten im Winter allein auf der Balkenfurth zurückgelassen werden sollte. Er empfand jetzt, welch ein Licht für sein Haus und sein Herz das freundliche, bescheidene Kind war, welches seine Härte mit Geduld und den ihr widerwillig gewährten Schutz durch kindliche Dankbarkeit vergalt. Jetzt, wo er Beatrix nach ihrem wahren Werthe schätzen gelernt hatte, sah er ein, wie vieles er durch die Trennung von ihr entbehren werde. Seit er mit Stolz auf ihre bevorstehende Verbindung mit dem Grafen blickte, hatte er sich auch unvermerkt gewöhnt, sie nicht mehr im Lichte ihrer Verwandtschaft mit ihrer armen Mutter, sondern als die Tochter seines Lieblingssohnes zu betrachten, und so war in seiner Brust allgemach die ganze Zärtlichkeit eines Großvaters für die einst so verabscheute Enkelin erwacht.

Der frühe Winterabend dämmerte, der letzte, den Beatrix in ihrer einfachen Heimath verleben sollte. Die gute Frau Dienberg, welche mit der herzlichsten Mitfreude an dem veränderten Loose ihres Lieblings Theil nahm, bestieg ihre alte Kalesche, nachdem sie fast den ganzen Tag an der Balkenfurth zugebracht hatte, um die für den kommenden Tag erforderlichen Anstalten treffen zu helfen. Beatrix rief ihr von der Treppe aus ihre freundlichsten Gutenacht=Wünsche zu, während Helmerich ihr einsteigen half, und der Oberst, sein Hauskäppchen zum Gruße erhebend, daneben stand.

„Gute Nacht, liebste Beatrix! — Ich danke Ihnen, Graf Bärfelden! — Gute Nacht, gute Nacht, Herr Oberst! — Bitte, sorgen Sie, daß die Kleine sich zeitig niederlegt.“ Der Wagen rasselte in den hallenden Thorweg und verschlang die übrigen Rathschläge, die der sorglichen Frau im letzten Augenblicke noch einfielen.

Der Oberst, der den ganzen Tag von einer rastlosen Unruhe beherrscht gewesen; erklärte, er wolle noch einen kurzen Gang in's Freie machen, und Helmerich kehrte zu seiner Verlobten zurück.

Sie stand am Fenster und schaute über den winterlichen Garten hinaus nach dem Flusse, dessen ruhige Wellen im Lichte der ersten Sterne herüberschimmerten.

In dem Schweigen des Abends war seine Stimme in dem stillen Gemache hörbar, und sie lauschte auf den bekannten Ton, der ihr zahllose entschwundene Stunden mit ihren Leiden und Sorgen, ihren Freuden und Segnungen in's Gedächtniß rief. Mit tiefer Rührung erkannte sie die treue, leitende Hand, die sie gnädig vor einem Schicksal behütet hatte, welches sie selbst für einen Segen gehalten, das aber leicht ihr zum Fluche hätte werden können. Jetzt war ihr ein Loos bereitet, das nach menschlichem Ermessen eines der seligsten auf Erden zu werden verhieß. Und sie pries Gott den Herrn mit feuchten Augen für Seine väterliche Führung und gelobte sich in ihrem Herzen, durch redliche Pflichterfüllung zu danken für das, was Er Großes an ihr gethan.

Da legte sich sanft ein Arm um ihre Schulter, und Helmerichs Stimme fragte: „Bist du traurig, Beatrix, am Vorabende des Tages, der uns für immer vereinigen soll?“

„Traurig, Helmerich? Nein, ich bin so von Dank und Freude erfüllt, daß nur Gott, der mein Herz sieht, wissen kann, wie glückselig ich bin. — Lieber, Theuerer! Selbst

meine große Liebe zu dir vermag keinen bessern Wunsch für dich zu fassen, als daß du so glücklich sein mögest wie ich."

Er berührte mit seinen Lippen ihr dunkeles Haar und flüsterte, sie näher an sich ziehend: „Ich weiß, wie du mich liebst und mir vertrauest, Geliebte; deshalb wirst du mir auch eine Frage verzeihen und eine Bitte gewähren, die ich eben so sehr um deinet- als um meinetwillen an dich zu richten wünsche."

„Du kannst nicht daran zweifeln, Helmerich," erwiderte sie, etwas erstaunt über seinen ungewöhnlichen Ernst.

„Leben noch Verwandte deiner Mutter?"

„Ich weiß es kaum," versetzte sie mit steigender Verwunderung und peinlich berührt durch seine Frage.

„Kannst du mir mittheilen, Beatrix, was du von diesen Leuten überhaupt erfahren hast?"

„Gewiß; es ist nur wenig und nichts Schlimmes. Denn wenn diese armen Leute auch von niederer Abkunft sind, hörte ich doch im Uebrigen selbst von meinem Großvater keinen Tadel über sie aussprechen. — Meine Mutter hatte eine einzige Schwester, welche eine brave Frau war und einen Gastwirth in einer kleinen Stadt heirathete. Sie waren selbst nicht sehr wohlhabend, haben aber dennoch meinem Vater und mir große Wohlthaten erzeigt."

„Und, hast du, seit du an der Valkenfurth lebst, noch in Verbindung mit diesen Leuten gestanden?"

„Nein. Anfangs war ich noch zu sehr ein Kind, um die gütigen Menschen, welche nach dem Tode meiner Mutter meinen unglücklichen Vater und mich mehr als ein Jahr lang pflegten und ernährten, nicht bald völlig zu vergessen. Als ich heranwuchs und anfing, Fragen in Bezug auf meine Eltern und auf meine ersten Lebensjahre zu stellen, wies mein Großvater mich barsch zurück. Ich wandte mich an Tri-

nette, und von ihr erfuhr ich das Wenige, was ich über diesen Punkt weiß. Später — es mögen jetzt zwei Jahre sein — wagte ich noch ein Mal, meinen Großvater zu bitten, mit mir über diese Angelegenheit zu sprechen und mir zu erlauben, in schriftlichen Verkehr mit meiner Tante zu treten. Er wurde jedoch durch meinen Wunsch in so heftigen Zorn versetzt und verbot mir mit solcher Härte, jemals darauf zurückzukommen, daß ich nicht mehr gewagt habe, einen ähnlichen Versuch zu machen."

„Du thatest wohl, es zu unterlassen, liebe Beatrix. Die Bitte, die ich an dich richten wollte, trifft mit diesem Verbote deines Großvaters zusammen. Versprich mir, Herz," Helmerich sprach mit sehr sanfter Stimme, und seine Hand glitt liebkosend über ihr seidenes Haar, „versprich mir, in dieser Beziehung immer so wie bisher zu handeln, das heißt, nie die geringste Verbindung mit diesen Leuten anzuknüpfen. Es mögen ganz gute Menschen sein, aber die Gräfin Bärfelden kann und darf keine Gemeinschaft mit ihnen haben."

Beatrix antwortete nicht. Sie stand blaß, mit niedergeschlagenen Augen vor ihm, und ein beklommener Seufzer theilte die schönen Lippen.

„Wie, Beatrix," fragte der Graf, nicht unfreundlich, aber mit ernster Verwunderung, „wird es dir so schwer, die erste und so sehr gerechtfertigte Bitte deines künftigen Gatten zu erfüllen?"

Sie schlug die großen, braunen Augen zu ihm auf. Sie waren mit Thränen gefüllt, die sie aber schnell entfernte, während ein bittendes Lächeln auf ihrem sanften Gesichte erschien. „Es wird mir schwer, dieses Versprechen," sagte sie aufrichtig, „weil ich die Absicht hatte, morgen eine entgegengesetzte Bitte an dich zu richten, lieber Helmerich. Ich hoffte, du würdest mir erlauben, mich dankbar zu erweisen für die barmherzige Pflege und den gütigen Schutz, die ich als ein

armes, verlassenes Kind genossen habe, — jetzt, da ich, Dank deiner Liebe, keiner Wohlthaten mehr bedarf."

„Ich wollte, ich könnte es," versetzte er sichtlich ergriffen. „Aber — Beatrix — um deinet= wie um meinetwillen müssen wir uns durchaus fern von jenen Menschen halten."

„Es schmerzt mich," sagte sie sanft und sehr traurig. „Doch du hast die Einsicht und das Recht, mich zu leiten, selbst dann, wenn mein Gefühl mir sagt, daß auch meine Ansicht ihre Berechtigung habe. Ich verspreche dir, wie heute, so zu jeder Zeit in Liebe und Dankbarkeit deine Wünsche zu erfüllen."

Der Graf dankte Beatrix feuerig und suchte durch die hingebendste Zärtlichkeit die Wolke zu verscheuchen, die ihre sonnige Freude getrübt hatte. Sie strengte sich an, heiter zu sein; sie lächelte und sprach lebhafter, als sie sonst zu thun pflegte. Dennoch blieb der Schatten über ihrem Wesen. In ihrem Herzen war eine Unruhe wie nach einem begangenen Unrecht. Es war ihr, als blickten ihre Eltern sie trauernd und vorwurfsvoll an, und als müsse ihr Vater ihr zürnen, weil sie das lieblose Versprechen geleistet habe, die mitleidigen Wohlthäter zu verleugnen, die sich ihrer nicht geschämt hatten in der höchsten Noth.

Außer diesen Gewissensbissen — ihre Unruhe verdiente wirklich diesen Namen — regte sich noch eine andere Sorge in ihrer Brust. Sie wußte, wie groß Helmerich's Liebe zu ihr war; in dieser Stunde aber hatte sie erkannt, daß eine andere Leidenschaft in seinem Herzen mit gleicher Gewalt herrschte — sein Stolz. Und würde dieser nie übermächtig werden? Wenn Helmerich je bereute, daß er den Stolz der Liebe geopfert, würde vor dieser Reue nicht die Liebe schwinden und dann nichts zurückbleiben als Schmerz und unfruchtbares Bedauern?

Aber es war zu spät, solche Bedenken zu hegen. Sie mußte sie unterdrücken, damit sie nicht auch in seinem Herzen erwachten. Dies war eine Gefahr, die um jeden Preis vermieden werden mußte. Sie wandte deshalb entschlossen ihre Gedanken von allem ab, was ihren Befürchtungen Nahrung geben konnte, um ihre alte Heiterkeit wieder zu erlangen. Unterstützt von dem Zauber seiner Liebe, gelang es ihr so gut, daß der Oberst, als er heimkam, keine Spur von der Wolke mehr fand, die kaum noch ihr Glück so drohend verdunkelt hatte.

Der Graf theilte das einfache Abendessen mit Beatrix und dem Obersten, und dann waren Großvater und Enkelin allein.

Sie saßen an dem alten, runden Tische einander gegenüber, der Oberst mit seinem Seidel, seiner Pfeife und seinem Journal, Beatrix mit einer leichten Nadelarbeit. So mancher Abend war ihnen in dieser Weise hingeschwunden — war es denn denkbar, daß dieser der letzte sein sollte?

„Morgen," dachte der Oberst, „wird die Stelle leer sein, die meine freundliche, junge Gefährtin Tag für Tag eingenommen hat —"

„Soll der Großvater fortan allein, ganz, ganz einsam in der Ecke des alten Sopha's sitzen?" dachte Beatrix schmerzlich bekümmert.

Beide blickten in demselben Augenblicke auf von den Beschäftigungen, die sie eigentlich nur zum Schein unternommen hatten; ihre Augen begegneten sich, und der alte Mann sah, wie langsam ein paar Thränen über die Wangen seiner Enkelin schlichen.

„Aber, Beatrix, weshalb weinst du denn?" fragte er hastig.

„Ich gehe einem großen Glück entgegen, Großvater; aber ich verlasse auch eine liebe Heimath."

„Ach, Närrchen, sie ist dunkel und dürftig, mit der verglichen, welche du künftig die deinige nennen wirst."

„Aber es ist die erste und einzige, deren ich mich erinnere, Großvater. Die letzten Stunden, die ich hier verlebe, rufen mir alle die zahllosen Wohlthaten zurück, die ich in diesem Hause, die ich aus Ihrer Hand empfing."

„Wohlthaten? —" wiederholte der Oberst mit belegter Stimme. „Sie sind dir mit karger Hand zugemessen, mit unfreundlichem Gesichte ertheilt worden. Du hast kaum einen Bissen Brod unter meinem Dache genossen, der nicht mit Bitterkeiten gewürzt gewesen wäre; du kannst dich nicht des einen erinnern und das andere vergessen."

„Großvater, lieber Großvater, sprechen Sie nicht solche Worte, die mich fürchten lassen, daß Sie an meiner Dankbarkeit zweifeln. Und doch lebt sie warm in meinem Herzen, und ich erkenne innig an, daß die ersten Ursachen alles Glückes und alles Guten, deren ich jemals theilhaftig werde, in dem Schutze und der Erziehung zu suchen sind, die Sie mir angedeihen ließen."

„Beide waren rauh genug," brummte der alte Herr, sichtlich im Zorne gegen sich selbst.

„Beide waren ganz so, wie sie sein mußten," behauptete Beatrix mit liebevollem Lächeln, kam dann zu ihm herüber und setzte sich an seine Seite. „Sehen Sie, ich bin dadurch geworden, was ich bin. Und daß ich bin, was ich sein muß, das haben Sie ja heute noch von Helmerich gehört."

„Der Graf hat gut reden; er weiß nicht . . . ."

„Er weiß nicht, was ich für Fehler habe. Freilich, dagegen ist er blind, Großpapa. Aber Sie haben mich nach seinem Geschmack erzogen, und das ist das Allerbeste, was Sie für uns Beide thun konnten."

„Ach, kleine Kröte, du verdrehst mir die Worte im Munde. Ich wollte sagen, er weiß nicht, was für ein schweres Leben du geführt hast, und was für ein harter Pflegevater ich dir gewesen bin."

„Großvater, Großvater, reden Sie nicht so, oder ich verliere den Muth zu der Bitte, die ich eben aussprechen wollte. Aber ich bin gewiß, Sie erfüllen sie. Sie haben mich lieb .... was Sie auch von Ihrer Strenge sagen mögen, ich weiß es doch. Und jetzt an dem letzten Abende, den wir mit einander in der lieben, grünen Stube zubringen, versprechen Sie mir, daß dieses Haus, wie es bisher war, auch künftig immer meine Heimath bleiben soll, — daß ich, sobald wir von unserer Reise zurück sind, Sie hier besuchen und daß ich von da an immer wieder auf tage- und wochenlang nach der lieben alten Balkenfurth zurückkommen, in meinem Mädchenstübchen schlafen und in diesem Zimmer mit Ihnen sitzen und plaudern darf, als sei ich auch nicht eine Stunde fort gewesen."

Sie hatte ihre liebevolle Absicht erreicht. Sie hatte den alten Mann überzeugt, daß sie von ihm schied mit einem Herzen voll dankbarer Anhänglichkeit, und daß er ihrer in seiner Einsamkeit gedenken konnte als eines liebenden und geliebten Kindes, das mit Freuden dem Augenblicke entgegensah, der es künftig wieder in seine Nähe, in das Haus des Großvaters zurückführen werde. Er durchschaute diese ihre Absicht nicht; aber er empfand die Liebe, die sie ihm bewies, und fühlte, daß sie seiner Liebe zu ihr vertraute — und er segnete sie mit der tiefsten Rührung und Zärtlichkeit, deren sein rauhes, ehrliches Herz fähig war.

XIII.

Seit jener stillen winterlichen Stunde, welche Beatrix am Abende vor ihrer Vermählung an der Balkenfurth mit ihrem Großvater verlebte, waren mehr als zwei Jahre vergangen. Ein goldener Frühlingstag zog über das Land; der Park und

die Wälder um Parrstein prangten in dem goldgrünen Laube der fröhlichen Maienzeit, die Gärten dufteten und blühten, und aus der dichten Epheudecke an dem westlichen Schloßflügel schallten die Stimmen zahlloser nistender Vögel.

Der Thorweg, der unter einem gewaltigen viereckigen Thurme her in den Schloßhof führte, stand weit offen, und aus den Fenstern der Gesindestuben rechts und links von demselben lugten die Gesichter der Stubenmädchen, des Kochs und seiner Untergebenen, des Gärtners und seiner Gehülfen auf den Fahrweg hinaus. Der linke Flügel des Schlosses, der hauptsächlich die Fremdenzimmer enthielt, war still, wie er seit Jahren gewesen; vor dem rechten aber ging es lebhaft zu. Dort befanden sich die Stallungen und Remisen, und vor denselben waren Kutscher und Reitknechte in angelegentlicher Unterhaltung versammelt.

Dem Thore gegenüber führte eine breite Treppe mit massivem Steingeländer zu dem Eingange in den Hauptflügel hinauf. Die breiten Doppelthüren waren weit geöffnet und gestatteten einen Blick in den prächtigen runden Vorsaal, von welchem rechts eine schwere Eichenholztreppe zu den obern Gemächern, links ein breiter Corridor in den Fremdenflügel hinüberführte. Die Wohn- und Gesellschaftsräume lagen sämmtlich an der dem Hofe entgegengesetzten Seite, mit den Fenstern nach dem Garten und dem anschließenden Parke hinaus.

In einem dieser Gemächer, das durch seine Einrichtung als das gemeinschaftliche Wohnzimmer eines Herrn und einer Dame sich kennzeichnete, stand der Oberst v. Wolffshagen. Er war bereits seit einigen Stunden in Parrstein, wie er überhaupt seit einem halben Jahre, d. h. seit der Zeit, daß Herr Bembé sen. aus Mainz auf Befehl des Grafen Bärfelden beschäftigt war, das Schloß zum würdigen Empfange der jungen Herrin auszustatten, einen großen Theil seiner Mußestunden hier zubrachte. Der Oberst fand großes Vergnügen an der

fortschreitenden Verschönerung der innern Einrichtung des Schlosses, und wenngleich manches, sowohl in den Anordnungen des Grafen als in der Ausführung, welche der gewandte und erfahrene Herr Bembé ihnen gab, dem einfachen Geschmack des alten Herrn nicht zusagte, so erkannte er doch freudig an, daß Bärfelden alle erdenkliche Sorgfalt darauf verwende, um seiner jungen Gemahlin ein Heim zu bereiten, dessen eine Fürstin sich nicht zu schämen brauchte.

Seit drei Wochen war nun alles vollendet, und heute wurde das gräfliche Paar von seinen Reisen zurückerwartet. Nachdem Herr v. Wolffshagen noch ein Mal alles im Schlosse einer genauen Inspection unterworfen hatte, harrte er müßig und mit kaum noch zu zügelnder Ungeduld der endlichen Heimkehr seiner Enkelin.

Sie hatte seit ihrer Abreise einen eifrigen und ausführlichen Briefwechsel mit ihm unterhalten. Seit die Scheidewand, welche seinerseits durch die aus seinen Vorurtheilen entspringende Härte, ihrerseits durch die furchtsame Scheu vor seiner Strenge aufgerichtet worden war, durch Beatrixens veränderte Lebensstellung hinweggeräumt war, waren der alte Mann und sein früherer Pflegling, obwohl räumlich getrennt, sich viel näher getreten. Sie konnte sich ihm jetzt mit sorglosem Vertrauen, ohne die Scheu vor einer verletzenden Zurückweisung nähern, und wie ihre kindliche Dankbarkeit sie dazu trieb, so bewog ihn theils Stolz auf sie, theils reuige Liebe gegen die einst fast gehaßte Enkelin zu warmem Entgegenkommen.

Das Rollen näherkommender Räder lockte ihn in den Vorsaal hinaus. Als er die Treppe erreichte, fuhr der Wagen des Grafen in den Hof — und gleich darauf hielt der Oberst seine Enkelin in den Armen.

„Großvater, lieber Großvater!" rief sie, froh lächelnd und doch mit ihren Thränen kämpfend, „endlich, endlich sehe ich

Sie wieder! Wie habe ich mich danach gesehnt, trotz aller Freuden, die ich genoß, trotz alles Schönen, das ich sah. O, wie froh, wie froh bin ich nun!"

„Bist du es, Beatrix? Ja, ich glaube dir, Kind. Aber froher kannst du doch nicht sein, wie ich alter Knabe es bin."

„Großvater," sagte des Grafen Stimme, „vergessen Sie nicht, daß Sie auch einen Enkel haben."

„Helmerich, mein lieber Junge, seien Sie mir herzlich willkommen! Wie wohl, wie stattlich Sie aussehen! Und du, Beatrix —." Er verstummte; denn als er sie jetzt näher in's Auge faßte, fühlte er sich für den Augenblick überwältigt von Erstaunen über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war.

„Und ich, Großvater?" fragte sie freundlich, an seinem Arme die Treppe hinaufsteigend.

Er antwortete nicht, sondern blickte sie noch immer verwundert an. Der Graf weidete sich lächelnd an seinem Erstaunen, und so betraten sie das Wohnzimmer, wo Helmerich die Hand seiner Frau nahm und halb stolz, halb gerührt seine Lippen an ihre Wange legte. „Ist meine Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen, Großvater? Erfüllt nicht Beatrix alle ihre Versprechungen? Die Uebrigen alle waren blind; aber ich wußte, welche Blume sich aus meiner Knospe entfalten werde."

„Hören Sie nicht auf ihn, Großpapa," bat Beatrix mit einem warmen, freudigen Erröthen. „Wir Beide haben den Honigmonat etwas über Gebühr ausgedehnt, und deshalb — deshalb bewundert Helmerich mich mehr, als Sie für vernünftig halten werden."

„Kann sein, mein Schatz; ich fürchte aber, er könnte hier einen Nachahmer seiner Thorheit finden," entgegnete der Oberst, dessen Augen immer noch mit überraschten, bewundernden Blicken an seiner Enkelin hafteten.

Er hatte gegründete Ursache dazu; denn sie hatte wirklich alle Voraussetzungen des Grafen in Bezug auf ihre körperliche Entwickelung in vollem Maße erfüllt. Sie war noch gewachsen, und ihre Gestalt jetzt so schlank und biegsam, ihre Haltung so ruhig und anmuthig, daß es kaum glaublich schien, wie die eckigen Bewegungen des kleinen Landmädchens so spurlos verschwinden konnten. Das reiche, jetzt so sorglich gepflegte Haar war von jenem weichen Glanze, der bei jeder Bewegung des Kopfes hundert sanfte Lichter wiederzuspiegeln scheint. Die einst zu runde Form des kindlichen Gesichtes war in ein reines Oval übergegangen; die Farben waren klar und zart, und das herrliche Auge leuchtete in den sonnigen Strahlen der Gesundheit und des Glückes.

„Wenn du nicht zu müde bist, Beatrix," sagte der Graf nach kurzer, heiterer Unterhaltung, „so wollen wir den Großvater bitten, daß er uns das Schloß zeigt. Ich bin gespannt, wie die neue Einrichtung sich dem alten Hause anpaßt. Großpapa hat sich so gütig darum bemüht, daß es eine Freude für uns sein muß, ihn zum Führer durch das uns unbekannte Labyrinth unseres eigenen Hauses zu haben."

„Ja, ja, arge Herumstreicher seid ihr gewesen: weit über zwei Jahre ausgeblieben! Man kann alles übertreiben, Helmerich, — eine so lange Abwesenheit sollte nie wieder stattfinden."

„Sie wird es nicht, Großvater; aber diese war nicht zu ausgedehnt. Hat sie Beatrix nicht wohlgethan? — Aber was hast du beschlossen, Liebe? Gehen wir durch's Haus, oder willst du dich zurückziehen?"

„Wenn ihr mir die Toilette zur Tafel erlassen wollt, möchte ich am liebsten jetzt unter des Großvaters Leitung das Schloß sehen."

Damit wurde ein angelegentlicher Wunsch des Obersten erfüllt. Mit einer Freude und einem Stolze, als habe er

nicht nur die Arbeiten überwacht, sondern als habe er alle Kosten selbst bestritten und alles selbst ausgeführt, zeigte er dem jungen Paare die neue Ausstattung der Gemächer in dessen eigenem Schlosse. Die Aeußerungen der Befriedigung und Freude von den Lippen Helmerich's und seiner jungen Frau nahm er mit einem Gefühle entgegen, als sprächen sie damit ihm ihren schuldigen Dank aus.

Eine Stunde später saßen die Drei in dem kühlen Speisesaale so heiter und in so glücklicher Eintracht an der Tafel, daß der alte Lorenz nicht aufhören konnte, von dem frischen, röthlichen Gesichte des alten Herrn in das strahlende Antlitz seines jungen Gebieters zu schauen und dann verstohlen auf die lieblichen Züge der Gräfin zu blicken, die doch die Glücklichste von Allen zu sein schien. Nach Tische wurde im Wohnzimmer der Kaffee genommen, und dann bestieg der Oberst seinen immer noch wacker aushaltenden Eisengrauen, um an dem milden Frühlingsabende gemächlich nach der Balkenfurth zurückzureiten.

Morgen schon wollte Beatrix ihn dort besuchen. „Ich würde mich nicht zu Hause fühlen, Großvater," versicherte sie, „wenn ich nicht neben Ihnen in der grünen Stube gesessen und einen Blick in mein altes Schlafzimmer geworfen hätte."

Beatrix war auf die Terrasse hinausgetreten. Sie lehnte sinnend an dem breiten Steingeländer, das sie von dem Garten abschloß, und schaute langsam umher. Rechts von ihrem Standpunkt führten einige Stufen zu einer Rasenfläche hinab, die in weitem Halbkreise, durch Baum- und Blumengruppen unterbrochen, von dem eigentlichen Parke umgeben war. Links vom Schlosse lag ein großer, in altfranzösischem Geschmacke angelegter Garten, durch einen munter fließenden Bach von den übrigen Anlagen getrennt. Die hohen, grünen Laubwände, die weißen Statuen und die funkelnden Wasser eines umfangreichen Marmorbeckens winkten wie aus alter

Zeit herüber, während der lockende Schlag der Nachtigall aus den dichten Hecken und der Duft der Blumen, die auf allen Beeten lachten, an das süße Glück des gegenwärtigen Augenblickes erinnerten. Die warmen Abendstrahlen übergossen alles mit rosigem Licht, ein leiser Lufthauch säuselte durch das zarte Laub, spielte in den Blüthen und brachte auf seinen Schwingen den Duft und die Frische der köstlichen Stunde.

Ein paar warme Lippen berührten die Wange der jungen Frau, und Helmerich fragte: „Bist du zufrieden, Herz? Gefällt dir Parrstein? — Entspricht unsere Heimath deinen Wünschen?“

„O, Helmi, wie schön ist es hier! Wie ruhig und ansprechend ist alles umher, wie traut und heimisch alles in den Räumen des Hauses. Es ist ein Glück, hier leben zu dürfen. Ich danke dir, Liebster.“

„Und du wirst dich nicht nach dem schönen Süden sehnen? — Wien und Paris nicht vermissen?“

„Vermissen! Etwas vermissen, da wo du bist, — selbst abgesehen von dem befriedigenden Zauber, den die eigene Heimath auf uns übt? Nein, Helmi, mir ist, als seien wir heute wieder neu vermählt, und unser Glück erst jetzt vollendet.“

Manche schöne, stille Woche hindurch erlitt dieses Glück nicht die leiseste Trübung. Beatrix brachte oft einen ruhig heitern Nachmittag bei ihrem Großvater an der Balkenfurth zu, kam mit der alten, vertrauenden Liebe nach Rewald in das Haus der Frau Dienberg oder sah sie bei sich in Parrstein, sorgte für die Armen an der Balkenfähre und für alle Dürftigen weit und breit, war thätig von früh bis spät und hatte einen gütigen Blick und ein freundliches Lächeln für jeden Menschen in ihrer Umgebung. Alle liebten sie unaussprechlich, von dem sie vergötternden, alten Großvater und dem sie mit zärtlichem Stolze umfassenden Gatten bis zu dem kleinen, verwachsenen Burschen hinab, der den Hühnerhof zu besorgen hatte. Jeder rühmte ihre sanfte Bescheiden=

heit und ihre selbstlose Güte. Sie selbst aber sagte sich mit mahnendem Ernste, daß es kein Verdienst sei, Gutes zu thun, wenn das Schicksal mit vollen Händen jedes erdenkliche Glück über uns ausströmt.

Bärfelden hatte sich gleich nach seiner Heimkehr mit allem Eifer der Verwaltung seiner Güter angenommen, und dies gesunde Schaffen schützte ihn vor den gefährlichsten Feinden, die dem Glücke des Begüterten drohen, vor Langweile und Ueberdruß. Es verhalf ihm zugleich zu den Grundbedingungen für seine Pflichterfüllung. Nur durch genaue Kenntniß seiner Besitzungen konnte er den richtigen Einblick in die Lage und die Bedürfnisse seiner Untergebenen erlangen und gedeihlich und nachhaltig für ihr Wohl wirken.

Sie erkannten bald, mit welchem Ernste und welchem Wohlwollen er ihr gegenseitiges Verhältniß auffaßte; er dagegen gewann die feste Ueberzeugung, sein Streben durch das entgegenkommende Vertrauen und die verbesserte materielle Lage der von ihm Abhängigen belohnt zu sehen.

Beatrix stand ihm bei seinem Bemühen für das Wohlergehen seiner Leute mit einer Einsicht und Ausdauer zur Seite, die ihm von großem Nutzen waren und seine Liebe und Achtung für sie von Tag zu Tage erhöhten. Weil sie von Kindheit an mit dem Landvolke in vielfache Berührung gekommen war, wußte sie den Ton, der die Leute zum Vertrauen und zur Mittheilsamkeit anregt, sehr geschickt zu treffen. Sie war mit ihren Ansichten und Gewohnheiten, ihren Sitten und Vorurtheilen weit besser bekannt, als der Graf, der vorzugsweise in Städten gelebt hatte, und vermittelte mit eben so viel Klugheit als gutem Erfolge zwischen dem Gebieter und seinen Untergebenen.

Aber alles auf Erden ist dem Wechsel unterworfen, und auch dem stillen, beglückenden Leben des jungen Paares stand eine Störung bevor.

Beatrix hatte sich nach dem Frühstück in's Wohnzimmer begeben, um einen Blick auf die inzwischen angekommenen Journale zu werfen. Der Graf folgte ihr und nahm die für ihn eingetroffenen Briefe auf.

So saßen sie ruhig lesend einander gegenüber, bis er ein kurzes „Ach!" ausstieß, ein Laut, der ihm in Augenblicken der Unzufriedenheit zu entschlüpfen pflegte.

Beatrix blickte von ihrer Zeitung mit der Frage auf: „Was ist geschehen, Helmi? Hast du eine Unannehmlichkeit?"

„Nicht gerade das, mein Kind; aber ich wünschte, dies hätte noch etwas hinausgeschoben werden können." Er reichte ihr einen Brief und beobachtete sie beim Lesen desselben. Ein leichter Farbenwechsel und ein etwas ernster Ausdruck kamen über ihr klares, sonnenheiteres Gesicht — aber nur für einen Moment. Als sie den Brief zurückgab, hatte sie ihr gewohntes Lächeln wieder, und sagte mit innigem, fast bittendem Tone: „Sie ist deine einzige Schwester, Helmi."

„Freilich; und deshalb ist die Sache nicht zu ändern. Doch gestehe ich, daß ich gern noch einige Zeit in ungestörtem Glücke mit dir verlebt hätte."

„Lieber Helmi, Bertha wird uns doch nicht unglücklich machen."

„Ich hoffe nicht, Kind; aber daß ihre Anwesenheit unsere Zufriedenheit nicht erhöhen wird, dessen bin ich gewiß. Sie paßt nicht zu dir."

„Du selbst hast mich gelehrt, Helmerich, daß es eine Hauptaufgabe guter, tüchtiger Menschen sei, im Umgange mit Andern wohlthuend zu wirken, ohne sich in der eigenen Stellung und Ueberzeugung antasten zu lassen, und daß wir dadurch ein um so größeres Verdienst erwerben, je verschiedenartiger von uns selber die Menschen sind, mit denen wir in Berührung kommen."

„Ich nehme nichts zurück von diesen meinen Lehren, welche du dir vortrefflich gemerkt und auch bereits oft angewendet hast; aber dennoch sehe ich deine Ruhe ungern gefährdet. Liebe Beatrix, wir wollen es uns nicht verhehlen: dieser Besuch ist eine ernste Störung, die unsere äußere Lebensweise und unsere innere Zufriedenheit bedroht."

„Es wird weniger schlimm werden, wenn wir uns im voraus dagegen waffnen; auch ist es ja nur vorübergehend. Komm', Helmi, laß uns mit einander die Zimmer auswählen, welche Bertha und Eugen bewohnen sollen. Ueberhaupt wollen wir den festen Vorsatz fassen, ihnen den Aufenthalt in Parrstein so angenehm wie möglich zu machen."

Beatrix war weit entfernt, dem Besuche ihres Schwagers und ihrer Schwägerin so wohlgemuth entgegenzusehen, als sie sich den Anschein gab; denn sie war leider mit Recht überzeugt, daß Bertha ihr nicht wohlgesinnt sei. Sie hielt es jedoch für ihre Pflicht, Helmerich's Verwandten so viele Freundlichkeit und Achtung zu erzeigen, als in ihren Kräften stand. Deshalb kämpfte sie tapfer gegen die unangenehmen Gefühle an, die bei der Aussicht auf eine wochenlange Anwesenheit der Baronin Dernau in Parrstein sie beschleichen wollten.

Einen Umstand jedoch gab es, der ihr störender noch war, als der bevorstehende Besuch an sich selbst. Der Assessor Eckenberg hatte bald nach Beatrixens Vermählung um Alwine Allmersbach geworben und ihre Hand erhalten. Sie wohnten in einem kleinen Landhause dicht vor dem Thore von Rewald und galten, den Grafen und Beatrix ausgenommen, so ziemlich für die Vornehmsten in der Gegend. Bärfelden und seine Frau waren nach ihrer Rückkehr nach Parrstein in einen äußerst förmlichen und sparsamen Verkehr mit Herrn und Frau v. Eckenberg getreten. Beatrix war überzeugt, daß Eckenberg ihr nie verziehen habe, obgleich sie

es war, die durch ihn eine Kränkung erlitten, und daß Alwine es ihr bitter gedenke, daß sie und nicht das Fräulein v. Allmersbach Gräfin Bärfelden geworden sei. Der Graf theilte diese Ansicht vollkommen und war deshalb damit einverstanden, den Umgang mit dem Assessor und seiner Frau so viel als möglich einzuschränken. Diese hatten es jedoch trotz ihres geheimen Grolles gegen Beatrix nicht an Versuchen fehlen lassen, mit den Bewohnern von Parrstein in ein vertrautes Verhältniß zu treten. Jetzt sah Beatrix mit Gewißheit voraus, daß die Anwesenheit ihrer Schwägerin den Vorwand für die Erneuerung dieser kaum vereitelten Versuche bieten würde.

Herr und Frau v. Dernau waren zur festgesetzten Zeit eingetroffen und in Parrstein freundlich empfangen worden. Am Tage nach ihrer Ankunft hatte die Baronin sofort ihre liebe Alwine aufgesucht und empfing jetzt den Gegenbesuch derselben in ihrem eigenen Zimmer.

„Nun laß uns vertraulich plaudern, Alwine,“ sagte sie, ihren Gast zu einem Sopha führend und selbst an ihrer Seite Platz nehmend. „Gestern, in Gegenwart deines Mannes konnten wir uns nicht ganz offen aussprechen, und es verlangt mich sehr danach. Sage mir, bist du zufrieden in deinen Verhältnissen?“

„O ja; für jetzt geht es an. Es ist eben das reine Landleben mit seinen Einschränkungen und Entbehrungen: kein Theater, keine Musik, keine Gesellschaft. In einigen Jahren aber wird Eckenberg hoffentlich nach einer größern Stadt versetzt werden. Bis dahin muß ich mich eben gedulden.“

„Arme Alwine! Wollte der Himmel, die Dinge hätten einen andern Verlauf genommen.“

Alwine zuckte ganz wie früher die Achseln und schwieg. Bertha hob wieder an: „Auch hier steht es nicht, wie es sollte. Beatrix ist ein unerfahrenes, kindisches Geschöpf, und

doch läßt mein Bruder sich völlig von ihr beherrschen. Ich bin überzeugt, daß das auf die Dauer zu nichts Gutem führen wird."

„Du solltest ihm die Augen zu öffnen suchen."

„Ich fürchte, dazu ist es noch zu früh; seine Blindheit übersteigt alle Begriffe. Ich wagte gestern eine Bemerkung über die Toilette, welche sie zum Diner gemacht hatte. Ich deutete an, sie sei zu reich für's Land; man sehe daran, daß Beatrix früher nie über hübsche Anzüge zu disponiren gehabt habe, deshalb übertreibe sie jetzt. Da hättest du den Zorn sehen sollen, in welchen Helmerich gerieth. Er mäßigte sich nur, damit sie seine Heftigkeit nicht bemerken und ihren Grund nicht erfahren sollte, weil sie sich dadurch verletzt fühlen könnte. Auf meine Gefühle aber nahm er nicht die geringste Rücksicht."

„Verzeih' mir Bertchen, — ich muß gestehen, daß du da ein wenig unvorsichtig zu Werke gegangen bist. Ihr Geschmack ist sehr einfach, aber es ist des Grafen Wille, daß sie reiche Abend-Toiletten trägt. Du hast also mit deiner gestrigen Bemerkung viel weniger sie, als ihn selbst angegriffen."

„Hm, — das wußte ich nicht."

„Ueberhaupt glaube ich, daß du mit der äußersten Vorsicht handeln mußt, wenn du deinen Einfluß auf deinen Bruder wiedergewinnen willst."

„Wiedergewinnen? Als ob je ein Mensch den mindesten Einfluß auf ihn gehabt hätte! Er ist von jeher mit dem unbesiegbarsten Eigensinn nur seinem eigenen Kopfe gefolgt. Ich dächte, das sollte seine dumme Heirath dir längst bewiesen haben."

„Dann ist's um so schlimmer, und es ist nur dann möglich, ihre Herrschaft über ihn zu brechen, wenn man ihm beweist, daß sie seiner unwürdig ist."

„Wie willst du ihm das je beibringen? — Ueber ihre Armuth und ihre Unebenbürtigkeit sieht er hinweg, als ob sie gar nicht vorhanden wären."

„Freilich; er wird behaupten, sie sei nicht schuld daran. Könnte man ihn aber überzeugen, daß sie selbst, sie persönlich sich etwas habe zu Schulden kommen lassen, — von wirklichem Unrecht braucht dabei, wie ich glaube, nicht ein Mal die Rede zu sein — so würde seiner Bewunderung für sie eine unheilbare Wunde versetzt werden. Dein Bruder hat, so weit ich ihn zu beurtheilen vermag, ein äußerst peinliches Zartgefühl. Würde es durch sie, das heißt durch ihre Handlungsweise verletzt werden, so würde sie niemals seine Vergebung dafür erlangen können, und mit ihrer Herrschaft über ihn wäre es vorbei."

„Ich glaube, daß du Recht hast. Aber was ist da zu thun? — Ich beurtheile sie gewiß nicht zu günstig, muß aber gestehen, daß sie sich nicht bloß mit vollkommener Sicherheit, sondern mit feinem Takte benimmt."

„Für's erste können wir nichts thun, als sie beobachten; sie wird schon irgendwie einen falschen Schritt thun. Welcher Mensch könnte es vermeiden, sich ein Mal eine Blöße zu geben? Haben wir also Acht und übereilen wir nichts."

Während die niedrigsten Leidenschaften, galliger Neid und gemeine Herrschsucht, sich so gegen Beatrix verbündeten, war sie selbst an der Seite ihres Gemahls ahnungslos bemüht, zur Unterhaltung ihrer Gäste, des Barons Dernau und des Herrn v. Eckenberg, beizutragen. Das Gespräch war jedoch, wie das so häufig der Fall ist, wenn eine Gesellschaft zum größern Theile aus Männern besteht, auf das Feld der Politik gerathen, und der Graf hatte eine Zeitung aufgenommen, um einen Passus, der eine von ihm aufgestellte Behauptung unterstützte, daraus vorzulesen.

Als er sie wieder hinlegen wollte, nahm Beatrix, der ein politisches Gespräch kaum weniger unangenehm war, als ein politisches Lied, sie ihm aus der Hand, um einen Blick auf die „Vermischten Nachrichten" zu werfen, während die Herren über eine Rede des französischen Ministers des Auswärtigen

debattirten. Es fanden sich keine, und sie wandte das Blatt um und stöberte unter den Inseraten umher. Helmerich hatte sie, trotz seines Antheils an der Unterhaltung mit seinen Gästen, heimlich lächelnd beobachtet und sagte jetzt: „Ich begreife nicht, Kind, was du immer auf der vierten Seite zu suchen hast; eine langweiligere Lectüre als diese Anzeigen von Käufen und Verkäufen, oder Dienstsuchenden und Anbietenden kann es nicht wohl geben.“

„Darin irrst du sehr, Helmi. — Was kann man sich alles z. B. dabei denken: Herrschaftliches Wohnhaus. Zu verkaufen das an der Königs-Allee gelegene Wohnhaus des verstorbenen Professors Lauendorff, mit großem Garten von der Straße bis zum Fluß. — Und hart darunter steht: In einer belebten Straße sind zwei Mansarden-Stuben zu vermiethen. Es kann auch Mittagstisch im Hause gegeben werden. Wird man da nicht versucht, sich die seltsamen Gegensätze, aus denen das Leben in größern Städten zusammengesetzt ist, auszumalen? — Hier das unruhige, überfüllte Haus in der engen Straße, wo Laden an Laden sich reiht und die vorüberpolternden Frachtfuhren einen unerträglichen Lärm verursachen; und unter dem gemeinschaftlichen Dache wohnen der kleine Gewerbtreibende, der fleißige Handwerker, der mittellose Kunstjünger und die arme Wäscherin. Dort das ruhige, geräumige Heim des berühmten Gelehrten mit seiner fast vornehm abgeschlossenen Stille: der sauber gehaltene, aber selten betretene Garten, der weite Büchersaal, die mit Schriften der verschiedensten Art bedeckten Tische, dazu das leise Walten der sorglichen Haushälterin und der ruhige Schritt des alten, anständigen Bedienten. — Nun — wirst du jetzt noch behaupten, daß es langweilig sei, im Annoncentheil einer Zeitung zu lesen?“

„Nein, Beatrix; aber du wirst zugeben müssen, daß du das Beste selbst hineinliesest. — — Ja, Eugen, du meinst,

es sei ein bedenkliches Wagniß Louis Philippe's, so viele Truppen nach Algerien zu werfen und dadurch Frankreich zum Theil zu entblößen? Bist du denn der Meinung, daß unsere westlichen Nachbaren wieder empörungslustig sind?"

Eckenberg hatte Beatrix während ihrer kurzen Zwiesprache mit dem Grafen scharf und mißwollend beobachtet. Es gab keine größere Bitterkeit für ihn, als sie, die er um ihrer Armuth willen beleidigt und verachtet hatte, umgeben von Glück und Glanz zu sehen.

Dennoch suchte er, vermöge einer sehr verbreiteten Verkehrtheit der menschlichen Natur, oft geflissentlich diesen Anblick auf, und so kehrte auch jetzt, trotz seiner Theilnahme an der Unterhaltung der Herren, sein Blick immer wieder auf das Gesicht der Gräfin zurück. Plötzlich sah er sie erbleichen.

Beatrix öffnete die Lippen, als sei sie im Begriffe, einen Schrei auszustoßen, schloß sie aber mit schwerer Selbstüberwindung und ließ das Blatt aus der bebenden Hand auf den Tisch fallen. Sie raffte es aber sofort wieder auf, heftete die angstvollen Augen auf eine der schmalen Spalten und ließ es kraftlos wieder fallen. Die Blässe auf ihren Zügen vertiefte sich, ihre Augen sanken förmlich ein und ein sichtbares Zittern erschütterte ihre Gestalt.

Wie in weiter Ferne hörte sie die scharfe Stimme Eckenberg's mit erheuchelter Theilnahme sagen: „Die Frau Gräfin haben in der Zeitung etwas gefunden, das sie tiefer berührt als Miethen und Verkäufe."

So aufmerksam gemacht, gewahrte Helmerich mit tödtlichem Erschrecken den Zustand seiner Frau. „Beatrix, was ist dir?" rief er, indem er sie stützend umfaßte. „Hast du eine Nachricht gefunden, die dir so nahe geht?"

Sie schüttelte den Kopf und bot alle ihre Kräfte auf, sich zu fassen. „Mir ist unwohl geworden," antwortete sie mühsam. „Die Inserate haben aber nichts damit zu thun.

Es sind keine Todes=Anzeigen darunter. — Bitte, laß mich in's Freie hinaus; dort wird mir besser werden."

Er bot ihr den Arm, und sie erhob sich. Sie war kaum im Stande zu gehen; doch gelang es ihr, von ihm gestützt, die Terrasse zu erreichen. Als sie hier tief aufathmend die frische Luft einsog, kehrte nach und nach die Farbe auf ihre Wangen, die Kraft in ihre Glieder zurück. Sie konnte lächelnd zu ihrem ängstlich bewegten Gatten aufblicken und ihm versichern, daß sie wieder wohl, daß der Anfall vollkommen vorüber sei.

Dernau war hinausgeeilt, um die Baronin zur Pflege der Frau des Hauses herbeizurufen. Eckenberg nahm die Zeitung auf und durchforschte spähend Spalte um Spalte, um möglicherweise den Schlüssel zu dem Erschrecken der Gräfin zu finden. Aber seine Mühe war vergeblich. Gras= und Getreide=Verkäufe, Wohnungsanzeigen, Dienstboten, welche Stellen suchten, Herrschaften, die sich nach treuen Dienern umthaten, Einladungen zu Sommer=Vergnügungen und Actien=Unternehmungen, die Course der Staatspapiere und des ausländischen Goldes — das alles konnte keinen Anlaß zu der heftigen Erschütterung der jungen Frau geboten haben. Und doch stand außer einigen Bekanntmachungen von Seiten verschiedener obrigkeitlicher Behörden durchaus nichts auf der Blattseite, mit welcher sie sich beschäftigt hatte, als sie die Beute einer so furchtbaren Gemüthsbewegung wurde. Einer Gemüthsbewegung! Davon war Eckenberg auf das festeste überzeugt, und er hätte es sich kein geringes Opfer kosten lassen, um sich in den Stand zu setzen, die Ursache derselben zu ergründen.

Als die Baronin und Frau v. Eckenberg mit den ausgeprägtesten Zeichen besorgter Theilnahme in den Salon stürzten, hatte Beatrix sich völlig wieder erholt, wenngleich eine ungewöhnliche Blässe auf ihren Wangen zurückgeblieben

war. Der Graf folgerte daraus, daß ihr plötzliches Unwohlsein noch eine Schwäche zurückgelassen habe und sie der Ruhe bedürfe. Als Herr und Frau v. Eckenberg trotz dieser Andeutung keine Miene machten, ihren Aufbruch zu beschleunigen, bestand Helmerich darauf, daß seine Frau sich in ihre Zimmer zurückziehe. Sie ging willig darauf ein, und er ließ es sich nicht nehmen, sie hinaufzuführen. Erst als er sie ruhig und mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen in die Kissen eines Sopha's zurückgelehnt sah, verließ er sie.

Beatrix behielt ihre Stellung und ihren Gesichtsausdruck unverändert bei, bis sie hörte, wie die Schritte ihres Gemahls fern im Corridor die Treppe erreichten. Dann warf sie den Zwang, den sie sich bis dahin auferlegt hatte, von sich; sie faltete krampfhaft ihre Hände und stöhnte tief aus der beklommenen Brust. Die Angst und der Jammer, deren Beute sie war, verriethen sich auf das sprechendste in ihren Zügen.

Einen unglücklichern Menschen gibt es auf Erden nicht, als den, der Niemanden hat, dem er seine Sorgen anvertrauen, in dessen Ohr er sein tiefes Leid, der barmherzigen Theilnahme gewiß, ausschütten kann. Und wie Mancher lebt doch, der einen Gram trägt, den er selbst seinen nächsten Freunden verbergen muß, eine Noth, die er vor keinem Menschenauge offenlegen darf! Wohl ihm, der in solcher Verlassenheit den Einen Retter und Helfer zu finden weiß, der noch kein Vertrauen täuschte, keinen Flehenden verstieß! Wenn es wahr ist, was die Vielen, die an keinen Gott mehr glauben, behaupten: daß sie ihre Mitmenschen dennoch lieben, so sollten sie sich zehnfach besinnen, ehe sie den leichtfertigen Versuch wagen, einem gläubigen Herzen die trostvolle Ueberzeugung von dem Dasein und der Allgegenwart Gottes und Seiner ewigen Liebe und Barmherzigkeit zu entreißen.

Hätte Beatrix nicht den Schatz dieses Glaubens in ihrer geängstigten Seele getragen, als plötzlich ein Kummer sie

überfiel, den sie gerade vor ihrem Gemahl und ihrem Großvater in das tiefste Geheimniß glaubte hüllen zu müssen, — wo auf Erden hätte sie die Kraft und den Halt finden sollen, deren sie so sehr bedurfte? Aber mitten durch die Nacht ihres Grames brach wie ein belebender Lichtstrahl der Gedanke an den mächtigen und hülfreichen Freund aller Verlassenen; sie nahm in flehendem Gebete ihre Zuflucht zu Ihm, und fand die Ruhe und Stärke, die ihr in ihrer Lage unerläßlich waren.

Sie erschien bei Tische, sie nahm an dem abendlichen Spaziergange anscheinend heiter Theil, plauderte am Theetische und sang einige der leichten italienischen Lieder, um welche Dernau sie bat. Ihre Selbstbeherrschung war nicht überflüssig, denn Bertha beobachtete sie scharf und unablässig.

Als Eckenberg sich von der Baronin verabschiedete, hatte er einen Moment wahrgenommen, wo der Graf lebhaft mit Dernau und Alwine sprach, um ihr leise zu sagen: „Tragen Sie doch ja recht angelegentlich Sorge für die Frau Gräfin, gnädige Frau. Ich fürchte, es ist nicht ein bloßes Unwohlsein, wodurch sie so angegriffen worden ist.“

„Sie denken —?“ fragte Bertha hastig, die unvollständige Frage durch einen scharfen, forschenden Blick ergänzend.

„Ich bin überzeugt, daß Ihre liebenswürdige Frau Schwägerin in der Zeitung eine Nachricht gefunden hat, welche ihr einen heftigen Schrecken verursachte, und weil bekanntlich Seelenleiden viel schwerer zu tragen sind als Körperschmerzen, erlaubte ich mir, die Frau Gräfin Ihrer ganz besondern Sorgfalt zu empfehlen, gnädige Frau.“

„Ich werde meine arme Beatrix auf das zärtlichste pflegen,“ versicherte sie, als sei der geheime Sinn seiner Worte ihr nicht aufgefallen. Er wußte aber, daß sie seine Andeutung verstanden hatte und entschlossen war, danach zu handeln.

XIV.

Es war am dritten Tage nach den eben geschilderten Vorgängen, als der Graf eine Fahrt nach einem zwei Meilen von Parrstein entfernten Dorfe vorschlug. Er hatte erfahren, daß auf dem dortigen Pfarrhofe eine Eiche von hohem Alter und staunenswerthem Umfange sich befand. Eine solche Merkwürdigkeit zu besichtigen, lohne sich der Mühe, meinte Helmerich; der Ausflug werde die Stunden zwischen dem zweiten Frühstücke und dem Diner in angenehmer Weise ausfüllen, und zudem sei durch die Frische der Luft der Tag für eine Fahrt in offenem Wagen besonders geeignet.

Bertha und Dernau, die stets nach jeder Art von Zerstreuung haschten, stimmten dem Vorschlage ohne Zögern bei. Auch Beatrix fand ihn sehr hübsch. Dennoch bat sie, sich von dem kleinen Unternehmen ausschließen zu dürfen; sie fühle sich immer noch ein wenig matt und glaube, daß es ihr wohlthätig sein werde, den Nachmittag, einen kurzen Gang durch die Gärten ausgenommen, ruhig in ihren Zimmern zu verleben. Helmerich wollte anfangs nichts davon hören, daß seine kleine Frau, zumal da sie leidend sei, allein im Schlosse bleiben solle, und auch Bertha stimmte dafür, die Fahrt so lange aufzuschieben, bis Beatrix sich wohl genug fühle, an derselben Theil zu nehmen. Allein diese bestand auf ihrem Willen, und meinte, man könne ja den Ausflug, falls man ihn lohnend fände, später in ihrer Gesellschaft wiederholen. So setzte sie es endlich durch, daß der Graf mit Herrn und Frau v. Dernau sich auf den Weg machte, sie selbst der erwünschten Einsamkeit überlassend.

Ein mit lebhaften Empfindungen ausgestatteter Mensch nährt gewöhnlich den Wunsch, seine äußere Umgebung mit

seiner innern Stimmung in Einklang zu bringen. Wenn er das nicht vermag, fühlt er sich durch den Gegensatz zwischen beiden gepeinigt.

Beatrix hatte in den letztverflossenen Tagen an sich selbst diese Erfahrung gemacht. Die Schönheit der Gemächer, in denen sie lebte, die prächtige Heiterkeit der Gärten, welche das Schloß umgaben, selbst die reichen Kleider, welche sie nach dem Wunsche ihres Gemahls trug, waren ihr zur Last. Sie wähnte, daß sie sich erleichtert fühlen würde, könnte sie in den einfachen Zimmern an der Balkenfurth weilen und sich in die ärmlichen Anzüge aus ihrer Mädchenzeit hüllen. Auf Grund dieses Gefühles verließ sie etwa eine Stunde nach der Abfahrt der Ihrigen das Schloß, um eine Stelle in der Tiefe des Parkes aufzusuchen, welche in ihrer öden Vernachlässigung einen seltsamen Contrast zu den übrigen, so sorgfältig gehaltenen Umgebungen von Parrstein bildete.

Es war ein alter Pavillon am Rande eines dunkeln, schilfbekränzten Teiches von höchst unregelmäßiger Form. Eine Waldlichtung wurde durch den Teich fast ganz ausgefüllt. Die gigantischen Bäume, welche ihn einschlossen, streckten die mächtigen Aeste weit über das moosige Dach des kleinen Gebäudes, und tauchten sie an andern Stellen in die schwärzliche Fluth. An einer Seite zog der Wald sich etwas zurück, und hier wucherten Weiden-, Erlen- und Brombeersträuche wild durch einander und drängten sich durch ein Gewirr von Kletten und tiefgrünen Schierlingspflanzen bis in das Wasser hinein.

Helmerich hatte davon gesprochen, den Pavillon, der ursprünglich ein hübscher, zierlicher Bau war, ausbessern zu lassen, und Ordnung, Luft und Licht in seine Umgebung zu bringen. Aber Beatrix hatte den dringenden Wunsch ausgesprochen, der dunkele Teich und seine wilden Ufer möchten

unberührt bleiben. Helle und Regelmäßigkeit, meinte sie, würden den Ort kaum zu verschönern vermögen.

Sie hatte den Schlüssel mitgebracht, um die Thüre des kleinen Hauses, welches nur ein mit Fliesen belegtes und mit einfachen Rohrstühlen, einigen Tischen und einem Schranke ausgestattetes Gemach enthielt, öffnen zu können. Es gelang ihr mit einiger Mühe, denn das Schloß war sehr lange unbenutzt geblieben und stark gerostet. Es knarrte heiser, die Thüre kreischte in den Angeln und schürfte hörbar über die Steine, als sie aufgestoßen wurde. Beatrix achtete nicht darauf; sie holte sich einen Stuhl heraus, um zwischen dem Pavillon und dem Wasser sich niederzusetzen, nicht ahnend, daß die Augen eines Fremden sie auf das angelegentlichste beobachteten.

An der Rückseite des Pavillons führte eine Treppe zu einem kleinen Bodenraume, der vormals zur Aufbewahrung von Spaten, Rechen und ähnlichen Werkzeugen gedient hatte und sein Licht durch ein über der Thüre befindliches Fensterchen erhielt. Die einzige große Scheibe in demselben war längst zerbrochen, und so gelang es einem sich auf dem Bodenraume befindenden Manne leicht, ohne die Aufmerksamkeit der Gräfin zu erregen, seinen Kopf hindurchzubringen, um nach der Ursache des Geräusches zu spähen, welches das Oeffnen der Thüre hervorrief. Der Anblick der jungen Dame schien ihn zu überraschen und seinen lebhaften Antheil zu erwecken. Er sah ihr aufmerksam zu, wie sie eine trockene, geschützte Stelle auswählte, ihren Stuhl dorthin brachte und sich niederließ, als habe sie sich nun für längere Zeit eingerichtet. Er nickte mit dem Kopfe, zog sich zurück und einige Secunden später stieg er mit vorsichtigen Schritten die morsche Treppe hinab. Auch nachdem er den Boden erreicht hatte, legte er das verstohlene Wesen nicht ab, welches seinem Auftreten anhaftete. Statt über den weichen, kurzen Rasen an

der einen Seite des Pavillons zu gehen, wo ein kleiner, freier Platz zwischen diesem und dem Walde sich befand, drückte er sich an der entgegengesetzten Seite hart an der Mauer entlang, mühsam seinen Weg durch das verworrene Gestrüpp bahnend, welches hier bis dicht an das Haus sich vorgeschoben hatte.

Als er sich bis zur vordern Ecke durchgearbeitet hatte, bog er die äußersten Zweige vorsichtig nieder, warf einen scharfen Blick in die Runde, und fragte leise: „Frau Gräfin? — Sie sind es doch, Beatrix?“

Sie schaute erschrocken um, und als ihre Augen auf das von dichtem, schwarzem Haar umgebene blasse Gesicht des Fremden trafen, welches aus dem wilden Laubwerk ihr gespannt entgegen blickte, überkam sie dieselbe räthselhafte Angst, welche sie vor einigen Tagen beim Lesen der Zeitungsanzeigen ergriffen hatte. Sie starrte zitternd und todtenbleich in die unheimlichen Züge des Mannes, bis er seine Frage wiederholte.

„Ja, ich bin es,“ stammelte sie jetzt, sich langsam vom Stuhle erhebend. „Aber Sie — was wollen Sie von mir?“

Er gab ihr ein Zeichen, daß sie dicht zu ihm herankommen möge, und sie gehorchte, obgleich sie kaum die Kraft hatte, sich aufrecht zu erhalten. Dann sprach er zu ihr, verborgen im Gesträuch und im denkbar leisesten Tone; sie hielt ihm willig ihr Ohr hin, trotz der sichtlichen Angst und Qual, die sie erduldete, ganz, als ob er eine Gewalt über sie besäße, der sie gegen ihren Willen unterworfen sei.

Wenige Augenblicke, bevor das Gesicht des Fremden, bald nachdem er die Gräfin beim Namen genannt hatte, wieder hinter den Zweigen verschwand, erschien an der entgegengesetzten Seite des Teiches auf einem schmalen, vom Schlosse herführenden Pfade Alwine Eckenberg. Beatrix und der Unbekannte, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, bemerkten ihr

Kommen nicht, und sie trat auch sofort in eine Krümmung des Weges zurück, wohin von dem Pavillon aus kein Blick zu dringen vermochte. Sie hatte, wenngleich undeutlich, das Gesicht des fremden Mannes gesehen, der offenbar die Absicht hatte, sich vor jedem andern Auge als dem der Gräfin zu verbergen; sie hatte den Namen Beatrix aus seinem Munde vernommen und die heftige Bewegung bemerkt, mit welcher seine Anwesenheit und seine Worte die unglückliche junge Frau erfüllten. Auch selbst in einem weniger übelwollenden Herzen hätten diese Thatsachen einen schmählichen Verdacht zu erregen vermocht — in den Augen Alwinens standen die Schuld und die Schande der Gräfin unumstößlich fest.

Sie lauschte ungesehen aus ihrem Versteck hervor und wurde Zeugin einer langen, angelegentlichen Unterredung, welche Beatrix mit dem Fremden pflog. Sein Gesicht sah sie jedoch nicht wieder; er blieb hinter dem Laubwerk verborgen, bis sein Gespräch mit der Gräfin beendet war, und diese mit bleichen Zügen und wankenden Schritten zu ihrem Sitze zurückkehrte. Einige Minuten wartete Alwine noch; dann schritt sie wieder in den Pfad hinaus und gab sich den Anschein, als ob sie direct vom Schlosse käme.

Noch rang Beatrix fassungslos mit ihrer Angst und mit schmerzlichen Zweifeln, als Frau v. Eckenberg mit Worten gleißnerischer Liebe und Sorge vor sie trat. Dieser Besuch war eine neue Qual, und sie mußte doch mit der größten äußern Ruhe und Geduld ertragen werden.

„Ich würde keine Ruhe gehabt haben,“ versicherte Alwine, „wenn ich nicht heute von dem bessern Befinden unserer lieben Frau Gräfin mich überzeugt hätte. Es geht Ihnen doch wirklich besser? — Oder — Sie sind noch ein wenig blaß — schonen Sie sich wohl auch mit der nöthigen Sorgfalt, theuere Gräfin?“

„Fast fürchte ich, daß ich bisweilen etwas unvorsichtig bin," erwiderte Beatrix, ein Lächeln erzwingend. „So hätte ich, wie ich jetzt einsehe, wahrscheinlich klüger gehandelt, wenn ich in den sonnigen Partieen des Parkes geblieben wäre, statt diese Stelle aufzusuchen, die allerdings mein bevorzugter Lieblingsplatz, aber auch sehr kühl und feucht ist. Ich glaube, die Ausdünstungen des Teiches sind schädlicher, als ich bisher zuzugeben geneigt war; denn wenn man längere Zeit hier verweilt, wird man von einem Frösteln überschlichen. Wenn Sie also nichts dagegen hätten, Frau v. Eckenberg, würde ich vorschlagen, zum Schlosse zurückzukehren."

Alwine willigte ein, weil sie nicht gut Einwendungen gegen den Wunsch der Gräfin erheben konnte und auch voraussah, daß der Fremde, von dem sie für ihr Leben gern Näheres gesehen hätte, doch während ihrer Anwesenheit nicht wieder zum Vorschein kommen werde. Im Gehen erzählte sie, wie sie, von ihrer Sorge um die Gesundheit der Gräfin getrieben, nach Parrstein gekommen sei, und nun vernommen habe, daß der Graf mit den fremden Herrschaften ausgefahren sei, die Gräfin sich aber im Parke befinde. Bei der Orangerie habe sie den Gärtner getroffen, der ihr sagte, seine Herrin habe den Schlüssel zum alten Pavillon mitgenommen; weil sie nun von früher her den Weg dahin kenne, sei es ihr leicht geworden, ihre theuere Gräfin aufzufinden.

Obschon der Umstand, daß Beatrix sich an dem Ausfluge, den die Ihrigen heute unternahmen, nicht betheiligt hatte, ihren Wunsch, allein zu bleiben, ganz außer Zweifel stellte, erklärte Frau v. Eckenberg, daß sie im Schlosse bleiben werde, bis die Herrschaften von ihrer Fahrt zurückkehrten. Sie bestand darauf, zu finden, daß der Graf sowohl als die Baronin sehr leichtsinnig gehandelt hätten, die noch immer leidende Beatrix allein zu Hause zu lassen. Von den Domestiken könne man nicht die erforderliche Achtsamkeit und Sorg-

falt erwarten, und man habe Beispiele, daß in ähnlichen Fällen mancherlei Betrübendes geschehen sei, das bei größerer Aufmerksamkeit hätte vermieden werden können.

Beatrix hatte das Gefühl, daß in diesen Worten eine Doppelzüngigkeit liege, zu der sie freilich den Grund nicht auffinden konnte, welche sie aber dennoch mit eben so viel Furcht als Entrüstung erfüllte. Allein sie befand sich unter einem Banne, den sie nicht zu brechen wagte, und war deshalb gezwungen, den Anschein festzuhalten, als höre sie aus den Reden Alwinens nicht mehr heraus, als was sie buchstäblich besagten. Zwar bemühte sie sich mit aller Anstrengung, deren sie fähig war, unbefangen und selbst heiter zu scheinen; aber sie konnte sich trotz allem der Besorgniß nicht erwehren, daß Frau v. Eckenberg ihre Absicht durchschaue und erkenne, wie ihre Ruhe nur eine mühsam festgehaltene Maske sei. Deshalb kam sie bald dahin, jetzt die Rückkehr der Ihrigen eben so sehr zu ersehnen, als sie vor einigen Stunden ihre Entfernung gewünscht hatte. Mit einem Gefühle wenigstens theilweiser Erleichterung vernahm sie endlich das Einfahren des Wagens in den Schloßhof.

Alwine wiederholte dem Grafen und seiner Schwester gegenüber alle ihre schönen Redensarten über ihre Sorge und Theilnahme für Beatrix. Eine Einladung zum Diner schlug sie aus, erklärte aber, daß sie die Baronin auf ihr Zimmer begleiten und ihr Gesellschaft leisten wolle, bis diese ihren Anzug gewechselt habe. Schon auf dem Wege dahin flüsterte sie ihrer Freundin zu: „Schicke deine Jungfer fort; ich habe dir etwas zu sagen." In der nächsten Minute saßen die beiden Frauen sich allein gegenüber.

„Nun, was möchtest du mir anvertrauen, Alwine?" fragte Bertha halblaut.

„Daß ihr vom Geschlecht der Bärfelden sehr sorglose Leute zu sein scheint. Deine Frau Schwägerin affectirt ein

Unwohlsein; und mochtet ihr das nun für wirklich oder erheuchelt halten, so war es geboten, sie nicht allein zu lassen. Statt dessen macht ihr eine ganz zwecklose Spazierfahrt, und die Gräfin Bärfelden benutzt ihre Einsamkeit, um im Parke einem Fremden ein Rendez-vous zu geben."

„Alwine!" rief die Baronin, wirklich entrüstet. Sie hielt etwas auf die Ehre ihres Hauses und hatte, trotz ihrer Abneigung gegen Beatrix, nie an der Unschuld und Ehrbarkeit der jungen Frau gezweifelt.

Alwinens zweideutiges Achselzucken und ihr boshaft blitzender Blick waren die einzige Antwort, zu welcher sie sich herbeiließ.

„Wenn du nicht die unumstößlichsten Beweise für die Beschuldigung hast, die du so leichthin aussprichst, Alwine," sagte Bertha, immer noch in großer Aufregung, „so hättest du besser gethan, keine Silbe davon verlauten zu lassen."

„Du setzest mich in Staunen, Bertchen," war die in einem seltsam süßen Tone ausgesprochene Antwort.

„Ich dich in Staunen, während ich bloß zuhöre, und du mir Dinge erzählst, die allen Glauben übersteigen, wenn man der Gräfin ganze Haltung und Lebensweise damit vergleicht!"

„Ich wiederhole dennoch: du stürzest mich in die größte Verwunderung, — zuerst durch deine Parteinahme für deine Schwägerin, weil es bisher durchaus nicht den Anschein hatte, als ob du sie mit besonderer Zuneigung betrachtetest, und dann durch die Zuversicht, mit welcher du für die Sittenstrenge dieser jungen Frau einstehst. Du weißt doch weiter nichts von ihr, als daß sie sich als ein halbes Kind verheirathet und dann einige Jahre auf Reisen und in großen Städten zugebracht hat. Es scheint mir kein geringes Wagstück, für die Grundsätze, die sie sich während dieser Zeit angeeignet, und für die Bekanntschaften, die sie gemacht haben mag, die Bürgschaft zu übernehmen."

„Aber mein Bruder achtet sie eben so sehr, als er sie liebt.“

„Dein Bruder! — Hörtest du denn nie von der Blindheit der Verliebten?“

„Du glaubst also, daß sie ihn täuscht?“

„Zuverlässig.“

„Aber — ich bitte dich um des Himmels Willen, sage mir alles — was hat dich auf diese Idee gebracht?“

„Das Zeugniß meiner eigenen Sinne. Ich habe sie bei ihrer Zusammenkunft mit dem Fremden überrascht und gehört, wie er sie vertraulich beim Namen nannte. Wer, außer deinem Manne, deinem Bruder oder dem alten Obersten, hätte das Recht, sie Beatrix zu nennen? — Und warum gäbe sie einem Manne, mit dem sie offen und frei verkehren dürfte, ein verstohlenes Rendez-vous im dichtesten Gebüsche des Parkes, während ihr in süßer Vertrauensseligkeit meilenweit fahrt, um eine alte Eiche zu bewundern?“

„Du selbst hast sie mit dem Fremden gesehen?“

„Wie ich dir sage: im Park beim alten Pavillon.“

„Und sie bemerkten auch dich?“

„Nein, im Gegentheil: sie waren zu sehr mit einander beschäftigt, um auf etwas außer ihnen zu achten. Auch zog ich mich zurück, als ich, aus dem Gebüsche tretend, bemerkte, daß die Gräfin nicht allein war. Ich konnte mich nicht überwinden, mich selbst sowohl als sie zu der peinlichen Rolle zu verurtheilen, welche bei einer gestörten Zusammenkunft ebensowohl der Ueberraschende als die unglücklichen Ertappten spielen.“

„Verstandest du, was sie mit einander sprachen?“

„Nicht ganz; dafür war ich zu weit entfernt. Doch vernahm ich deutlich, wie er seine Freude ausdrückte, sie zu treffen, und wie er sie in zärtlichem Tone Beatrix nannte.“

„Ihn kanntest du nicht?“

„Nein; ich habe den Mann früher nie gesehen und kann nur sagen, daß er dunkeles Haar und ein blasses Gesicht hat. Auch schien er groß und schlank zu sein; doch konnte ich das, weil er halb hinter dem Gesträuch verborgen war, nicht genau wahrnehmen."

Frau v. Dernau fragte nicht weiter. Sie stützte die Wange in die Hand und heftete die Augen, in unruhige Gedanken verloren, auf die Spitze ihres kleinen Fußes, den sie ungeduldig bewegte. Alwine blickte unter den gesenkten Lidern spähend nach ihr hin, erhob sich dann ruhig, und bemerkte mit ihrer süßen Freundlichkeit: „Ich habe dir nun alles gesagt, was mir selbst bekannt geworden ist, und du weißt, was du zu thun hast."

„Das weiß ich durchaus nicht," erwiderte Bertha, sich lebhaft aufrichtend. „Ich habe vielmehr nicht die entfernteste Idee, wie ich handeln soll. — Muß ich meinen Bruder warnen? — Oder ist es besser, gegen ihn zu schweigen und Beatrix in's Gewissen zu reden? — Eines scheint mir so mißlich zu sein wie das andere; aber etwas muß doch geschehen."

„Du darfst eher alles Uebrige thun, als mit der Gräfin sprechen. Nimm mir nicht übel, daß ich es so offen sage — das wäre ein thörichtes Beginnen, liebe Bertha. Es würde nur dazu dienen, daß deine Schwägerin sich für jetzt herausreden und künftig versteckter zu Werke gehen würde. — Aber willst du nicht Rücksprache mit dem Baron nehmen?"

„Mit Dernau? — Welcher Einfall! Du solltest doch wissen, daß er nicht schweigen, und auch keine Sache, und wäre es die wichtigste, mit Ernst behandeln kann."

„So kann ich dir nur rathen, die Gräfin in der nächsten Zeit genau zu beobachten und dann auf Grund deiner eigenen Wahrnehmungen deine Beschlüsse zu fassen. Solltest du irgend eines Dienstes, eines Beistandes bedürfen, so darfst du auf mich und Eckenberg rechnen."

„Es würde mir sehr lieb sein, Alwine, wenn du den Vorfall im Park Herrn v. Eckenberg für jetzt noch nicht mittheilen wolltest.“

„Wie du willst, Bertchen; und nun muß ich gehen. Hörst du? — das erste Glockenzeichen zum Diner, und du hast deine Toilette noch nicht ein Mal begonnen. Gute Nacht, liebe Bertha. Sobald du es wünschest, werde ich wieder bei dir sein.“

Als Bertha in den Salon hinunter kam, wo man sich vor dem Diner zu versammeln pflegte, fand sie die übrigen Hausgenossen bereits ihrer harrend, und der Graf bot ihr den Arm, um sie zur Tafel zu führen, mit der Frage: „War denn dein Gespräch mit Frau v. Eckenberg von solcher Wichtigkeit, liebe Bertha, daß es dich so lange in Anspruch nahm?“

„Verzeih', lieber Helmerich, daß ich habe warten lassen. Alwine konnte kein Ende in ihren Mittheilungen finden, und es würde mir schwer geworden sein, ihren frühern Aufbruch zu veranlassen, ohne mich unfreundlich zu zeigen.“

„Sie war von jeher eine aufdringliche Person.“

„Dafür halte auch ich sie,“ bemerkte der Freiherr.

Bertha wollte widersprechen; die kleine Gesellschaft hatte jedoch den Speisesaal betreten, und in Gegenwart der hier anwesenden Diener ließ eine Meinungsverschiedenheit über den Charakter einer Dame, mit welcher man in gesellschaftlichen Beziehungen stand, sich nicht wohl erörtern. Frau v. Dernau setzte sich also zu Tische mit dem Vornehmen, ihre abweichende Meinung gelegentlich auszusprechen. Das Mahl war begleitet von der gewöhnlichen, oberflächlichen, fast nichtssagenden Unterhaltung, wie sie an den Tafeln vornehmer Häuser sehr häufig geführt wird, weil die Anwesenheit der Dienerschaft die Berührung ernster oder vertraulicher Gesprächsstoffe verbietet. Die Hauptmahlzeit des Tages entbehrt dadurch der schönsten Würze, derjenigen Zugabe, welche sie

von dem Vorwurfe des bloß materiellen Genusses befreit. Beatrix hatte sich nur schwer an diesen Brauch gewöhnen können: und weil sie die, viele Frauen auszeichnende Eigenschaft der Mäßigkeit und der Gleichgültigkeit gegen sogenannte Tafelfreuden in hohem Grade besaß, freute sie sich jedes Mal, wenn die Stühle gerückt wurden und man den Speisesaal verließ.

Heute sehnte sie den Schluß des Diners lebhafter als je herbei; es kam ihr vor, als ob Bertha ihr eine gespannte Aufmerksamkeit zuwende, durch welche sie sich sehr beunruhigt fühlte. Außerdem war es dringend nöthig, noch Verschiedenes zu besorgen, ohne daß die Ihrigen Kenntniß davon erhielten.

Endlich war man wieder im Gesellschaftszimmer; der Kaffee wurde servirt, die Herren machten eine Partie Ecarté, und die Baronin öffnete den Flügel und begann lässig, einige leichte Phantasieen über ein Thema aus der „Stummen" herabzuspielen. Beatrix ließ sich an einem Tische nieder und nahm ein Journal vor. Eine Zeit lang schien sie zu lesen; dann aber legte sie das Blatt hin und verließ sachte den Salon.

Sie begab sich in ihr eigenes Zimmer und klingelte ihrem Mädchen, welchem sie den Auftrag gab, Lorenz zu ihr zu schicken, sobald er mit seinem Abendessen fertig sei.

Nach wenigen Minuten stand der alte Mann vor ihr, und sie fragte: „Lorenz, wollen Sie mir einen Gefallen erzeigen?"

„Gnädigste Gräfin haben über mich zu befehlen," erwiderte er, sein Erstaunen über die seltsame Anrede seiner Gebieterin unter einer unterthänigen Verbeugung verbergend.

„Nein, dies Mal habe ich keinen Befehl gegen Sie auszusprechen, sondern eine Bitte. Sie erhalten die abgelegten Kleider des Grafen, und ich habe erfahren, daß Sie dieselben nicht sämmtlich für sich verbrauchen. Ich wünsche, daß Sie mir einen vollständigen Anzug davon überlassen, Rock und

Beinkleider von dunkeler Farbe, einen alten Jagdhut und einen Ueberzieher. Ich werde Ihnen die Sachen reichlich vergüten.“

Lorenz verbeugte sich schweigend. Was hätte er auch sonst thun können? Er war eine Beute des hülflosesten Erstaunens; denn der Wunsch der Gräfin kam ihm noch seltsamer vor als ihre erste Anrede.

„Ich wußte, daß Sie meine Bitte erfüllen würden,“ fuhr sie fort, scheinbar ohne seine Verwunderung zu bemerken, „und nun will ich Ihnen auch sagen, für wen ich den Anzug gebrauche. Er ist für einen Dürftigen von gutem Stande bestimmt, dem ich durch eine solche Gabe augenblicklich eine viel größere Wohlthat erzeigen kann, als wenn ich ihm selbst eine namhafte Summe schenkte.“

„Aha,“ dachte Lorenz, „der »Dürftige« ist ein Spieler oder Trinker, von dem selbst unsere arglose Frau Gräfin voraussetzt, daß er baares Geld nicht in die Finger bekommen darf, weil er es gleich wieder verschwenden würde. Unsere liebe Gnädige thäte besser, sich mit solchem Volke nicht einzulassen.“ Er hielt es aber nicht für passend, seine Gedanken zu äußern, sondern murmelte etwas von der Güte und Menschenfreundlichkeit der Frau Gräfin. Diese lehnte unruhig die Lobsprüche des alten Dieners ab. „Nicht doch, Lorenz, nicht doch; ich verdiene kein Lob und wünsche nur meine Schuldigkeit zu thun. Aber nun seien Sie so gut, dafür zu sorgen, daß die Kleider morgen in aller Frühe nach der Balkenfähre gebracht werden.“

„Nach der Balkenfähre?“ konnte Lorenz sich nicht enthalten mit dem verständlichen Ausdruck einer fast mißbilligenden Ueberraschung zu fragen.

„Ja, nach der Balkenfähre; sie sind jedoch nicht für den alten Hahnen bestimmt. Ich wünsche deshalb, daß Sie die Sachen durch einen zuverlässigen Boten nach der Fähre

schicken und der Nettchen Hahnen sagen lassen, sie möge dieselben aufbewahren, bis ich sie entweder abholen, oder ihr angeben lasse, wohin sie dieselben zu senden hat."

„Frau Gräfin dürfen sicher sein, daß ich Ihren Befehl auf's beste ausführen werde."

„Ich danke Ihnen, Lorenz. Aber noch eins. . . . Der . . . der Mann, der die Kleidungsstücke bekommen soll, ist ein — verschämter Armer. Deshalb bitte ich Sie, meines Auftrages gegen Niemand zu erwähnen und dem Boten, den Sie nach der Balkenfähre senden, auch zu verbieten, darüber zu sprechen."

Es hatte Beatrix große Anstrengung gekostet, während ihrer Unterredung mit Lorenz den Schein von Unbefangenheit festzuhalten, den sie für nothwendig hielt, um die Verwunderung des alten Mannes über ihre geheimnißvolle Wohlthätigkeit nicht noch zu vergrößern. Sie war froh, ihn entlassen zu können, weil sie das Bedürfniß empfand, von dem Zwange, den sie sich auferlegt hatte, sich einige Augenblicke zu erholen. Aber kaum wandte der alte Mann sich der Thüre zu, als man von Außen an dieselbe klopfte. Lorenz sah die Gräfin fragend an. „Oeffnen Sie," befahl sie, sich ihrem Verhängniß fügend, und die Baronin betrat das Zimmer mit vielen Versicherungen, daß sie nicht zu stören wünsche, und mit der wiederholten Betheuerung, daß die Befürchtung, ihre liebe Beatrix möge sich wieder leidend fühlen, sie hergeführt habe.

„Ich hatte bloß etwas mit Lorenz zu besprechen und ihm einen Auftrag zu geben," sagte Beatrix. „Aber meine Conferenz mit ihm ist zu Ende, und so wird es am besten sein, wenn wir wieder in den Salon gehen."

Nicht Alle, welche sich in den Grenzen der Wohlanständigkeit und Pflichttreue bewegen, haben ein Recht, sich dessen zu rühmen. Die Schranken, welche die Lebensweise eines wohlgeordneten Familienkreises um die Frau zieht, sind schwer

zu durchbrechen. Es wird ihr sogar nicht leicht, ihren Fuß darüber hinauszusetzen, bloß um einer an sich erlaubten Heimlichkeit willen, mit der sie das eine oder andere thun möchte; um einen Fehltritt zu begehen, bedarf sie schon eines Aufwandes von Anstrengung und Entschlossenheit, welche vielleicht manche schwache Natur wider Willen zum Nachdenken und zum Innehalten auf dem abschüssigen Wege gezwungen haben. Das Leben der besten Frau wird vorzugsweise ruhig in der eigenen Häuslichkeit verlaufen; hier aber liegt es so klar und durchsichtig vor Aller Augen, daß die geringste Unregelmäßigkeit, welche sie sich erlaubt, sofort Jedem befremdend auffält. Dessen wurde Beatrix inne; denn während ihr der Wunsch, noch einen geheimen Gang nach dem verhängnißvollen Pavillon zu machen, in der Seele brannte, fand sie es unmöglich, denselben auszuführen. Sie mußte im Salon aushalten, bis der Graf vorschlug, des schönen Abends wegen auf der Terrasse den Thee einzunehmen, und jetzt fehlte ihr auch der letzte scheinbare Vorwand — das angebliche Bedürfniß, sich im Freien aufzuhalten —, um sich von der Gesellschaft zu trennen.

Als sie dann später ihr Abendgebet verrichtete, knieend vor demselben Bilde des Gekreuzigten, das schon an der Balkenfurth ihr einfaches Schlafzimmer geschmückt hatte, kam ihr der Gedanke, ob sie nicht wohl thun würde, durch ein offenes Geständniß gegen ihren Gemahl ihr schweres Herz zu erleichtern. Sie kämpfte lange mit dem Entschlusse und endlich verwarf sie ihn, weil sie den strengen Gerechtigkeitssinn und weit mehr noch den Stolz Helmerich's fürchtete. Sie hatte den vollen Umfang des Letztern nicht gekannt und keine Ahnung davon gehabt, wie groß das Opfer war, welches er ihr brachte, als er bei seiner Vermählung mit ihr über die Unebenbürtigkeit ihrer Abstammung hinwegsah. Später aber war sie sich dieser Thatsache schmerzlich bewußt geworden.

Wenn sie während ihrer Reise mit frühern Bekannten Helmerich's oder seiner Eltern zusammentrafen, oder durch diese mit andern Standesgenossen in Berührung gebracht wurden, bemerkte Beatrix jedes Mal, daß der Graf die Farbe wechselte, sobald man sich nach dem Mädchennamen seiner jungen Frau oder ihrem Heimathsorte erkundigte. Er pflegte dann rasch zu antworten, daß sie ein Fräulein v. Wolffshagen, und, früh verwaist, von ihrem Großvater erzogen worden sei, und erging sich hierauf in einer Beschreibung des Hauses an der Balkenfurth und seiner Umgebung, welche zwar der Wahrheit keinen Abbruch that, aber das ehrwürdige Alter des Gutes und die noch vorhandenen Reste alter Baulichkeiten so hervorhob, daß ein Bild vormaliger feudaler Herrlichkeit entstand, welches dem kleinen Landsitze streng genommen nicht zukam.

Beatrix hatte dabei das unabweisliche Gefühl, daß Helmerich unbewußt vielleicht danach strebe, den alten Adel ihres Großvaters in das hellste Licht zu setzen, ganz sicher aber die bewußte Absicht habe, eine Frage nach dem Namen ihrer Mutter abzulenken. Als diese dennoch einst von einem besonders theilnehmenden oder auch besonders neugierigen Bekannten gestellt wurde, überließ er ihr es selbst, sie zu beantworten, brach dann das Gespräch kurz ab und blieb mehrere Tage hindurch sehr verstimmt. Seitdem wußte sie, daß ihr Gemahl die Heirath ihres verstorbenen Vaters aus demselben Gesichtspunkte betrachte, wie ihr Großvater, und daß die wehmüthige Zärtlichkeit, welche sie allem widmete, was mit ihrer verstorbenen Mutter zusammenhing, in seinem Herzen keinen Anklang fand.

Als sie dieses harten Stolzes gedachte, der den bloßen Zusammenhang mit einem bürgerlichen Namen, an dem doch kein Unrecht haftete, als eine Beschimpfung zu betrachten schien, verlor sie den Muth, sich vertrauend an Helmerich zu wenden in einer Sache, deren Verwickelung in wirklicher Ver-

schuldung ihren Grund hatte. Sie wurde hiervon aber weniger durch die Ueberzeugung zurückgehalten, daß er ihr selbst die Berührung mit Schuld und Schande nie verzeihen, als vielmehr durch die Gewißheit, daß er ihr in einer solchen Angelegenheit seinen Beistand niemals leihen werde. Sie suchte deshalb, ihr schweres Geheimniß im Herzen, ihr Lager auf; aber der Schlaf floh ihr Kissen. Sorgenvoll zählte sie Stunde um Stunde, bis sie sich endlich bald nach Tagesanbruch erhob, eben so aufgeregt und noch erschöpfter, als sie sich niedergelegt hatte.

Der Graf schlief noch ruhig, und sie kleidete sich mit möglichster Vermeidung jedes Geräusches an, um ihn nicht zu wecken. Es gelang ihr, und sie stahl sich hinunter in das Haus, wo sie die ersten Zeichen der alltäglichen Geschäftigkeit wahrnahm. Sie stieg in das Souterrain hinab, wo sie eines der Küchenmädchen mit dem Anzünden des Feuers beschäftigt fand.

„Guten Morgen, Lisette," redete sie die erstaunte Dienerin an; „ich bin sehr früh aufgewacht und will einen Morgenspaziergang unternehmen. Weil ich im Freien zu frühstücken wünsche, könntest du mir etwas Weißbrod und ein Glas Milch geben."

Das Mädchen war natürlich gern dazu bereit, und fragte, während sie das Verlangte herbeibrachte, wohin sie es der Frau Gräfin tragen solle.

„Ich will es selbst mitnehmen," erwiderte diese. „Ich weiß noch nicht, wo ich mich draußen niederlasse; ich muß mir ein hübsches, windfreies Plätzchen aussuchen. Lege mir das Brod und ein Glas in ein Körbchen und gieße die Milch in eine kleine Kanne, so kann ich es selbst tragen."

Der Befehl der Gräfin wurde erfüllt, und sie verließ mit einem freundlichen Danke gegen Lisette die Küche; aber kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als sie zurückkam mit den

Worten: „Gib mir noch ein großes Stück Schwarzbrod, ich möchte die Karpfen füttern.“ Das Mädchen gehorchte, und jetzt verließ Beatrix wirklich das Schloß.

Eine Stunde später kehrte sie, das leere Körbchen am Arme, langsam zurück. Als sie sich der Terrasse näherte — es mochte gegen halb sieben sein — lehnte Helmerich an der steinernen Brüstung und rief ihr mit freundlicher Verwunderung seinen Morgengruß und die Frage entgegen, weshalb sie so früh aufgestanden, und wo sie denn schon umhergestreift sei?

„Ich ward sehr früh wach und da wandelte mich die Lust an, einen Spaziergang zu machen und die Karpfen zu füttern. Ich finde es so hübsch, wenn die armen Thiere, um die sonst Niemand sich kümmert, herbeigeschwommen kommen, um ein Stückchen Brod in Empfang zu nehmen.“

„Wenn dir das Vergnügen macht, so wollen wir in eines der Bassins im französischen Garten Gold- und Silber-Fische pflanzen. Sie sind leicht zu gewöhnen, zu zähmen möchte ich sagen, und dabei viel hübscher und zierlicher wie die dicken Karpfen in ihrem dunkeln Kleide. — Nun aber komm' in dein Zimmer, und laß uns frühstücken.“

Er reichte ihr den Arm; sie legte ihre beiden Hände darauf und schmiegte sich innig an seine Seite. Er blickte liebevoll in ihr schönes Gesicht, dem der Gang in der stärkenden Morgenluft seine zarte Frische wiedergegeben hatte, und flüsterte: „O, Beatrix, wie danke ich Gott, daß du wieder wohl und heiter aussiehst. Ich habe ein an Verzweiflung grenzendes Gefühl, wenn sich mir ein Zweifel aufdrängt, ob du an meiner Seite glücklich bist.“

Die leidenschaftliche Liebe zu ihr, die sich in dem bewegten Tone seiner Stimme mehr noch als in seinen Worten verrieth, ängstigte und rührte sie. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und die heißen Lippen auf seine Hand drückend,

stammelte sie: „Helmi, lieber Helmi, weißt du denn auch, wie theuer du mir bist? — Wüßtest du es ganz, dann könnte dir ein solcher Zweifel nie nahen."

Der Graf verlebte einige Stunden ruhigen, ungestörten Glückes; seine liebevolle Freude an ihrem stillen Beisammensein drängte auch im Herzen der Gräfin das Gespenst der Sorge in den Hintergrund. Als aber einige Stunden später die Baronin ihre Zimmer verließ, fiel die Gräfin wieder ihrer verborgenen Qual anheim. Ihr Gemahl erzählte im Laufe des Gesprächs von dem frühen Spaziergange seiner Frau und dem Vergnügen, welches sie daran finde, die Karpfen zu füttern; zugleich forderte er seine Schwester und den Freiherrn auf, mit ihm und Beatrix nach dem französischen Garten zu gehen, um ein zur Aufnahme von Goldfischen geeignetes Bassin auszuwählen. Der Gräfin Herz zog sich krampfhaft zusammen, als Helmerich so harmlos von ihrem Morgengange sprach. Bertha, welcher ihr jäher Farbenwechsel nicht entging, dachte: „Sie ist wirklich vor Tage nach dem alten Pavillon gegangen; ich fürchte jetzt, daß Alwinens Mittheilungen mehr zum Grunde liegt, als ich anfangs glaubte."

Die zunehmende Wärme des Sommertages führte die kleine Gesellschaft bald in die kühlen Zimmer zurück, und als nach dem zweiten Frühstück Beatrix das ihrige wieder aufgesucht hatte, meldete sich Lorenz, um wegen des eben von der Balkenfähre zurückgekehrten Boten Bericht zu erstatten: „Der alte Heßling — ihn habe ich hingeschickt — hat den Auftrag, der Frau Gräfin von Seiten der Nettchen Hahnen den unterthänigsten Empfehl zu überbringen, und sie würde die überschickten Sachen bis auf weitern Befehl sorgfältig aufbewahren. Uebrigens hat er das arme Nettchen in großer Traurigkeit gefunden."

„Nettchen in großer Traurigkeit?" fragte Beatrix. „Ist denn an der Balkenfähre etwas Besonderes vorgefallen?"

„Jawohl; die alte Magdalena ist vor einigen Tagen gestorben und heute Morgen um acht Uhr auf dem Rewalder Kirchhof begraben worden. Nettchen war noch nicht von dort zurückgekommen, als Heßling an der Fähre ankam.“

„Er hat sie also erwartet?“

„Jawohl, Frau Gräfin. Nettchen hat einige Nachbarfrauen mit nach Hause gebracht; aber ihr Vater, der sich gleich nach der Seelenmesse total betrunken hatte, war in Rewald geblieben, und die Nachbarinnen haben dem Heßling gesagt, es könne leicht drei oder vier Tage dauern, bevor er sich wieder an der Balkenfähre sehen ließe.“

„Das unglückliche Mädchen,“ sagte Beatrix mitleidig. Nach einigen weitern Worten entließ sie den alten Lorenz, der sich wieder heimlich über seine Gebieterin wunderte; denn bei dem Antheil, welchen sie den armen Frauen an der Balkenfähre stets bewiesen, hatte er erwartet, daß die Nachricht von Magdalenens Tod sie lebhaft aufregen würde.

Hätte er in ihre Seele blicken können, er würde eine nicht ungerechtfertigte Entrüstung gegen die vornehme junge Dame empfunden haben, die sich selbst schaudernd auf dem Gedanken ertappte, wenn Magdalena doch ein Mal habe sterben müssen, und wenn der wüste Hahnen sich bei ihrem Begräbnisse habe betrinken wollen, so habe beides zu keiner gelegenern Zeit als eben jetzt geschehen können. Aber obgleich sie selbst diesen Gedanken, sobald sie sich seiner deutlich bewußt wurde, mit Abscheu von sich zu weisen strebte, drängte er sich ihr immer wieder auf, und sie kam endlich dahin, mit demselben wie mit einer gegebenen Thatsache zu rechnen.

XV.

Als Beatrix sich wieder allein sah, überließ sie sich einem langen, ernsten Nachdenken, dessen Resultat eine Bitte war,

welche sie an den Grafen zu seiner großen Ueberraschung richtete. „Helmerich,“ sagte sie, in sein Zimmer tretend, mit der schüchternen Sanftmuth, welche ihn immer so sehr rührte, „ich stehe im Begriffe, einen Wunsch gegen dich auszusprechen, der dir vielleicht sehr grillenhaft scheinen wird; aber ich bitte dich, Liebster, erfülle ihn mir dennoch.“

Er zog sie lächelnd an sich und erwiderte, während er auf seinem Stuhle sitzen blieb und heiter zu ihrem lieblichen Gesichte aufblickte: „Das ist ja eine feierliche Vorrede, Beatrix, die mich beinahe vor einem voreiligen Versprechen warnen sollte.“

„O, Helmi,“ flüsterte sie beklommen und erröthend.

„Nun, Kindchen, erschrick nicht vor einem Scherze. Was für ein hochwichtiges Anliegen führt dich denn zu deinem gestrengen Herrn?“

„Lieber Helmi, lasse mich für einige Tage nach der Balkenfurth gehen.“

„Nach der Balkenfurth? — Jetzt?“ Es lag etwas Mißfälliges in seiner erstaunten Frage.

„Ja, jetzt. Erlaube mir, daß ich heute dahin gehe und zwei oder drei Tage dort bleibe.“

„Du sagtest die Wahrheit; in diesem Wunsche liegt wirklich etwas Grillenhaftes.“

„Ich fürchtete, daß du so denken würdest, und weiß, daß es so scheint,“ gab sie mit niedergeschlagenen Augen zu. „Dennoch, Helmi, bitte ich dich inständig, ihn mir zu gewähren.“

„Hast du auch bedacht, Beatrix, daß in deinem Verlangen, Parrstein zu verlassen, während meine Schwester hier ist, eine Beleidigung für sie liegt?“ fragte er sehr ernst.

„Ach, ich fürchtete wohl, daß es so würde angesehen werden,“ versetzte sie betrübt. „Aber, Gott ist mein Zeuge, daß nichts mir ferner liegt, als eine so lieblose Absicht.“

„Und obgleich du einsiehst, daß du einen so schlimmen Schein auf dich ladest, bestehst du dennoch auf deinem Wunsche?"

„Ich kann nicht anders," erwiderte sie, die kleinen Hände fest in einander legend und ein wenig emporhebend, während sie zugleich die langen Wimpern zögernd und bang zu ihm aufschlug.

Diese unwillkürliche Geberde hatte in ihrer Kindlichkeit und Schüchternheit etwas so unwiderstehlich Bittendes, daß des Grafen gerechter Unmuth über ihre vermeintliche bizarre Laune davor verschwand. Er zog sie neben sich auf einen Sitz, legte den Arm um ihre zarte Gestalt und fragte liebevoll: „Willst du mir denn nicht wenigstens den Grund mittheilen, weshalb du eben jetzt nach der Balkenfurth gehen möchtest?"

Als sie schwieg, fuhr er fort: „Nun, Kindchen, einen Grund mußt du doch dafür angeben können. Ich müßte ja sonst im Ernste glauben, daß du dich von einer bloßen Laune bestimmen ließest."

„Ich fühle mich seit mehrern Tagen nicht wohl, Helmi; du mußt es ja selbst bemerkt haben. Ich möchte gern bald wieder gesund sein; aber hier kann ich es nicht werden."

„Wenn du, was ich wirklich fürchte, ernstlich leidend bist — warum verwehrst du mir denn, deinetwegen einen Arzt zu Rathe zu ziehen?"

„Weil ich glaube, selbst am besten zu wissen, wodurch ich genesen kann. Gönne mir einige Tage der Ruhe, des freien Aufathmens ohne Zwang, ohne stete Rücksichtnahme auf die Wünsche und Meinungen Anderer. Das wird mir wohlthätiger sein als alle Arzneien der Welt."

„Aber das alles kannst du hier, im eigenen Hause, wenigstens eben so gut haben wie bei deinem Großvater — der doch nicht immer ein freundlicher, ja selbst nicht ein Mal ein gleichmüthiger Hausgenosse ist."

„Nicht jetzt, nicht so lange wir Besuch haben, Helmerich. Des Großvaters gelegentliches Poltern macht mich nicht beklommen; ich habe nicht das Gefühl, daß er nach meinen Fehlern und Unvollkommenheiten späht, — kurz, ich leide in seiner Gegenwart nicht unter steter peinlicher Befangenheit. — — Nein, sage nichts, Helmi; ich will ja gern zugeben, daß, wenn es mir hier so scheint, dies allein mein Fehler ist. Aber ich kann die Empfindung nicht los werden, und möchte, für wenige Tage nur, nach der alten Balkenfurth gehen, um wieder nichts als Beatrix Wolffshagen zu sein, in meinem armen, kahlen Zimmer zu schlafen, mir in dem vernachlässigten Garten selbst die Beeren vom Strauche zu pflücken und in der Flußwiese einen Kranz von wilden Astern und Ranunkeln zu winden."

„Das ist eine seltsame Liebhaberei, Beatrix," sprach der Graf mit ernstem Kopfschütteln.

Sie wagte nicht, zu widersprechen, und eben so wenig, ihre Bitte nochmals zu wiederholen; aber ein beklommener Seufzer zitterte über ihre Lippen und ihre Augen richteten sich traurig flehend auf das unzufriedene Gesicht ihres Gemahls. Diese braunen Sterne mit dem reinen Kinderblick, in welchem zaghafte Zärtlichkeit und vertrauende Ehrerbietung sich mischten, verliehen ihr eine unbeschränkte Herrschaft über ihn. Er zog sie an seine Brust und küßte sie, halb lächelnd, halb zürnend; und obgleich er sich selbst innerlich über seine Schwäche tadelte, flüsterte er ihr mit liebkosenden Worten die Gewährung ihres eigensinnigen Verlangens zu. Doch würde er nicht nachgegeben haben, wenn er sie nicht für krank gehalten und darin einen rechtfertigenden Grund für seine Duldsamkeit gegen ihr kindisches Begehren gefunden hätte.

Er führte sie in das Zimmer seiner Schwester mit den scherzenden Worten: „Hier bringe ich dir eine Bittstellerin, Bertha. Denke dir, das Kind ist heimwehkrank und

hat mir die Erlaubniß abgeschmeichelt, für zwei oder drei Tage nach der Balkenfurth zum alten Großvater gehen zu dürfen. Aber meine Kleine ist so pflichtgetreu, sich Sorgen darüber zu machen, was während ihrer Abwesenheit aus ihrem hülflosen Manne werden soll; nun kommt sie, dich zu bitten, du mögest die Freundlichkeit haben, bis zu ihrer Rückkehr die Functionen der Hausfrau in Parrstein zu übernehmen."

Die Baronin war mit einem Briefe beschäftigt, und während ihr Bruder zu ihr sprach, schaute sie abwechselnd auf die Zeilen in ihrer Hand, in das Gesicht der Gräfin und in das ihres Bruders. Er glaubte, sie gäbe sich den Anschein, als überlege sie seine Worte, und war heimlich etwas gereizt über diese vermeintliche Komödie. Er that jedoch seiner Schwester Unrecht.

Das Schreiben, in dessen Besitz sie erst vor wenigen Minuten gekommen, war von Frau v. Eckenberg und lautete, wie folgt:

„Liebste Bertha!

„Im vollen Bewußtsein der Mißlichkeit einer vielleicht unberufenen Einmischung in die Verhältnisse Anderer, entschließe ich mich dennoch, dir die in diesen Zeilen enthaltene Mittheilung zu machen.

„Was ich gestern in Parrstein erlebte, weißt du bereits. Wäre nicht dieses mindestens auffallende Ereigniß mir begegnet, so hätte ich vielleicht kein Arges aus dem geschöpft, was ich heute erfahren habe. Es besteht darin, daß — wie ich von einer meiner Arbeiterinnen erfuhr, welche zu dem Begräbnisse der Magdalene Hahnen eingeladen, und die deshalb an der Balkenfähre war — deine Schwägerin der Nettchen Hahnen ein Packet feiner Herrenkleider übersandt hat. Dem Boten war, wie er der Fährmannstochter versicherte, die tiefste Verschwiegenheit auf die Seele gebunden, und die Person soll die Kleider aufbewahren, bis die Frau Gräfin selbst nach der

Balkenfähre kommt, um über dieselben zu verfügen. Meine Arbeiterin hörte auf der Diele, wohin sie zufällig gegangen war, die ganze Verhandlung, ohne daß die Sprechenden sie bemerkten. Vorgestern würde ich in diesem Vorfalle nichts gesehen haben, als einen neuen Beweis der verschwiegenen Wohlthätigkeit dieser unvergleichlichen jungen Dame, der Frau Gräfin zu Bärfelden. Heute, noch entsetzt über die Entdeckung, welche ich gestern machen mußte, drängt sich mir unwillkürlich der schreckliche Gedanke auf, diese geheimnißvolle Kleidersendung könne mit einer neuen Zusammenkunft, ja wohl gar mit etwas Schlimmerm, einer beabsichtigten Entführung, in Verbindung stehen. Ich weiß nun nichts Besseres zu thun, als dir dieses alles offen mitzutheilen und dich nochmals zu bitten, in dieser wie in jeder andern Angelegenheit mit vollem Vertrauen und ungenirt über Eckenberg und mich zu verfügen.

„Mit herzlichem Gruße, liebe Bertha,

die Deinige,
Alwine v. Eckenberg.

„Rewald, am 6. August 184—.“

Hätte die Baronin ihre arme junge Schwägerin geliebt, sie würde jetzt vor allem das Vertrauen derselben zu erringen gesucht haben, um sie durch wohlmeinende Rathschläge von den gefährlichen Wegen abzuhalten, in denen sie sich mehr und mehr zu verirren schien. Aber sie hatte selbst zu ihrem Bruder keine wahre Zuneigung, und während sie so vor ihm saß, den Brief voll schwerer Anklagen gegen seine so sehr geliebte Gattin in der Hand, suchte sie nicht etwa nach einem Mittel, sie zu retten, ohne ihm einen nutzlosen Schmerz zu bereiten, sondern sie überlegte bloß, ob die Beweise, die sie bereits gegen Beatrix gesammelt hatte, hinreichen würden, ihren Gemahl unwiderleglich von ihrer Schuld zu überzeugen, oder ob es gerathener sei, das „falsche Geschöpf“ noch tiefer

sich verstricken zu lassen. Sie entschied sich bald für das letztere und erging sich nun in sehr wortreichen Versicherungen, daß sie nichts herzlicher wünsche, als daß der beabsichtigte Aufenthalt an der Valkenfurth ihre liebe Beatrix schnell und vollständig herstellen möge, und daß sie selbst, während der Abwesenheit seiner kleinen Frau, an Sorge und Aufmerksamkeit für den Grafen es nicht werde fehlen lassen.

Nach Verlauf einer weitern Stunde trat Beatrix die Fahrt nach ihrer alten Heimath an. Als sie nur mit einer kleinen Reisetasche versehen und ohne ihr Mädchen in den Wagen stieg, fragte Helmerich: „Willst du denn Jenny nicht mit dir nehmen, Beatrix? — Ich glaube doch, daß sie zu deiner Pflege nöthig ist.“

„Meine Jungfer mit nach der Valkenfurth bringen?“ fragte Beatrix lachend dagegen. „Da würden ja wohl der Großvater und Trinette krause Gesichter machen. Nein, du weißt ja, Helmi, in dem alten Hause dort darf ich nichts anderes vorstellen, als die kleine Beatrix Wolffshagen. Die bedient sich selbst und gelegentlich auch den Großpapa; und das eben ist es, was mich wieder gesund machen soll.“

Der Graf gab lächelnd seine Zustimmung auch zu diesem Einfalle seiner Frau; die Baronin aber fand in demselben einen weitern Beweis für ihre schlimmen Vermuthungen. Sie eilte in ihr Zimmer, um durch einen ausführlichen Brief ihre getreue Alwine von allem zu benachrichtigen, was sich heute in Parrstein Befremdendes zugetragen hatte.

„Ich lebe immer noch der Ansicht,“ schloß sie, „daß es gerathen ist, meinen Bruder erst dann von den gemachten Entdeckungen in Kenntniß zu setzen, wenn wir seine Frau von ihrer zweifellosen Schuld überführen können. So lange dies nicht der Fall ist, bleibt ihr immer noch die Möglichkeit, ihn zu täuschen und uns als Verleumder hinzustellen. Um

glauben zu können, wie groß ihr Einfluß auf ihn ist, muß man täglich Zeuge davon sein. Es ist aber durchaus nöthig, daß dieses leichtsinnige Geschöpf während seines Aufenthaltes an der Balkenfurth überwacht wird, und zwar in den spätern Abendstunden. Der Oberst hat die Gewohnheit, sich im Sommer pünktlich um neun Uhr zu Bette zu legen, weil er, seiner Feldarbeiten wegen, mit der Sonne aufsteht. Somit ist in der Umgebung seines Hauses seiner gedankenlosen Enkelin die bequemste Gelegenheit zu geheimen, abendlichen Zusammenkünften geboten. Ich bin überzeugt, daß sie bereits heute, entweder in der Laube des Hausgartens oder vielleicht im Dunkelwald ein Rendez-vous mit jenem räthselhaften Menschen haben wird. Weil du mir nun so entgegenkommend versprochen hast, daß ihr Beide, dein Gemahl sowohl als du selbst, mir in dieser fatalen Angelegenheit nach Kräften beistehen würdet, so zögere ich jetzt nicht länger, die Hülfe des Herrn v. Eckenberg in Anspruch zu nehmen. Er würde sich ein wahres Verdienst um mich und meinen Bruder erwerben, wenn er, so lange Beatrix sich an der Balkenfurth befindet, seine Abendspaziergänge bis in die Nähe derselben ausdehnte und sie zugleich etwas später als gewöhnlich unternähme, damit er sich noch dort befindet, nachdem Herr v. Wolffshagen sich zur Ruhe begeben hat. Denn es unterliegt keinem Zweifel, so lange der strenge alte Herr die Augen offen hat, wird meine feine Schwägerin nicht wagen, etwas Unrechtes zu unternehmen. — Meinem Manne kann ich in dieser verwickelten Sache keine Rolle übertragen. Es ist schon unmöglich, daß er sich von Parrstein entfernen könnte, ohne daß es meinem Bruder auffiele; außerdem besitzt er weder die Gewandtheit noch die Discretion, durch welche dein Gemahl sich auszeichnet. Der arme Dernau ist ein bequemer Ehemann, weiter nichts. Ich sehe mich also genöthigt, zu der Klugheit und Gefälligkeit des Herrn v. Eckenberg meine Zu-

flucht zu nehmen. Sage ihm, daß er sich keine Undankbare verpflichten wird in

Deiner aufrichtigen Freundin
Bertha v. Dernau.

„Parrstein, am 6. August 184—."

Der Oberst machte kein krauses, sondern ein freudig erstauntes Gesicht, als seine Enkelin in den Hof fuhr und ihm schon unter den ersten Bewillkommnungsgrüßen erklärte, daß sie gekommen sei, um eine Nacht und einen Tag, vielleicht auch noch ein wenig länger, bei ihm zu bleiben.

„Ganz recht, mein kleiner Vogel," sagte er, liebkosend ihr glänzendes Haar berührend und ihr den Scherznamen gebend, den er seit ihrer Heimkehr von der Reise der „kleinen Kröte" substituirt hatte.

„Mache dich ein paar Tage frei von den zierlichen Ketten, womit die Frau Oberhofmeisterin euch Alle in Parrstein fesselt. Ich fürchte, die Besuche der flötenden Drossel sind jetzt auch im Schlosse häufiger, als dir und dem Helmerich lieb sein kann. Nun, es kann doch nicht lange mehr dauern, bis der Baron in sein Seebad geht, und dann werdet ihr wieder euere eigenen Herren."

„Jawohl, Großvater; und wenn die Ernte vorüber ist, kommen Sie auf einige Wochen nach Parrstein. Sie wissen, daß Sie es uns versprochen haben, und Helmerich rechnet eben so fest darauf, wie ich."

„Thut er das? Ich glaube dir, denn er ist immer voll Rücksicht für mich alten Mann. Laß dir sagen, mein hübscher Vogel, der Graf ist ein Prachtmensch, und obgleich auch du ein liebes Frauchen geworden bist, so verdankst du ihm doch ein Glück, das du ihm nicht genug lohnen kannst."

Beatrix wurde sehr blaß, als ihr Großvater ahnungslos so von den Verdiensten ihres Gemahls und dem Danke,

welchen sie ihm schulde, sprach. Doch gab sie ihm eine heitere Antwort und blieb in lebhafter Unterhaltung an der Seite des alten Herrn sitzen, bis er eine Stunde vor dem Abendessen erklärte, daß er seinen Leuten noch einige Befehle für den folgenden Tag zu ertheilen habe. „Lassen Sie sich nicht stören, Großvater," bat sie. „Ich möchte der armen Nettchen Hahnen einen kurzen Besuch machen und will die Zeit, während welcher Sie mit ihren Anordnungen für morgen beschäftigt sind, dazu benutzen. Zum Souper werde ich pünktlich hier sein."

Der Oberst begleitete sie munter plaudernd bis an das Ende der Linden-Allee und blickte ihr mit zärtlichem Stolze nach, wie sie leichten Fußes und mit anmuthiger Haltung auf die Fähre zuschritt. Hätte er gewußt, welch ein leid- und sorgenvolles Herz sie unter der Hülle unbefangener Fröhlichkeit verbarg, seine rauhe Natur würde sich in theilnehmendem Mitleid erweicht haben.

Beatrix traf die Leidtragende ganz allein in der Hütte am Fluß. Obgleich sie ein tiefes Erbarmen für den Jammer des armen Mädchens fühlte und mit tröstendem Antheil auf die Klagen über ihre Verlassenheit hörte, so war sie dennoch zufrieden, als sie vernahm, daß der alte Hahnen gestern das goldene Kreuz seiner verstorbenen Frau verkauft habe und nun Tage lang trinken werde, bis kein Heller von dem Erlös mehr übrig sei.

„Du sollst das Kreuz zurückkaufen, Nettchen; es soll nicht in fremden Händen bleiben," tröstete Beatrix die Weinende. „Auch sollst du eine Magd zu dir nehmen, damit du nicht so verlassen bist, wenn dein Vater in den Ortschaften herumstreift. Seine Fehler aber mußt du in Geduld tragen, wie deine brave selige Mutter es auch gethan hat. Er ist ein alter Mann und dein Vater, Nettchen; wenn auch alle

Uebrigen hart über ihn urtheilen, du mußt immer und in jeder Lage nachsichtig gegen ihn sein."

„O, gnädige Gräfin, ich will alles thun, was Sie mir sagen. — Ach, wenn ich doch auch ein Mal das Geringste für Sie selbst thun könnte! Daß es meiner Mutter nie an der Hülfe des Doctors und an guter Nahrung und Stärkung gefehlt hat, war ja allein Ihr Werk."

„Nettchen," erwiderte Beatrix mit einer Bewegung, die ihr die Thränen in die Augen drängte, „wenn du mich wirklich lieb hast, so halte dein Wort. Ich bin hier, um einen großen Dienst von dir zu verlangen. Wenn du mir ihn abschlägst, wird wahrscheinlich ein Unglück über mich hereinbrechen, größer als du dir vorstellen kannst."

Athemlos, die vom Weinen geschwollenen Augen mit erschrecktem Staunen auf die Gräfin gerichtet, vernahm das Mädchen diese Worte; kaum aber war die letzte Silbe von Beatrixens Lippen gekommen, als Nettchen mit Eifer ausrief: „Nein, nein, das darf nicht geschehen! Das soll nicht geschehen, wenn ich etwas dagegen thun kann! — Ich gehe durch Feuer und Wasser für Sie, gnädigste Gräfin. Das ist nicht bloß so hingesagt, das ist mein fester, heiliger Ernst."

„Ich weiß das, Nettchen. Und nun höre, was mir begegnet ist. Ich befinde mich in einer entsetzlichen Lage, und du, du allein vermagst mir zu helfen."

Beatrix vertiefte sich in ein langes, eifriges Gespräch mit dem Mädchen; zuerst erzählte sie, während Nettchen mit mitleidiger, gespannter Aufmerksamkeit horchte, dann beriethen Beide miteinander, und endlich sagte die Gräfin: „Ja, so wird es gehen. Aber wird es den Nachbaren nicht auffallen, wenn du so lange von der Fähre abwesend bist?"

„Ich werde sagen, ich hätte beim Gerichte in W . . . zu thun; und das ist ja auch so, wenn auch gerade nicht morgen.

Die Fähre gehört nicht nach Rewald, und ich muß deshalb wegen der Auseinandersetzung mit dem Vater nach W...."

„Das trifft sich erwünscht. Wie willst du aber den Kahn wieder herbekommen? — Es wird dir zu schwer werden, ihn meilenweit stromaufwärts zu rudern."

„Zu schwer wohl nicht," sagte das Mädchen, und schaute unter einem mißlungenen Versuch, sich mit der rauhen Hand den Scheitel zu glätten, überlegend vor sich hin; „aber es würde mich zu lange aufhalten. Ich werde am besten thun, einen Schiffer anzunehmen, der ihn gegen guten Tagelohn wieder heraufrudert."

„Ja, das wird gut sein. Aber noch eins: wie wird es gehen, wenn in deiner Abwesenheit Leute kommen, um sich überfahren zu lassen?"

„Ja, dafür muß gesorgt werden," versetzte Nettchen, den Kopf langsam hebend und senkend, denn die Sache war von großer Wichtigkeit und mußte reiflich bedacht werden. „Ja — ich hab's. Ich will den halbwüchsigen Jungen vom Käthner Wortmann holen. Der kann in des Vaters Kammer schlafen, die liegt nach hinten. Und wenn sie auch vorn läge: solch ein Bursche, der den ganzen Tag gearbeitet hat, wird nicht wach vor dem andern Morgen, wenn er 'mal eingeschlafen ist, und sollt's Kieselsteine hageln. Ich werde ihm sein Essen in die Küche stellen und ihm sagen, daß er auf die Fähre passen muß, bis ich zurückkomme."

„Dann ist so weit alles geordnet," sagte Beatrix aufstehend. „Möge es uns nur gelingen, die Sache auszuführen. Aber mag der Erfolg sein, welcher er will, du hast mich durch deine Bereitwilligkeit, mir zu helfen, zu deiner ewigen Schuldnerin gemacht."

„Sagen Sie das nicht, gnädigste Gräfin; sagen Sie es nicht!" wehrte Nettchen, die gleichfalls aufgestanden war und, wie immer, wenn irgend etwas sie beunruhigte, ihre Schürze

losgebunden hatte und nun die Bänder mit einer höchst eckigen Zurschaustellung ihrer beiden Ellenbogen und ihrer sämmtlichen Fingerknöchel wieder festknüpfte: „Ach, was sind eine unruhige Nacht und ein heißer Tag gegen die vielen, vielen Wohlthaten, die Sie uns erwiesen haben! Jetzt aber sollten Sie gehen; es wäre nicht gut, wenn der Herr Oberst auf Sie warten müßte.“

Beatrix reichte ihr die Hand und sagte einfach und innig: „Du hast Recht; ich danke dir.“ Eilenden Fußes schlug sie dann den Weg nach der Balkenfurth ein.

XVI.

Die Alten redeten den Ocean an: „du heiliges Meer!“ und zugleich nahmen sie an, daß seine Berührung beflecke. Aehnlich ist es mit den widerstreitenden Eigenschaften, die unsere Zeitgenossen der Nacht zuschreiben. Unsere Dichter nennen sie „die Heilige“ und wir sagen zugleich: „die Nacht ist keines Menschen Freund“. Beides hat seine Berechtigung. Der läuternde, erhebende Einfluß, den die unermeßliche Erhabenheit des Sternenhimmels und das tiefe Schweigen einer ruhigen Nacht auf ein empfängliches Gemüth zu üben vermögen, erwirbt ihr einen Anspruch auf den Beinamen der Heiligen; die Versuchungen und Gefahren aber, die sie in ihrem finstern Schooße birgt, stellen sie dem Schwachen und Hülflosen als ein feindliches Element gegenüber. Aber Gott schuf mit den Tagen auch die Nächte, und ob sie uns Segen oder Unheil bringen, hängt größtentheils von uns ab — von der guten oder schlimmen Benutzung ihrer Stunden.

Dachte Beatrix wohl daran, als sie in nächtlicher Stille und Dunkelheit, während ihr Großvater und alle seine Hausgenossen in tiefer Ruhe lagen, heimlich den Schutz seines

Daches verließ? — Mit der beladenen Brust und dem schleichenden Schritt einer Verbrecherin wandte sie sich die Treppe hinab und durch den langen Hausflur einer kleinen Kammer hinter der Küche zu, deren breites, nahe am Boden befindliches Fenster es ihr ermöglichte, aus dem Hause zu schlüpfen, ohne die knarrende Hauptthüre zu benutzen. Sie beschattete die Flamme ihres Lichtes mit der Hand; sein Strahl fuhr ungewiß und flackernd an den kahlen Wänden vorüber, beleuchtete jedoch scharf ihr Gesicht, welches mit dem angsterfüllten Blick der Augen, dem gespannten Ausdruck der bleichen Züge und den offenen, starren Lippen einen traurigen Gegensatz zu dem Antlitze der blühenden, schuldlos heitern Frau bildete, die vor wenigen Monaten durch ihren jungen Gatten in eine glückliche Heimath eingeführt worden war.

Sie hatte geräuschlos die Thüre der Kammer geöffnet, das alte Fenster am Riegel und in den Angeln mit einigen flüssigen Tropfen von ihrem Lichte geschmeidigt, es vorsichtig an sich gezogen und dann durch einen davorgestellten Stuhl am Zuklappen verhindert. Jetzt barg sie das Licht in einem Winkel des Stübchens, wo die Zugluft vom Fenster es nicht erreichen konnte, stieg vorsichtig auf die Brüstung und gelangte dann durch einen leichten Sprung in's Freie.

Im Garten hielt sie lauschend inne. Drinnen im Hause regte sich nichts; ihr leises Thun hatte den sorglosen Schlaf der einfachen Menschen, die ihre Ruhe der treulich vollbrachten Arbeit verdankten, nicht gestört. Sobald Beatrix diese Ueberzeugung gewonnen hatte, athmete sie tief auf, blickte einen Augenblick zu den sanften Sternen des Sommerhimmels empor und trat dann ihre nächtliche Wanderung an.

Sie trat durch das Pförtchen auf die Flußwiese und schritt an der Außenseite der Hecke entlang, bis sie das an die Wiese grenzende Feld erreichte, über welches sie ihren Weg nahm, um endlich in die Linden-Allee vor dem Hause einzu-

biegen. Von jetzt an hatte sie einen gebahnten Pfad unter den Füßen, und sie folgte ihm in der Richtung zum Dunkelwalde. Sie hatte den Baumgang bereits eine gute Strecke hinter sich, als sich von einem der schweren Lindenstämme ein dunkeler Körper abzulösen schien, der sich nach demselben Ziele hin bewegte, welchem sie zustrebte.

Beatrix hatte keine Ahnung von diesem schattenhaften Verfolger, welcher Sorge trug, eine so bedeutende Entfernung zwischen sich und ihr zu lassen, und so leise aufzutreten, daß der Schall seiner Schritte ihr Ohr nicht erreichen konnte.

Mit zunehmender Eile ging sie weiter, zu schnell für ihre durch die innere Bewegung geschwächten Kräfte. Sie mußte anhalten, um Athem zu schöpfen, denn das klopfende Herz und die zitternden Glieder verlangten gebieterisch einen Augenblick der Erholung. Vor ihr lag der Dunkelwald, im Tageslicht bloß eine Holzung aus mittelgroßen Stämmen bestehend, im matten Sternenscheine ein endloser Wald, finstere, gefährliche Pfade unter seinen schweren Laubmassen bergend.

Aber es waren nicht die Schauer nächtlicher Finsterniß, welche Beatrix bei seinem Anblicke ergriffen; der wohlbekannte Schauplatz ihrer Kinderspiele hatte weder gespenstische noch materielle Schrecken für sie. Er war jedoch der Hüter einer Erinnerung, welche in dieser schweren Stunde ihr verzweifelndes Herz fast bis zum Brechen belastete. Hier hatte sie die ersten Liebesworte, die ersten beseligenden Gelübde mit ihrem Gatten getauscht, und hier stand sie jetzt, bereit, eine That zu vollführen, welche sie gezwungen war, vor seinen Augen in das tiefste Geheimniß zu hüllen, — eine That, um deren willen er sich vielleicht morgen schon mit zürnendem Stolze von ihr wandte.

Sie wußte das; sie wußte auch, daß ihr Glück in seinem Zorne untergehen würde. Doch wankte sie in ihrem Entschlusse nicht.

„Ich muß es thun," flüsterte sie, sich aufraffend, und schritt in den Wald, dem Orte zu, wo Helmerich sie einst im Nebel fand. Aber sie hielt sich hier nicht auf; sie durfte sich nicht erweichen. An der morschen Bank vorbei eilte sie dem Ufer des Flusses zu und trat an die Stelle hinaus, wo sein Rand jäh über den im Sternenschimmer aufblitzenden Wellen hing.

„Adolph!" rief sie hinüber; „ich bin es — Beatrix," fügte sie leiser hinzu.

Die Gestalt eines Mannes trat aus dem schwarzen Schatten des jenseits liegenden Laubholzes hervor und kam gleichfalls bis hart an das Ufer. „Hier bin ich," rief der Fremde. „Kann es diese Nacht geschehen?"

„Jawohl; und es ist keine Zeit zu verlieren," erwiderte Beatrix, immer laut über den Fluß hinüber sprechend. „Gehen Sie jetzt stromaufwärts, immer hart am Ufer hin, bis Sie an eine offene, sandige Stelle kommen, welche von einem Halbkreis niedriger Kopfweiden umgeben ist. Sie werden von dort aus eine Hütte am diesseitigen Ufer liegen sehen; das ist das Fährhaus. Ich gehe jetzt dahin und werde wohl einige Minuten vor Ihnen dort eintreffen, weil mein Weg der kürzere ist. Sobald Sie an Ort und Stelle sind, rufen Sie: »Nettchen!« und man wird Sie nach dieser Seite herüber holen. Das Weitere werden Sie im Fährhause erfahren. Haben Sie verstanden?"

„Jedes Wort," entgegnete die Stimme des Fremden. „Ich gehe, die Stelle bei den Weiden aufzusuchen." Damit verschwand seine dunkele Gestalt im Schatten des Gebüsches.

Auch Beatrix wandte sich wieder in den Wald, um den Weg nach der Balkenfähre einzuschlagen. Als sie an der Holzbank vorüberkam, stand der Mann, welcher sie von der Linden-Allee aus verfolgt hatte, dicht daneben im Schatten eines Erlenbusches; sie sah ihn jedoch nicht und entging da-

durch der qualvollen Sorge, welche die Entdeckung, daß ihre nächtliche Wanderung belauscht worden sei, ihr bereitet haben würde. Wie bisher, folgte der unheimliche Begleiter ihr auch jetzt und kam bald nach ihr in der Nähe der Balkenfähre an. Hier gab es weit und breit weder Bäume noch Strauchwerk, die Gartenhecke und die innerhalb derselben befindlichen jungen Obstbäume ausgenommen. In so unmittelbare Nähe des Hauses schien jedoch der Verfolger sich nicht wagen zu wollen; vielmehr stieg er behutsam in einen trockenen Graben am Rande eines Kartoffelfeldes und brachte seinen Kopf nur etwas über die Höhe des Krautes hinaus, so daß er, ohne selbst gesehen zu werden, die Vorgänge am Ufer mit leidlicher Genauigkeit wahrnehmen konnte.

Beatrix trat dicht an die Hütte und klopfte leise an den geschlossenen Laden des Küchenfensters. Sofort wurde die Thüre geöffnet, Nettchen kam heraus und begab sich nach einigen leise gewechselten Worten zum Ufer hinab. Die Gräfin trat in die Küche und machte die Thüre hinter sich zu, ohne sie zu schließen.

Unsäglich ermüdet setzte sie sich an dem Tische nieder, auf dem eine dürftige Lampe brannte, ließ die gefalteten Hände auf die Kniee sinken und starrte fast gedankenlos und doch von einer quälenden Spannung gefoltert in die zitternde Flamme. So matt und zusammengesunken sie jedoch dort saß, einer ihrer Sinne war in angestrengter Thätigkeit — sie lauschte nach außen hin mit gespanntem Ohr.

Endlich — das war der schwache Schall eines Rufes vom jenseitigen Ufer — und jetzt, das war Nettchens Antwort. Sie verstand sie deutlich: „Ich komme sogleich hinüber, Herr!“ — Dann folgte das leise Klirren einer Kette: der Kahn war von dem Pflock gelöst; jetzt das Plätschern der Ruder, kaum vernehmbar und sofort wieder ersterbend, wie die Entfernung des in Bewegung gesetzten Kahnes zunahm.

Nun trat eine lange, tiefe Stille ein. Die angstvoll Harrende hörte nichts als das Klopfen ihrer Pulse und in den schmerzenden Schläfen das Geräusch ihres siedenden Blutes. Jetzt aber — wieder das sachte Plätschern, das leise Klirren, dann ein Ton gleich fernen Schritten, der allmälig näher kam. Jetzt wurde er deutlicher: zwei Personen kamen auf die Hütte zu. Eine Hand hob langsam die Klinke, die Thüre wurde geöffnet, und Nettchen führte einen Mann in die Hütte.

Beatrix hatte sich von ihrem Sitze erhoben und stand tief erregt dem Fremden gegenüber, für den sie, ihr Glück und ihren Ruf wagend, aus dem Geleise weiblicher Sitte und Pflicht herausgetreten zu sein schien. Der Fremde, kaum weniger ergriffen als sie, versuchte zu sprechen. Gewaltsam sich fassend, kam sie ihm zuvor und sagte, ihn durch eine Handbewegung zum Sitzen einladend, und auf eine Flasche Wein und einige Teller mit kalter Küche, die auf dem Tische standen, deutend: „Sie werden dieser Stärkungsmittel sehr bedürfen. Aber Sie müssen schnell essen, weil die Zeit drängt."

„Wäre es nicht besser, gnädige Gräfin," fragte Nettchen, „wenn wir die Sachen mit in den Kahn nähmen, wo der Herr Zeit genug zum Essen findet? — Wir dürfen nicht säumen, denn das Nachtsboot kommt Morgens gegen vier Uhr in W . . . . an."

„Dein Vorschlag ist gut," sagte die Gräfin. „Nehmen Sie also das Licht und gehen Sie in die anstoßende Stube. Sie werden dort einen vollständigen Anzug finden. Kleiden Sie sich so rasch als möglich um. Wenn Sie zurückkommen, wollen wir das Nöthige besprechen."

Der Fremde willfahrte ihrer Aufforderung. Sobald Nettchen sich mit Beatrix allein sah, drang sie in die Gräfin, ein Glas Wein zu trinken; das Mädchen hatte mit Schrecken ihre Blässe und Erschöpfung bemerkt. Die Gräfin zog aber

ein Glas Wasser vor; doch ihre Lippen blieben trocken, auch nachdem sie getrunken hatte.

Nach kurzem Verzug trat der Fremde, in den von Lorenz herüber gesandten Kleidern, wieder in die Küche. Beatrix legte eine kleine Brieftasche und eine Börse in seine Hände.

„Das ist alles, was ich an Baarschaft besitze,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Sie werden damit Ihre Reise nach Rotterdam und die Ueberfahrt nach New-York oder Boston bestreiten können. Gehen Sie mit dem ersten Schiffe, welches den Hafen verläßt, sei es ein Dampfer oder ein Segler, und mag es nach Boston, nach New-York oder auch nach einer andern Hafenstadt der Vereinigten Staaten bestimmt sein. Es ist ja das Wichtigste von allem, daß Sie Europa so bald als möglich im Rücken haben.“

„Sie können nicht sehnlicher danach verlangen, als ich, Beatrix,“ gab der Angeredete zur Antwort, „wenn ich auch nicht weiß, was in dem fremden Welttheile aus mir werden soll.“

„Seien Sie nicht muthlos,“ tröstete Beatrix ihn. „Ich habe Ihnen, wie gesagt, alles gebracht, was ich besaß. Es ist zwar keine große Summe; wenn Sie aber sparsam damit umgehen, werden Sie bei Ihrer Ankunft in America immer noch einige Hundert Thaler übrig haben. Sie sind also für den Anfang geborgen. Freilich werden Sie sich unverzüglich nach einigem Verdienste umsehen müssen; denn meine eigene Zukunft ist so ungewiß, daß ich nicht weiß, ob ich künftig im Stande sein werde, Sie zu unterstützen.“

„Es thut mir leid, daß ich Sie in eine so unangenehme Lage gebracht habe, Beatrix,“ versetzte der Fremde mit deutlich durchklingender Bitterkeit in seinem Tone. „Aber ich konnte mich an Niemanden wenden, als an Sie, und — ich glaubte auch ein Recht auf Ihre Hülfe zu haben.“

„Sie haben es,“ erwiderte Beatrix sanft, „und meine Pflicht war es, Ihnen nach Kräften beizustehen. Ich habe

sie gelöst, so gut ich es vermochte. Möge Gott mir verzeihen, wenn ich andere Pflichten dadurch verletzte. Und nun — Gott schütze Sie! Es ist hohe Zeit, daß Sie Ihre Reise antreten."

Er beugte sich vor, als wolle er ihr die Wange küssen. Sie zog sich nicht vor ihm zurück — aber etwas in ihrem Gesichte mußte Furcht oder Abscheu verrathen, denn er richtete sich plötzlich auf und sagte mit noch größerer Bitterkeit als vorher: „Es ist wahr, Sie sehen einen Verbrecher in mir, Beatrix; Sie wissen aber, daß es nicht das erste Mal wäre, wenn ich heute mit meinen Lippen Ihre Wange berührte. Doch sei's drum! — Ihre Schuld haben Sie abgetragen. Was könnte ich mehr verlangen?"

Ohne ihre Antwort — eine Antwort, die auch bloß in einem gramvollen Seufzer bestand — abzuwarten, wandte er sich und verließ die Hütte.

Nettchen wechselte einen hastigen Scheidegruß mit der Gräfin und folgte ihm an das Flußufer hinab. Sie ließ den Fremden zuerst in den Kahn steigen, reichte ihm die mitgebrachten Erfrischungen und löste dann leise die Kette. Gleich darauf tauchte sie die Ruder in's Wasser, und das kleine Fahrzeug schoß, der sanften Strömung folgend, schnell und sicher flußabwärts. Rings umher herrschte lautlose Stille und der Flüchtling glaubte, daß kein irdisches Auge, außer dem seiner hülfreichen Begleiterin, ihn beim Antritt seiner gefahrvollen Reise beobachtet habe.

Beatrix stand lauschend in der Küche. Als das leise Plätschern der Ruder erstarb, löschte sie die Lampe und tastete sich behutsam nach der Thüre. Geräuschlos trat sie auf den Rasenfleck vor der Hütte hinaus, schloß das Häuschen ab und schob den Schlüssel über die ausgetretene Schwelle in's Innere. Dann athmete sie tief auf und erhob die Augen und die Hände zu den Sternen.

Dankte sie Gott? — Konnte sie Segen für ihr heimliches Werk von Ihm erflehen? — War ihr Gebet ein Frevel und täuschte sie sich selbst über die Natur ihrer Handlungsweise? Was immer aus der geängstigten Brust zu den goldenen Lichtern droben aufsteigen mochte, es waren nur einzelne, gestammelte Laute.

Dann floh sie den Weg nach der Balkenfurth hinauf wie ein gescheuchtes Reh, und rastete nicht, bis sie im Garten ihres Großvaters stand. Das Licht in der kleinen Kammer brannte noch; sie stieg durch das offene Fenster, schloß es vorsichtig und schlich sich unbemerkt in ihr Schlafzimmer, das sie vor etwa zwei Stunden verlassen hatte. Hier riß sie sich hastig die Kleider ab und warf sie — zum ersten Male in ihrem Leben — unordentlich auf die Stühle und den Boden umher.

Erschöpft sank sie auf ihr Lager, gequält von dem Gefühle eines grenzenlosen Unglückes. Ihre tiefe Ermüdung jedoch und das Bewußtsein ruhigen Geborgenseins im Vergleich zu den vorhergegangenen unruhevollen Stunden überwanden nach und nach die heftige Aufregung, unter welcher sie litt, und als die alte Wanduhr im Hausflur drunten die erste Morgenstunde verkündete, lag sie in tiefem Schlafe.

Kaum eine Minute nachdem Beatrix den Rasenfleck vor der Balkenfähre verlassen hatte, erhob sich der Späher neben dem Kartoffelfelde und schlug den Fahrweg nach Rewald ein. Einige Stunden später beendete Alwine Eckenberg einen Brief an ihre liebe Bertha, auf welchen sie, unter sorgfältiger Beihülfe ihres Mannes, alle erdenkliche Mühe verwendet hatte.

Im Laufe des nächsten Morgens trat ein besonderer Bote, mit dem wichtigen Schreiben betraut, den Weg nach Parrstein an.

XVII.

„Ein expresser Bote bringt diesen Brief der Frau v. Eckenberg an die Frau Baronin," meldete Lorenz. „Die gnädige Frau lassen anfragen, ob der Mann warten soll, um eine Antwort mit zurückzunehmen."

„Lassen Sie dem Boten etwas zu essen geben, Lorenz," entschied Frau v. Dernau. „Ich werde inzwischen den Brief lesen, um zu sehen, ob eine directe Antwort nöthig ist."

Erst als die Thüre wieder hinter dem Diener geschlossen war, erbrach die Baronin das Schreiben ihrer lieben Alwine. Sie hatte eine Ahnung seines schlimmen Inhaltes, und so stark ihre Abneigung gegen Beatrix war, so verursachte ihr doch die Vorstellung, daß sie muthmaßlich die Beweise ihrer Schuld in Händen halte, eine peinliche Empfindung. — — Es war doch die Frau ihres Bruders, von deren Fehltritt und Schande dies verhängnißvolle Blatt sie wahrscheinlich überzeugen sollte; — eine Fremde wußte um diese Schmach und sprach sich vermuthlich unumwunden darüber aus. Es war ein bitterer Gedanke für die stolze Frau, die trotz ihrer oberflächlichen Ansichten über Pflicht und Tugend doch ein empfindliches Ehrgefühl besaß.

„Es gereicht mir zu wahrem Schmerze, theuere Bertha," so schrieb Alwine, „daß ich dir eine Mittheilung machen muß, die dich wahrscheinlich in hohem Grade beunruhigen wird. Die Sache ist jedoch von solcher Wichtigkeit und geht dich so nahe an, daß ich gegen meine Freundschaftspflicht fehlen würde, wenn ich sie dir verschwiege. Du weißt, daß ich die Kunde — die Fabel sollte ich sagen — von der Krankheit deiner Schwägerin skeptisch aufnahm; ich hatte gewichtige Gründe für meine Zweifel. An dem Nachmittage,

als die Frau Gräfin unter dem Vorwande eines Uebelbefindens von euerer Fahrt nach der alten Eiche sich ausschloß, kam ich, wie du weißt, nach Parrstein, damals noch voll gläubiger Theilnahme an dem Leiden deiner schönen Schwägerin. Sie war nicht im Schlosse; die Leute wiesen mich nach dem alten Pavillon, dessen Schlüssel die Gräfin von dem Gärtner verlangt hatte. Ahnungslos folgte ich ihr dahin, und wurde, ungesehen von ihr, die erschreckte Zeugin einer höchst vertraulichen Unterhaltung, welche sie vor dem Pavillon mit einem schlanken, dunkelhaarigen Fremden führte. Als ich dir die Sache mittheilte, wiesest du jeden Verdacht eines unehrenhaften Verhältnisses, in welches deine Schwägerin sich eingelassen haben könnte, so entrüstet zurück, daß ich selbst irre wurde, so sehr auch der Augenschein gegen deine Ansicht sprach, es sei ein verschämter Armer gewesen.

„Du darfst mir glauben, liebe Bertha, daß ich nie auf diese penible Angelegenheit zurückgekommen wäre, hätte nicht gestern ein Ereigniß stattgefunden, welches offenbar damit in Verbindnng steht und — leider! — ein sehr bedenkliches Licht auf die Aufführung deiner Schwägerin wirft.

„Mein Mann hat mit dem Pächter Boeker die Uebereinkunft getroffen, daß derselbe uns unsern Bedarf an Brennmaterial von der Kohlenzeche Neu-W . . . . holen muß. Der Mann hatte, mit Ernte-Arbeiten überhäuft, uns seit langer Zeit keine Kohlen gebracht, und unser Vorrath ging auf die Neige. Ich hatte den Boeker bereits zwei Mal durch einen Arbeiter auffordern lassen, seinen Verpflichtungen nachzukommen; weil der Bauer aber keine Notiz von meiner Aufforderung nahm, erbot Eckenberg sich, selbst hinzugehen, um ihn zur Raison zu bringen. Weil nun Eckenberg gestern Abend sehr lange beschäftigt war und dann noch eine Stunde in die Ressource ging, konnte er erst nach dem Souper seine Wanderung zu unserm Kohlenlieferanten antreten.

„Boeker wohnt ungefähr zehn Minuten jenseits der Balkenfurth, und weil mein Mann bei der immer noch großen Wärme langsam gegangen war, wurde es etwa halb zehn, bis er aus dem Gehöfte des Bauern auf den Fahrweg hinaustrat. Im Augenblicke, als dies geschah, sah er aus der Allee vor der Balkenfurth eine helle Gestalt hervortreten und in großer Eile den Weg nach dem Dunkelwalde einschlagen. Anfangs glaubte Eckenberg, die geheimnißvolle Erscheinung sei eine der Hausmägde, welche einem Stelldichein zueile. Als sie aber näher kam, erkannte er trotz des Halbdunkels der Sommernacht, an dem Gange, der Haltung und der Kleidung, daß die nächtliche Spaziergängerin keine andere als — die Gräfin Bärfelden sei.

„Ich will dir Eckenberg's Erstaunen über ihr plötzliches Auftauchen an diesem Orte und zu dieser Stunde nicht beschreiben. Auch will ich aus dem, was er gesehen und gehört hat, keine Schlüsse ziehen, sondern dir einfach seine weitern Erlebnisse erzählen, damit du selbst ein Urtheil fassen und demnach handeln kannst.

„Weil mein Mann noch unter den Bäumen des Pachthofes stand, konnte deine Schwägerin, obgleich ihr Weg ziemlich nahe an demselben vorbeiführte, ihn nicht sehen. Eckenberg folgte ihr in einiger Entfernung. So befremdet er über ihr Hiersein und ihr spätes Ausgehen war, so dachte er doch bloß an einen romantischen Spaziergang in der schönen Sommernacht. Eckenberg hat nämlich deine Schwägerin immer für etwas überspannt gehalten. Ihr Rendez-vous beim Parrsteiner Pavillon hatte ich ihm verschwiegen.

„Die Gräfin ging wirklich in den Dunkelwald und durch denselben bis zu einer Stelle am Flußufer, wo das Wasser sehr schmal ist. Hier blieb sie stehen und Eckenberg hörte, wie sie hinüberrief: »Ich bin hier, Adolph, ich, Ihre Beatrix!« Vom jenseitigen Ufer erfolgte eine Antwort, welche

Eckenberg der größern Entfernung wegen nicht ganz verstehen konnte; er vernahm aber deutlich, daß es ein Mann war, der sie ertheilte und hörte auch die Worte: »Kann ich Sie diese Nacht sehen?«

„»Ja wohl!« lautete die Erwiderung der Gräfin. »Aber wir dürfen keine Zeit verlieren. Gehen Sie am jenseitigen Ufer entlang bis zur Balkenfähre; ich werde noch vor Ihnen dort sein. Nettchen wird Sie herüberholen, und das Weitere findet sich im Fährhause.«

„Nach Ertheilung dieser Instruction schlug deine Schwägerin wirklich den Weg nach der Balkenfähre ein, und Eckenberg folgte ihr unbemerkt bis in die Nähe derselben. Sie ging in das Haus; Nettchen Hahnen, welche sie erwartet zu haben schien, begab sich zum Flußufer hinab. Bald rief ein Mann von jenseits: »Hol' über!« »Ich komme gleich, Herr!« antwortete Nettchen, und stieß sofort mit ihrem Kahne ab.

„Sie kam zurück mit einem hochgewachsenen Herrn in dunkeler Kleidung, der mit ihr in der Hütte verschwand und lange Zeit in derselben blieb.

„Endlich kam der Fremde, in einen hellen Sommermantel gehüllt, den er also in der Hütte gefunden haben muß, was auf sein längeres Verweilen oder doch seine öftere Anwesenheit in dieser Gegend schließen läßt, wieder aus dem Hause. Nettchen Hahnen begleitete ihn, aber nicht um ihn über den Fluß, sondern um ihn stromabwärts zu rudern. Dadurch ist die Vermuthung gerechtfertigt, daß er in einem der abwärts liegenden, kleinen Orte sein Absteigequartier hat. Er hatte wohl nicht Lust, den in dieser Nacht schon ein Mal gemachten Weg nochmals zu Fuß zurückzulegen. Der Kahn mit dem der Gräfin mit Leib und Seele ergebenen Mädchen als Führerin, war ein Beförderungsmittel, bei welchem das Geheimniß sich weit besser bewahren ließ, als hätte der un-

bekannte Freund deiner liebenswürdigen Schwägerin sich eines Wagens oder eines Reitpferdes bedient.

„Wenige Minuten nach der Entfernung des Fremden verließ auch die Gräfin das Fährhaus und schlug den Weg nach der Balkenfurth ein, wo sie also wahrscheinlich den Rest der Nacht zugebracht hat. Wenigstens hat Eckenberg von weitem gesehen, wie sie aus dem Feldwege in die Linden-Allee einbog. Weil es inzwischen spät geworden war, beeilte er sich, nach Hause zu kommen, wo ich ihn mit großer Unruhe erwartete. Ich war bereits im Begriffe, Boten nach ihm auszuschicken, denn ich konnte mir sein langes Ausbleiben schlechterdings nicht erklären. Was ihn selbst betrifft, war ich bald beruhigt; die Entdeckung, die er auf seinem Abendspaziergange machte, ist dagegen schlimm genug. Wir haben lange hin und her überlegt, ob wir sie dir verschweigen sollten. Es war unser Wunsch, es thun zu dürfen; denn wer berührte wohl gern eine so delicate Angelegenheit den Betheiligten gegenüber? Schließlich aber sind wir zu dem Resultate gekommen, daß es geboten sei, dich von der ganzen Sache in Kenntniß zu setzen. Willst du sie verschweigen, gut, so werden auch wir niemals — selbst gegen dich nicht — mit nur einer Silbe darauf zurückkommen. Glaubst du, daß dein Bruder sie erfahren muß, so ermächtigt Eckenberg dich, dem Grafen nicht allein die Begebenheit selbst, sondern auch seinen Namen, als den eines zufälligen aber gleicherweise zuverlässigen Zeugen, mitzutheilen.

„Eckenberg sendet dir seine ergebensten Empfehlungen und deinem Herrn Gemahl einen freundschaftlichen Gruß.

„Ich selbst bin und bleibe jederzeit

Deine aufrichtige Freundin

Alwine v. Eckenberg.

Rewald, am 7. August 184—.“

Die Baronin hatte dieses entsetzliche Gewebe von Wahrheit und Lüge zu Ende gelesen; sie ließ die Hand mit dem offenen Blatte in den Schooß sinken, klopfte mit dem kleinen Fuße, wie sie es bei jeder heftigen Erregung that, schnell und geräuschlos auf den Boden und starrte eine ganze Weile wie geistesabwesend vor sich hin. Nicht allein ihre Ehrliebe, auch ihre weichern Empfindungen erhoben sich im Kampfe mit ihrer Abneigung gegen Beatrix, — nur zu gern hätte sie die unglückliche junge Frau zu einer Schuldigen gestempelt. So matt ihre Zuneigung für ihren Bruder immerhin war, so fühlte sie doch Mitleid, wenn sie sich den Schmerz vergegenwärtigte, in den Alwinens Erzählung ihn stürzen mußte. Auch war sie zu klug, um nicht die Perfidie zu durchschauen, mit der das Schriftstück abgefaßt war, und obgleich sie selbst keineswegs den Willen hatte, Beatrix zu schonen, empörte es sie doch, wenn sie an die Worte des Briefes dachte, die offenbar darauf berechnet waren, den Stolz und das liebende Vertrauen ihres Bruders auf das empfindlichste zu verletzen, und mit grausamer Sicherheit seiner Gattin den Untergang zu bereiten. Obgleich Herr und Frau v. Eckenberg mit ihrer Zustimmung, ja eigentlich auf ihre Aufforderung hin gehandelt hatten, so haßte sie doch Beide dafür.

„Diese falsche Alwine mit ihrer giftigen Lust, zu denunciren, dieser gallsüchtige Jurist mit seinem Spioniren!" flüsterte sie vor sich hin, die Zähne geschlossen und die Augen funkelnd unter den schweren, breiten Lidern. Sie wußte ja eben so gut, wie er selbst, daß nicht Zufall, sondern die unzweifelhafteste Absicht, zu kundschaften, den Assessor zu seinem späten Spaziergange in der Nähe der Balkenfurth vermocht hatte.

Sie klingelte und befahl ihrem Mädchen, dem Boten von Rewald zu sagen, sie habe heute nicht Zeit, der Frau v. Eckenberg zu antworten; morgen aber werde die gnädige Frau einen ausführlichen Brief erhalten. Zugleich gab sie den

Befehl, Lorenz solle den Herrn Grafen bitten, ihr, der Baronin, einige Augenblicke zu schenken.

Als ihr Bruder bei ihr eintrat, fühlte Bertha selbst den jähen Farbenwechsel in ihrem Gesichte, der so heftig war, daß der Graf erschrocken fragte: „Bist du krank, Bertha?“

„Nein, aber sehr erschreckt durch einen Brief, den ich so eben von Alwine Eckenberg empfangen habe.“

„Was enthält er denn, das dich so angreifen kann?“ fragte der Graf leichthin; denn sobald Alwinens Name genannt wurde, verlor die Sache in seinen Augen jede Wichtigkeit.

„Es betrifft — deine Frau.“

„Beatrix? — Ist sie krank? Ist ihr etwas zugestoßen—?“

Jetzt war er tödtlich blaß, und an der Heftigkeit seiner Bewegung konnte seine Schwester die Tiefe seiner Zuneigung zu dem unglücklichen jungen Wesen ermessen, welches sie in seiner Achtung vernichten wollte. Statt aber dadurch in ihrem Vorhaben wankend zu werden, fühlte sie sich vielmehr gereizt durch das Uebermaß seiner Liebe zu der verhaßten Schwägerin und zu erbarmungslosem Angriffe gegen sie gestachelt. In tiefem, ernstem Tone begann sie: „Wollte Gott, es wäre nichts Schlimmeres! Besser wäre es, sie wäre gestorben, als daß wir Dieses von ihr erleben müssen.“

„Bedenke, was du sprichst, Bertha! — Bedenke, von wem du sprichst. Taste sie nicht an, wenn dir das Geringste an meiner Liebe liegt.“

„Nicht ich taste sie an. Wenn sie zu vertheidigen wäre, würde ich sie so ernst und eifrig gegen jeden Angriff schützen, wie du selbst es nur thun könntest, — trägt sie ja doch den Namen Bärfelden. Aber wie sollen wir Thatsachen, wie dieser Brief sie enthält, rechtfertigen? — Nicht ein Mal ein Wort der Entschuldigung wüßte ich dafür vorzubringen.“

Er hatte das verhängnißvolle Blatt hastig aus ihrer Hand genommen und, trotz seiner großen Anstrengung, ruhig zu bleiben, raschelte es laut in der seinigen, als er sich von ihr abwandte, um es zu lesen. Er mußte dies sehr langsam, oder er mußte es wiederholt thun, denn es währte lange, bis er sich wieder nach seiner Schwester umsah. Er gestattete sich, während er mit dem unglücklichen Briefe beschäftigt war, keine Aeußerung zur Erleichterung der Qual, die doch gewiß Besitz von seinem Herzen nahm; er machte keine andere Bewegung, als die zum Umwenden des Blattes erforderliche, — kein Laut kam über seine Lippen.

Die Baronin war so unheimlich berührt durch diese eisige Ruhe, die doch nur eine trügerische Hülle des Sturmes im Innern sein konnte, daß auch sie sich nicht regte und den Athem anhielt, als befürchte sie, durch einen Hauch ihres Mundes den drohenden Orcan heraufzubeschwören.

Als der Graf sich ihr wieder zuwandte, war sein Gesicht kalt und bleich wie der Tod; er sagte in fremdem, aber vollkommen unbewegtem Tone: „Dieser saubere Brief enthält, wenn nicht pure Verleumdungen, so doch die schändlichsten Entstellungen. Es ist klar, daß nur Beatrix sie widerlegen kann. Ich gehe zu ihr, um sie ohne Verzug von den teuflischen Anschuldigungen deiner Freundin zu benachrichtigen."

„Nicht so rasch, Helmerich!" entgegnete Bertha, ihm erregt entgegentretend. „Die Thatsachen, die dieses Schreiben mittheilt, sind nicht erfunden; ich kann sie aus eigener Anschauung ergänzen."

„Du?" — Es lag ein so tiefer Zorn und eine so unsägliche Verachtung in der einzigen Silbe und in dem sie begleitenden Blicke, daß Bertha plötzlich inne wurde, wie gewagt der Kampf war, in den sie eingetreten. Aber sie hatte ihn ein Mal aufgenommen; sie wollte und mußte ihn nun fortführen.

„Ja, ich!“ versetzte sie scharf, vergeblich bemüht, seinem finstern Auge offenen Blickes zu begegnen; denn, war es aus Gewohnheit oder aus furchtsamer Scheu, die breiten Lider senkten sich, nach einem kurzen Versuche, sie voll aufzuschlagen, sofort wieder. In ihrer Stimme klang jedoch ein Ton herben Triumphes durch, als sie fortfuhr: „Ich weiß, daß deine Frau früh Morgens, als sie uns vorspiegelte, sie habe die Karpfen gefüttert — die liebe Kleine —, Erfrischungen nach dem alten Pavillon schleppte zur Erquickung ihres Galans, der die Nacht dort zugebracht hatte, und daß sie sich an demselben Morgen von Lorenz einen deiner Anzüge geben ließ, um ihn durch einen besondern Boten in der größten Eile und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit nach der Balkenfähre zu schicken. Vermuthlich sollte man ihren — Freund in den Kleidern ihres Gemahls für diesen halten. Daher auch der helle Ueberzieher, in welchem der Fremde das Fährhaus verließ.“

„Wenn alles dieses im Geheimen geschah, woher weißt du es denn?“ fragte der Graf, nicht ganz im Stande, seine Gereiztheit zu verbergen.

„Als ob Domestiken jemals verschwiegen wären!“ versetzte sie verächtlich.

„Mein armes Weib, von solcher Spionage bist du in deinem eigenen Hause umgeben!“ rief der Graf, immer wärmer werdend.

„Helmerich, sieh’ dich vor, daß du mir keine Beleidigung zufügest!“

Er warf den Kopf leicht zurück und streifte die Schwester mit einem eisigen Blicke, als er an ihr vorüberging, um, Alwinens Brief in der Hand, das Zimmer zu verlassen.

Seine gleichgültige Kälte reizte sie auf das äußerste. „Helmerich, sieh’ dich vor!“ rief sie ihm nochmals, jetzt in

drohendem Tone, nach. Aber ohne zu antworten, selbst ohne nach ihr umzublicken, schritt er hinaus.

Sie nahm ihren Sitz wieder ein, den kleinen Fuß hastig bewegend, das Gelenk der einen Hand fest mit der andern umspannend, den finstern Blick starr vor sich hin gerichtet. Sie haßte die unglückliche Beatrix jetzt mit um so größerer Inbrunst, weil sie hatte erfahren müssen, wie fest das arme, so bitter von ihr angefeindete Wesen in der Achtung und Zuneigung ihres stolzen Bruders stand. Ihr Groll hatte jetzt eine solche Höhe erreicht, daß sie selbst den Flecken auf dem Namen Bärfelden nicht mehr bedauert haben würde, wenn es ihr nur gelungen wäre, das Glück und den guten Namen ihrer Schwägerin zu vernichten.

XVIII.

Helmerich legte in ungezügelter Eile den Weg nach der Balkenfurth zurück. So hatte er sein Pferd noch niemals ausgreifen lassen, selbst an dem Tage nicht, als er nach dem alten Hause ritt, um Beatrix seine Liebe und seine Hand anzubieten, um mit zärtlichem Flehen um ihre jungfräuliche Zuneigung zu werben.

Es war ein sonnenloser, schwüler Augusttag. Die Hitze, die Anstrengung und die heftige innere Erregung hatten die Blässe des Grafen so auffallend vertieft, daß der Arbeiter, dem er beim Einreiten in die Linden-Allee an der Balkenfurth begegnete, ihn für krank hielt und ihm besorgt nachsah.

In diesem Augenblicke wandte auch der Graf sich um; er rief den Mann zu sich, stieg ab und befahl ihm, das erhitzte Pferd unter den Bäumen auf und ab zu führen, bis entweder er selbst zurückkomme, oder das Thier holen lasse, um es in den Stall zu bringen. Beim Anblick der alten

Heimath seiner Beatrix ward Helmerich aus seinen stürmischen Gedanken aufgeschreckt. Die schönen, friedlichen Stunden, die er hier einst verlebte, tauchten in seinem Gedächtnisse auf. Bei der Erinnerung an die einfachen Sitten der Bewohner des stillen Landhauses war ihm eingefallen, daß eben jetzt die Stunde sei, wo der Oberst seinen Mittagsschlaf zu halten pflegte, und daß es gut sein würde, ihn nicht aufzuwecken, weil es sonst schwer halten werde, zu einer ungestörten Unterhaltung mit Beatrix zu gelangen. Deshalb hatte er vermieden, durch das hallende Thor in den gepflasterten Hof zu reiten, und zog es vor, trotz seiner Ungeduld die letzten Schritte seines Weges zu Fuß zurückzulegen.

Ohne Jemanden zu begegnen erreichte er das Wohnzimmer; hier war Beatrix nicht, und als er vom Fenster aus den Garten überschaute, fand er sie auch dort nicht. Er trat wieder in den Flur hinaus, und hier begegnete ihm Trinette, die seinen Schritt gehört hatte.

„Die Frau Gräfin sind in ihrem Schlafzimmer," berichtete sie. „Ich will sie gleich herunterrufen. Aber befinden sich der Herr Graf nicht wohl?"

„Ganz wohl, Trinette. Bemühen Sie sich nicht; ich will selbst zu meiner Frau hinaufgehen."

Er stieg leisen Schrittes und sehr langsam die Stufen hinan. Die Wirthschafterin sah ihm kopfschüttelnd nach. „Da hat's Verdruß gegeben," murmelte sie. „Der sieht aus, wie die theuere Zeit, und die Munterkeit unserer Gräfin ist auch nur gemacht. Der flötende Vogel mit den Katzenaugen ist kürzlich zu oft in Parrstein gewesen und hat Unheil gestiftet. Der Oberst muß dem Grafen sagen, daß er die Person nicht mehr über die Brücke läßt."

Helmerich stand vor dem Zimmer seiner Frau, und als sein leises Klopfen nicht beantwortet wurde, öffnete er die Thüre. Drinnen war alles still, und er glaubte anfangs,

das Gemach sei leer. Dennoch trat er ein; denn der vertraute Raum, in welchem er in diesem Sommer, wenn er Beatrix bei ihren Besuchen nach der Balkenfurth begleitete, manche Stunde zugebracht hatte, war ihm ganz lieb geworden. Hier hatte sie jenes kleine Gedicht verfaßt, welches ihn auf ihr hübsches Talent, ihre Gefühle und Stimmungen in anmuthiger Form zu äußern, zuerst aufmerksam gemacht hatte. Manch' liebliches Liedchen war jenem ersten gefolgt, und alle die spätern waren für ihn erdacht, für ihn geschrieben worden.

Und jetzt! — War es denkbar —?

Er biß die Zähne zusammen, um den Wehlaut zu unterdrücken, der sich, seinem festen Willen zum Trotze, über seine Lippen drängen wollte.

Ihr kleines, schmales Bett stand, leuchtend rein wie in ihren Mädchenjahren, an der rauhen, gekälkten Wand, an der noch der armselige Kupferstich hing, den Schutzengel mit seinem kindlichen Pflegebefohlenen vorstellend, den der Großvater ihr einst auf dem Jahrmarkt in Rewald gekauft hatte.

Sie betete noch jeden Abend und jeden Morgen zu ihm, das wußte ihr Gatte; er wußte auch, daß sie eben so oft für ihn zu seinem Schutzgeist flehte. War es denn möglich, daß ein so kindliches, gläubiges Herz so furchtbar abirren konnte vom Wege der Tugend und Pflicht? — Oder war alles an ihr nur Eine große Lüge?

Ah, da war sie selbst. — In der tiefen Fensternische stand ein alter, mit schwarzem Wollenstoff bezogener Lehnstuhl, und in diesem lag sie, tief schlafend.

Sie war sehr blaß; selbst von den leicht in einander gefalteten Fingerspitzen war der warme, rosige Hauch verschwunden, der ihn immer so entzückte, und um die geschlossenen Augen lag ein tiefer, dunkeler Ring.

Das aber war nicht das Schmerzlichste in ihrem Anblick, sondern es war jener unbeschreibliche Zug zwischen den feinen

Brauen, den nur die Pein des entsetzlichsten Körperschmerzes, oder die bis zur Verzweiflung gesteigerte Qual der Seele auf eine Menschenstirne zeichnet, und der uns um so heftiger ergreift, je jünger das Antlitz ist, auf dem wir ihn erblicken.

Der Graf erfuhr beim Anblick seiner jugendlichen Gemahlin die volle Wirkung dieses schmerzlichen Zeichens in dem Gesichte, das er so unaussprechlich liebte. Nur Angst um sie, nur Mitleid mit ihr waren in seinem Herzen, als er sie so vor sich sah — — unwillkürlich, unbewußt rief er sie liebevoll beim Namen.

Da verschwand, wie durch Zauber vernichtet, der peinliche Zug. Sie schlug die großen Augen auf, Glück und Zärtlichkeit leuchteten ihm aus den klaren, braunen Sternen entgegen, und ihre sich röthenden Lippen nannten ihn ihren Helmi, ihren theuern Helmi!

Das aber verscheuchte sein Mitleid, und mit dem Mitleid schwand auch das neu erwachte Vertrauen. Sein stolzes Gesicht nahm einen finstern, unerbittlichen Ausdruck an und er nannte nochmals ihren Namen, aber in strengem, drohendem Tone.

Sie fuhr zusammen und stammelte: „Helmerich, was ist dir?"

„Was mir ist? — Du fragst, du, die mein Glück und meine Ehre zertrümmert, den heiligsten Schwur gebrochen hat?"

„O mein Gott, du weißt —?"

„Alles, alles! Aber ich habe es nicht geglaubt, nicht glauben können!" rief er in ausbrechender Verzweiflung, die Hände über seinem Haupte in einander schlagend. „Und nun gestehst du selbst deine Schuld . . ."

Sie war vom Stuhle geglitten und lag knieend vor ihm, den edeln Kopf demüthig gesenkt. Bei seinem letzten Worte aber erhob sie das Gesicht zu ihm und sagte mit eigenthümlicher Festigkeit: „Nein, Helmerich, wie du auch das, was

ich in diesen Tagen und in der letzten Nacht gethan habe, beurtheilen magst — eine Schuld habe ich dadurch nicht begangen. Das Unrecht, in welches ich verfiel, geschah, als ich dir mein übereiltes Versprechen gab."

„Weib," rief der unglückliche Mann, ihre Worte traurig mißverstehend, „sage das nicht! Sage nicht, daß du mich schon belogst, als du mit mir vor dem Altare standest!"

„Vor dem Altare, Helmerich? — Es war unten in der grünen Stube, als du die Zusage von mir verlangtest, daß ich niemals die geringste Gemeinschaft mit den Verwandten meiner Mutter pflegen wolle."

Er fuhr jäh zusammen, seine Züge verzerrten sich, und der Zorn, der ihn übermannte, war so entsetzlich, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Ihr vermeintes Geständniß, daß ein Verwandter ihrer Mutter sein Nebenbuhler sei, war der härteste Schlag, der ihn treffen konnte.

In die Angst, mit welcher Beatrix ihn betrachtete, mischte sich jetzt auch ihrerseits ein Gefühl des Zürnens. Sie erhob sich vom Boden und sprach mit einem Ernste, der nicht frei von Mißbilligung war: „Helmerich, als ich dir jenes unglückliche Versprechen gab, fehlte ich aus übergroßer Liebe zu dir; du aber fordertest es aus sündigem Stolze! Du hattest nicht das Recht, zu verlangen, daß ich nicht nur jedes Gefühl verwandtschaftlicher Liebe verleugnen solle, sondern auch die heiligste Pflicht, die der Dankbarkeit gegen die mitleidigen Helfer, welche die Verzweiflung von dem Sterbebette meines Vaters fern hielten."

„Dein Betragen beweist, wie gegründet mein Wunsch war, dich vor jeder Berührung mit der elenden Menschenklasse zu bewahren, aus der deine Mutter stammte. — O, Beatrix, wie konntest du dich in ein so schmachvolles Verhältniß verwickeln?"

„Dein Stolz nennt es so . . . Ich sah das voraus, und habe deshalb unter tausend Schwierigkeiten das heimlich zu Stande gebracht, was mit deiner Hülfe so viel leichter hätte geschehen können. Wie oft warf mein Herz mir meinen Mangel an Vertrauen gegen dich vor! Aber eine innere Stimme warnte mich beständig vor deinem Stolze — — und ich sehe jetzt, wie nothwendig es war, daß ich ihr folgte.“

„Wovon sprichst du?“ fragte er erstaunt, aber mit einer aufdämmernden Ahnung von der Möglichkeit, sie weniger schuldig zu finden, als er in der letzten Stunde zu seiner bittersten Qual geglaubt hatte.

„Wovon ich spreche?“ fragte sie entgegen, ihrerseits verwundert. „Sagtest du nicht, du wüßtest alles, was in diesen Tagen geschehen ist?“

Er reichte ihr das Schreiben der Frau v. Eckenberg. „Lies diesen Brief; ich empfing ihn aus den Händen meiner Schwester.“

Die Gräfin nahm das Blatt und überflog mit großer Hast die Zeilen. Bei mancher Stelle stockte ihr der Athem in der Brust und sie zitterte am ganzen Körper; aber sie blickte nicht auf, bis sie zu Ende war. Dann sah sie ihren Gemahl traurig an und fragte: „Und das glaubtest du, Helmerich?“

Ihr ruhiger Ton, so bekümmert und so sanft, entwaffnete seinen Argwohn. Tausend leidenschaftliche Versicherungen hätten seinen Zweifel an ihrer Treue nicht so wirksam beschwichtigen können, als ihr kummervolles Erstaunen über die Möglichkeit, daß er ihn gehegt hatte.

„Verzeih’ mir, geliebte Beatrix,“ flüsterte er; „o verzeih’ mir! Ich sehe ja, daß dieser schändliche Brief die schnödeste Verleumdung enthält. Herz, ich glaubte nicht daran, bis deine eigenen Worte dich zu beschuldigen schienen, und das, Beatrix, das verzeihst du deinem Helmerich.“

Er wollte sie stürmisch an sich ziehen; aber sie zog sich ängstlich zurück. „Ich kann dir nicht zürnen," sprach sie bekümmert; „denn der Schein war gegen mich. Es ist nicht alles Lüge, was in diesem Briefe steht. Die Zusammenkünfte beim alten Pavillon, im Dunkelwald und an der Balkenfähre haben stattgefunden; aber es war kein schöner, junger — Verführer, es war ein armer, alter Mann, der Schwager meiner verstorbenen Mutter, den ich dort traf."

„Theuere Beatrix," sagte er, ihre Hand fassend, die sie ihm jetzt, wiewohl immer noch mit einem zaghaften Blicke ließ, „du hast heimlich einen Armen unterstützt. . . . . Ich wußte es, ich sagte es sofort meiner Schwester, daß das die einzige Triebfeder deines Handelns sei."

„Es war nicht die einzige, Helmerich. Laß mich dir alles sagen; der Unglückliche muß jetzt in Sicherheit sein, und es kann ihm nicht mehr schaden, wenn du die Geschichte seines Elends erfährst."

„Beatrix," fragte der Graf vorwurfsvoll, „glaubst du, ich hätte etwas zum Nachtheil des Armen thun können?"

„Ich fürchtete es. Ich weiß, wie sehr dich der Gedanke verletzt, daß meine arme Mutter von so niederer Abstammung war; wie würde es dich mit Abscheu erfüllt haben, wenn du gehört hättest, daß ein Mann, der einst meinen Eltern sehr nahe stand, ein Verbrechen beging."

„Ein Verbrechen!" rief der Graf entsetzt.

„So ist es," erwiderte sie, den Kopf ernst neigend; „und ich habe ihm zur Flucht verholfen."

„Um Gottes willen, Kind!"

„Ich will von dem nicht sprechen, was er für mich gethan; aber mein Vater wäre verhungert ohne ihn; — dem Manne konnte ich meinen Beistand nicht versagen."

„Du konntest und durftest es nicht, Kind. Aber wie erfuhrst du sein Vergehen, und wie kam er zu dir?"

„Erinnerst du dich des Morgens, als mich während eines Besuches der Eckenbergs eine Ohnmacht anwandeln wollte? — Damals fand ich in der Zeitung einen Steckbrief, durch welchen die Behörden den Gastwirth Adolph Tillmer, meinen Oheim, verfolgten. Das Verbrechen, welches ihm zur Last gelegt wurde — er hat es leider auch wirklich begangen — bestand darin, daß er bei der Recruten-Aushebung gesunden und wohlhabenden jungen Leuten allerlei unerlaubte Beihülfe zur Befreiung vom Militairdienste geleistet hat. Er hatte ihnen dazu verholfen, die Aerzte theils zu bestechen, theils zu hintergehen, und sich von ihnen oft ziemlich bedeutende Summen dafür geben lassen. Er sagte mir, daß der Zerfall seiner Wirthschaft, die durch den Tod seiner Frau und die Verheirathung seiner beiden Töchter ganz in Unordnung gerathen war, ihn dazu verleitet habe.“

„Wie aber kam er nach Parrstein?“

„Er wußte, daß man seinen Vergehungen auf der Spur war, wußte, daß die Beweisgründe gegen ihn so stark waren, daß, wenn er vor Gericht gestellt wurde, seine Verurtheilung unausbleiblich erfolgen mußte. Obgleich ein Verbrecher, zog der Unglückliche doch jedes andere Elend dieser öffentlichen Schande vor. Er entfloh, bevor man ihn verhaften konnte, aus seinem überschuldeten Hause und seinem Wohnorte. Seine älteste Tochter war inzwischen gestorben, und die jüngere konnte ihm nicht helfen: sie ist an einen blutarmen Schullehrer verheirathet. In seiner Noth erinnerte er sich des Guten, das er meinem Vater erzeigt hatte, als es ihm selbst noch wohl ging, und er dachte mit Recht, daß Fritz Wolffshagen's Tochter das nicht mit Undank vergelten könne.“

„Ja, so dachte er mit Recht,“ flüsterte Helmerich, einen Arm um sie schlingend, und sein inniger Ton machte ihr die Augen feucht. „Und kam er zu dir in's Schloß?“

„Nein. Ich hatte keine Ruhe von dem Augenblicke an, als ich den Steckbrief gelesen hatte; immer besorgte ich, ein Zufall könne dir oder deiner Schwester verrathen, wer jener Verfolgte sei, und du möchtest dann deine Verbindung mit mir bereuen.“

„O, Beatrix!“

Sie schmiegte sich bittend an ihn. „Vergib mir, Helmi; ich muß in dieser Stunde völlig wahr sein, selbst auf die Gefahr hin, dir wehe zu thun. Ich fürchtete dich um deines Stolzes willen, der größer war, als recht ist. — Als ich an dem Tage, an welchem ihr nach der alten Eiche fuhret, krank vor Angst und Kummer beim Pavillon im Parke saß, trat mein Oheim plötzlich zu mir. Er entdeckte mir seinen Namen und seine Lage und flehte mich an, ihm durch deine Vermittelung zur Flucht in's Ausland zu verhelfen. Ich sagte ihm, daß du nie deine Hand dazu reichen würdest, daß vielmehr dein Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl dich bewegen würden, ihn den Behörden auszuliefern. Da sah ich seine Verzweiflung und sagte mir zugleich, was auch du, wenngleich in anderer Art, leiden würdest, wenn ein naher Verwandter deiner Frau vor aller Welt als Verbrecher verurtheilt würde . . . ich entschloß mich, dem Unglücklichen ohne dein Wissen über die Grenze zu helfen.“

„Und diesen Entschluß hast du ausgeführt, du muthiges Herz?“

„Du billigst, was ich gethan?“ fragte sie, und ein Freudenschimmer flog gleich einem sanften Lichtstrahl über ihr blasses Gesicht.

„Ich danke dir dafür, Geliebte.“

„Helmi, o Helmi, wie Unrecht habe ich dir gethan!“

„Nein, Beatrix. Mein Stolz war ganz so schlimm, so verwerflich, als du ihn schildertest. Aber ich sehe jetzt, welchen Leiden und Gefahren er dich ausgesetzt, und zu welcher Un-

gerechtigkeit gegen dich er mich geführt hat. Die krankhaften Auswüchse dieses Stolzes, ich will sie überwinden, das gelobe ich dir. Jetzt aber beende deinen Bericht."

„Jede Nacht solle er zum Dunkelwald hinübergehen, schlug ich meinem Onkel vor; so bald als möglich würde ich dann kommen, um seine Flucht zu bewerkstelligen. Es gelang mir sehr bald, wie du weißt, weil ich, krank vor Angst und Aufregung, leicht deine Erlaubniß erhielt, einige ruhige Tage an der Balkenfurth zu verleben. Wie das Schreiben dort richtig angibt, war ich in der vorigen Nacht am Flusse, und forderte meinen Oheim auf, bis zur Stelle gegenüber der Balkenfähre zu gehen, jedoch in etwas andern, als den hier angegebenen Worten. Er that es; Nettchen holte ihn herüber, und in der Hütte kleidete er sich in den Anzug, den ich dahin hatte bringen lassen. Die Kleider des Flüchtlings waren äußerst abgetragen; aber wichtiger, als diesem Uebelstande abzuhelfen, war es, daß er andere, als die in dem Steckbriefe geschilderten bekam. Weil er ein großer, schlanker Mann ist, konnte er, ohne auffällig zu sein, einen Anzug von dir tragen. Ich versah ihn auch mit dem nöthigen Gelde für die Ueberfahrt nach Nordamerica und die erste Zeit seines Aufenthaltes in dem fremden Lande, denn durch deine Güte war ich im Besitze des dazu Erforderlichen. Dann hat Nettchen Hahnen ihn nach W . . . . hinabgerudert, wo er das mit Tagesanbruch vorüberkommende, nach Rotterdam bestimmte Dampfboot besteigen sollte. — Wolle Gott, daß es ihm gelungen sei!"

„Ja, wolle Gott, daß es ihm gelungen, und deine muthige That mit Erfolg gekrönt sei," wiederholte Helmerich inbrünstig. „Aber welch einen schmählichen Verdacht habe ich dir abzubitten! Wirst du mir ihn verzeihen und mich unverändert lieben können, Beatrix?"

„Unverändert, Helmi; ich könnte ja nicht anders. Erst in diesen schweren Tagen, als ich fürchtete, du würdest dich in deinem Stolze von mir wenden, wenn du erführest, daß ich mein Versprechen gebrochen, den Meinigen unter allen Umständen fern zu bleiben, — empfand ich die wahre Tiefe meiner Liebe zu dir; ich erkannte, daß in meinem Herzen nie ein Wechsel eintreten kann. Ich wußte, daß meine Handlungsweise recht war, und daß du mich für eine Pflichterfüllung straftest, wenn du mich um deswillen von dir stoßen würdest, aber — du wirst sagen: mit der Verkehrtheit einer Frau — liebte ich dich nur um so heißer."

„Ja, mit der köstlichen Verkehrtheit einer Frau," erwiderte er lächelnd, „und mit derselben Verkehrtheit bestehst du darauf, pflichtmäßig gehandelt zu haben, während du doch ein Unrecht begingst. Nicht wegen des mir geleisteten Versprechens, das ich, wie du richtig sagst, nicht fordern durfte, sondern..."

„Beatrix!" tönte die laute Stimme des Obersten durch das Haus. „Wo steckst du, mein kleiner Vogel? — Der Kaffee wird kalt!"

Die Gatten eilten in das grüne Zimmer hinab, und als der Oberst mit seiner Enkelin auch den Grafen eintreten sah, rief er mit erheucheltem Staunen, denn er hatte das Reitpferd in der Allee bereits gesehen: „Wie, Helmerich, Sie hier? — Beatrix ist ja kaum vierundzwanzig Stunden beim Großpapa, und schon kommen Sie ihr nachgerannt! Soll mich doch wundern, wann euere Taubenzärtlichkeit ein Mal zu Ende geht."

„Wahrscheinlich nie, lieber Großvater; denn sie hat eben jetzt eine ernste Probe siegreich bestanden!" versetzte der Graf, und erzählte dem alten Herrn von den Stürmen, welche in den letzten Tagen sein und seiner Gattin Glück bedroht, von ihrem geheimen Kummer, ihrer klugen Verschwiegenheit und ihrem festen Muth, barmherzig und entschlossen zugleich zu

handeln, ohne die Sache des unglücklichen Flüchtlings dadurch zu gefährden, daß sie den zweifelhaften Beistand der Ihrigen für ihn in Anspruch nahm.

Der Oberst hörte dem Grafen ernst und aufmerksam zu, und als er geendet hatte, zog der alte Mann seine Enkelin an sich, und küßte sie mit feuchten Augen.

„Wissen Sie, Helmerich, daß wir dem Kinde eben so großen Dank schuldig sind, wie der arme Kerl, dessen nächtlichen Rückzug die kleine Kröte so klug gedeckt hat? — Hätte Sie uns in's Vertrauen gezogen, wir hätten es schwerlich mit unserer Pflicht als loyale Staatsbürger vereinigen können, wenn wir weiter nichts gethan, als geschwiegen hätten. Eigentlich hätten wir den Jammermenschen an die nächste Staatsbehörde ausliefern müssen. Von dergleichen Spitzfindigkeiten wußte unsere Kleine nichts; sie handelte in gutem Glauben, wie's die Federfuchser ausdrücken, und dachte an nichts, als daß der Mann, der ihrem Vater in seinem Unglücke beigestanden, und der der Schwager ihrer Mutter ist, den Gerichten nicht in die Klauen gerathen dürfe. Für diesen letzten Punkt aber sind wir — ich meine Sie und mich — ihr ganz besonders Dank schuldig. Das Kind hat verhütet, daß der nächste lebende Verwandte meiner Schwiegertochter und Ihrer Schwiegermutter in Criminal-Untersuchung und schließlich gar in's Zuchthaus gekommen ist, — das können wir ihm nie genug vergelten."

„Ganz dasselbe wollte ich Beatrix eben aussprechen, als Sie uns zu sich riefen, Großvater."

„So habe ich also doch nicht ganz recht gehandelt!" rief Beatrix fast erschrocken. „Ich glaubte doch . . ."

„Bleib' du bei deinem Glauben!" unterbrach der Oberst sie etwas unwirsch. „Habe ich dich nicht so eben belobt, daß du dich nicht in Spitzfindigkeiten eingelassen hast? Daran

halte dich. Weiber sind Weiber und keine Staatsbürger, und wenn sie ihre Pflichten gegen den Herrn und gegen die Ihrigen erfüllen, so können Gott und die Welt nicht mehr von ihnen verlangen, und ihr zeitliches und ewiges Heil wird gut dabei fahren."

„Ich sehe, das ist auch deine Meinung, Helmi," sagte Beatrix mit wiederkehrender Heiterkeit. „So will ich denn keinem zaghaften Gedanken mehr Raum geben, sondern Gott und dir danken, daß mein Glück auf's neue fest gegründet ist."

„Thue das, Kind; aber jetzt schenke den Kaffee ein und reiche deinem Manne die Cigarrenbüchse — so. Und nun, da meine Pfeife brennt, habe ich noch ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden, Helmerich. Sie dürfen diesem Rechtsverdreher und seiner schlangenlistigen schönern Hälfte nicht den geringsten Einfluß in Ihrem Hause mehr gestatten."

„Morgen werde ich zu ihm gehen und ihm ankündigen, daß, wenn er oder seine Frau sich erlauben sollten, nur einen Zweifel, geschweige etwas Schlimmeres, über das Betragen der Gräfin Bärfelden zu äußern, ich ihn in einer Weise züchtigen werde, daß er gezwungen ist, sich mit mir zu schlagen. Das wird ihm den Mund schließen, denn er ist feige wie alle niedrigen Seelen."

„Damit ist es aber nicht genug, mein Freund."

„Nein, Großvater, und deshalb werde ich glühende Kohlen auf die Häupter dieser beiden schlimmen Menschen sammeln. Der Vetter meiner Mutter, der Chefpräsident in M., kannte mich nicht, so lange ich bloß ein armer Regierungs-Assessor war; dem Besitzer von Parrstein ist er gern gefällig. Ich will ihn bitten, die eben vacante Stelle beim Stadtgerichte in M. für Eckenberg zu beantragen; dieser, der sammt seiner Frau höchst ungern in Rewald wohnt, wird sie dankbar annehmen, und wir sind Beide los."

„Das ist zwar prächtig, aber immer noch nicht genug. Mein armer, kleiner Vogel muß nach jeder Seite hin geschützt werden.“

„Ich verstehe Sie, Großvater, und Sie haben das Recht, heute in dieser Beziehung jede Beruhigung von mir zu verlangen. Meiner Schwester werde ich die Grenzen, innerhalb deren sie sich in meinem Hause zu bewegen hat, durchaus verständlich anweisen, und für den Fall, daß sie dieselben dennoch nicht respectiren sollte, mir ihre Besuche verbitten.“

„Helmerich,“ flüsterte Beatrix ängstlich, „es würde mich sehr unglücklich machen, mich als die Ursache des Unfriedens zwischen dir und deiner Schwester betrachten zu müssen.“

„Es wird kein Unfriede entstehen, Kind,“ beruhigte er sie lächelnd. „Weißt du noch nicht, daß es Leute gibt, denen man ihren Standtpunkt bloß recht brüsk anzuweisen braucht, um sicher zu sein, daß sie ihn einnehmen?“

XIX.

In Parrstein war die friedliche Stille, welche es seinen jungen Besitzern so heimisch machte, als sie von ihrer Reise dahin zurückkehrten, wieder eingetreten. Die gewissenhafte Sorge für ihre Untergebenen, die aufmerksame Erfüllung ihrer täglichen Pflichten, und der heitere Umgang mit dem Obersten und der liebenswürdigen Familie Dienberg, verbunden mit gelegentlichen Ausflügen in eine der zunächst liegenden größern Städte füllte die Zeit des glücklichen Paares in der angenehmsten Weise aus. Dernaus hatten sich mit süßsauern Gesichtern zuerst in das unvermeidliche Seebad, und von da nach Berlin begeben, und auch Eckenberg's Versetzung war glücklich bewerkstelligt worden. So drängte sich denn keine

unliebsame Persönlichkeit mehr in den kleinen Kreis, dessen heiterer Mittelpunkt Beatrix war.

Der flüchtige Tillmer hatte seine glückliche Ankunft in America gemeldet, und Helmerich hatte eifrig Sorge dafür getragen, dem alternden Manne in dem fernen Welttheile ein gesichertes Loos zu bereiten. Auch für die in Europa zurückgebliebene Tochter des armen Menschen sorgte er in verständiger Weise, und suchte so das Unrecht zu vergüten, welches er verschuldet hatte, als er in lieblosem Stolze Beatrix zu zwingen suchte, die verwandtschaftlichen Bande, welche sie an die Angehörigen ihrer Mutter knüpften, völlig zu verleugnen.

Er gab ihr auch noch einen andern Beweis, daß er seinen Hochmuth vollkommen besiegt hatte; und so geringfügig er einem fremden Auge immerhin erscheinen mochte, ihrem Herzen that er überaus wohl.

Ein Morgen im Anfange des October war in heller Klarheit angebrochen. Die Luft war so rein, daß die fernsten Gegenstände dem Auge nahe gerückt erschienen; das helle Sonnenlicht ließ die lebhaften Tinten der sich färbenden Wälder scharf hervortreten und breitete noch ein Mal eine wohlthuende Wärme über die Erde aus.

Beatrix stand, wie am Abende ihrer Ankunft in Parrstein, auf der Terrasse und sah glücklich, ja glücklicher als in jener Stunde, auf die weiten Gärten hin.

Der Graf trat zu ihr. Sie hörte ihn kommen, blickte aber nicht nach ihm um, sondern reichte ihm eine Hand, mit der andern auf eine Gruppe prächtig beleuchteter Bäume deutend, auf deren Schönheit sie ihn aufmerksam machte.

„Ja, es ist schön hier," erwiderte er, heiter wie sie. „Aber, wie singt Uhland:

»Das schönste Kleinod, das ich fand,
Das bist doch du —«

Sie schaute lächelnd zu ihm auf, und als er ihr nun in die sonnenhellen, kinderreinen Augen blickte, überkam ihn eine weiche Rührung. Er beugte sich über sie und flüsterte mit bewegter Stimme: „Ich kenne dein Geheimniß, Beatrix.“

Sie antwortete nicht; aber er fühlte an der Gluth ihrer Wange, welche sie an die seine schmiegte, daß sie ihn verstanden hatte. „Und wenn Gott uns gnädig ist,“ fuhr er leise fort, „weißt du, wie wir das Kindlein nennen wollen? — Wenn es ein Knabe ist, muß es natürlich nach meinem Vater heißen; aber wenn der Himmel uns ein Töchterchen schenkt, soll es den Namen deiner holden Mutter tragen.“

„O, Helmerich!“ stammelte sie, auf's tiefste gerührt.

„Ja, Herz; und welch ein Segen wird es für die Kleine sein, wenn sie ihrem Namen Ehre macht und gut und schön gleich ihrer Mutter und ihrer Großmutter wird!“

Die Wallfahrt.

Ueber den schönen Domhof in Münster schritt eine junge Dame, zierlich im Geschmacke der neuesten Mode gekleidet, und mit einem Antlitze und einer Gestalt, deren auffallende Zartheit und Lieblichkeit das Zeugniß zu geben schienen, daß dieses jugendliche Wesen bisher noch jeder Sorge, jedem Kummer fremd geblieben sei. Sie war so schön, so blühend, und sie schien so fröhlich, daß, wer sie sah mit ihrem leichten Schritte und ihrem halb schüchternen, halb sorglosen Lächeln, hätte glauben sollen, die Kindheit und Jugend der schönen Anna seien völlig verschont geblieben von jeder schmerzlichen Erfahrung.

Als sie sich dem Portale der Domkirche näherte, kam sie an einer Gruppe junger Männer vorbei, die sich damit unterhielten, unter lautem, fröhlichem Geplauder die vorüberwogende Menge zu mustern. Es war ein schöner, heller Sommer-Sonntag, und die Einwohner von Münster strömten deshalb in großer Zahl und im besten Putze dem Gottesdienste in ihrer Hauptkirche zu, während die Müßigen und Gedankenlosen gern diese Gelegenheit zu einem mühelosen und angenehmen Zeitvertreibe benutzten.

In dem Augenblicke, als Anna schnell an den vorerwähnten jungen Leuten vorüberschritt, stieß einer derselben einen Ruf des Erstaunens aus und that einen Schritt nach ihr hin. Aber sogleich trat er wieder zurück und murmelte unwillig: „Es ist nicht, es kann nicht sein!“ — und als er bemerkte, daß seine Gesellschafter ihn verwundert anstarrten, fügte er mit völlig wiedergewonnener Kälte hinzu: „Nun, was habt ihr? Ich glaubte eine Bekannte zu treffen und irrte mich. Kennt ihr diese junge Dame?“

„Jedermann kennt sie,“ war die Antwort; „das heißt dem Aeußern nach, denn die Gesellschaften besucht sie nicht. Sie ist die einzige Enkelin einer reichen alten Dame, die vor Kurzem mit ihr hierher gezogen ist.“

„Einer reichen Dame? Wie heißt sie denn?“

„Willst du etwa versuchen, Zutritt bei ihr zu erhalten?“ fragte der Berichterstatter lachend. „Das ist nicht leicht, ja, es ist, glaube ich, fast unmöglich. Sie heißt Anna Wollin und wohnt in der Vorstadt St. Mauriz.“

„Ich habe an dieser zufälligen Begegnung genug; es ist nicht die, die ich meine,“ versetzte der Andere abbrechend, und nahm dann scheinbar gleichgültig die vorhin geführte Unterhaltung wieder auf.

Der Gottesdienst war beendet, die Menge zerstreute sich nach verschiedenen Richtungen, und auch Anna verließ den Dom, um den Heimweg anzutreten. Es befremdete sie nicht, auf dem Vorplatze einem jungen Manne zu begegnen, der sie verwundert und beinahe unhöflich anblickte; ihre Schönheit zog ihr manchen langen, bewundernden Blick zu; sie schrieb dies alles aber, vermöge ihrer Unerfahrenheit und Anspruchlosigkeit, dem Umstande zu, daß sie eine Fremde sei.

Tage waren seit dieser unbedeutenden Begebenheit verflossen, und Anna hatte derselben nicht wieder gedacht. Sie bewohnte mit ihrer Großmutter ein schönes, geräumiges

Gartenhaus in St. Mauriz, einer heitern, ländlichen Vorstadt von Münster, und ihr stilles, sorgenloses Leben floß in glücklicher Einförmigkeit dahin. Sie plauderte und las mit ihrer Großmutter, pflegte die Blumen des Gartens und hielt oft eine zärtliche, kindische Zwiesprache mit einem gezähmten Canarienvogel, dem einzigen Geschöpfe in ihrer Umgebung, das gleich ihr jung und fröhlich war. Denn der ganze Haushalt ihrer bejahrten Verwandten bestand außer der Großmutter und der Enkelin nur noch aus zwei alten Mägden, die mit der Herrin ergraut und, wie sie, völlig fremd in der Gegend waren, welche diese seit Kurzem zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt hatte. Aber Anna hatte nie jugendliche Gespielen gekannt, und sie vermißte deshalb ein Glück nicht, von welchem ihr jede Vorstellung mangelte.

Einer der Haupt=Repräsentanten des westfälischen Adels war gestorben, und seine Angehörigen trafen die geeigneten Anstalten, um die Leiche des Grafen von W. in seiner Familiengruft unter der Ueberwasserkirche auf eine Weise zu bestatten, die dem Stolze des Verstorbenen wie seinem Reichthume und seinem hohen Range angemessen wäre. Anna hatte von ihrer Großmutter die Erlaubniß erhalten, unter dem Schutze einer der alten Dienerinnen des Hauses dem Leichenzuge zuzusehen, und mit gespannten Erwartungen und lebhafter Ungeduld sah sie dem Augenblicke entgegen, der ihre Neugier befriedigen sollte.

Auf den langen, brennenden Sommertag folgte das bange Dämmern einer schwülen, mondlosen Nacht. Gegen zehn Uhr verabschiedete sich Anna mit einer halb feierlichen, halb freudigen Empfindung von ihrer Großmutter und verließ mit ihrer alten Begleiterin die heimische Wohnung, um sich zu so später, dunkeler Stunde in das verworrene Gewühl von Tausenden zu mischen, ohne eine Ahnung von den Verlegenheiten und Gefahren, die ein solcher Schritt für ein

so junges, schönes und so schlecht beschütztes Wesen herbeiführen konnte.

Auf den Treppenstufen eines großen, alterthümlichen Gebäudes in der Nähe der Kirche, in deren Gewölben der vornehme Todte seine letzte Ruhe finden sollte, stand Anna, an ihre alte Dienerin geschmiegt, bange athmend und nur mit ihrem Blicke dem Trauerzuge folgend, dessen finsteres Gepränge sich allmälig vor ihren Augen entfaltete. Das wankende, gespenstische Licht der zahllosen Fackeln, die niederhangenden Trauerflöre, der dumpfe Hufschlag der schwarz verhüllten Pferde, der Leichenwagen mit seinem langen, düstern Gefolge, und der schwermüthige Hall der Todtenglocken übten einen solchen Einfluß auf das leicht erregbare Gemüth der armen Anna, daß sie, am ganzen Körper zitternd, kaum den Thränen zu wehren vermochte, die schwer und brennend ihr schönes Auge füllten.

Als die Spitze des Trauerzuges das Thor der dunkeln Kirche erreichte, erhellten plötzlich tausend glänzende Lichter das Innere derselben, und die hohen Fenster warfen lange Lichtstreifen auf die Schattenmassen der Häuser und Baumgruppen umher. Der tiefe Klang der Orgel füllte, mehr und mehr anschwellend, die Räume des alten Gotteshauses, und die klagenden Melodieen, mit denen der katholische Cultus zum Herrn alles Lebens um die Ruhe der Todten fleht, schlugen düster an Anna's Ohr. Die Feierlichkeit des ganzen Auftrittes wirkte, verbunden mit einer mächtigen, schmerzvollen Erinnerung, so heftig auf sie ein, daß sie, Alles um sich her vergessend, mit gefalteten Händen und überströmenden Augen ihr Gebet mit demjenigen vereinigte, das eben von hundert kältern Lippen an der offenen Gruft des Verstorbenen ertönte.

Aus diesem träumerischen Selbstvergessen weckte sie die Stimme ihrer alten Dienerin, die sie darauf aufmerksam

machte, daß der ganze Leichenzug in's Innere der Kirche verschwunden sei und die Menge schon nachdränge, so daß es hohe Zeit sei, den Eingang zu suchen, wenn man noch einen Platz gewinnen wolle. Anna klammerte sich an den Arm ihrer Begleiterin und folgte ihr mit ängstlichem Gefühle in das Gedränge, während die alte Agnes sie beschwor, sich fest an ihr zu halten. Aber je mehr sie sich dem ziemlich engen Portale der Kirche, dem Ziele so vieler ungestümen Wünsche, näherten, desto schwieriger wurde es, dasselbe zu erreichen. Die Menge wogte hier dicht gedrängt durcheinander und trennte bald die beiden zitternden Frauen. In wenigen Augenblicken, ohne daß sie selbst wußte, wie ihr geschehen, war die alte Dienerin bis in die Mitte der Kirche gedrängt, während Anna, gegen die äußere Mauer des Gebäudes geworfen, sich von allen Seiten beengt und gepreßt fühlte. Sie rief in tödtlicher Angst den Namen ihrer verschwundenen Begleiterin, aber ihr schwacher Ruf verhallte ungehört in den tausend Stimmen um sie her.

Ihr Kopf schwindelte, ihr Auge verdunkelte sich, und sie verlor das Bewußtsein. Unfehlbar würde sie jetzt niedergesunken sein und unter den Fußtritten der vorübereilenden Menge einen frühen und schrecklichen Tod gefunden haben, wenn nicht ein Mann in ihrer Nähe sich Bahn zu ihr gebrochen und die Niedersinkende mit der Rechten umschlungen hätte. Mit seinem kräftigen Körper schirmte er sie so lange gegen das Andringen der Menge, bis die Gefahr vorüber war.

Als er allmälig Raum gewonnen, trug er seinen Schützling vollends aus dem Gedränge. Sein Auge fiel auf ein naheliegendes Haus von bescheidenem Aeußern, durch dessen schlecht verschlossene Läden noch Licht schimmerte. Zugleich bemerkte er in der halboffenen Thür des Häuschens die Umrisse einer weiblichen Gestalt, und schnell entschlossen hob er die

Ohnmächtige wieder in seine Arme und trug sie zu dem neuen Zufluchtsorte hin.

„Mütterchen,“ redete er die alte Frau an, die erschrocken einen Schritt zurückwich, „diese junge Dame ist im Gedränge ohnmächtig geworden: erlaubt, daß ich sie in Euer Haus bringe; und wollt Ihr mir ein ruhiges Plätzchen anweisen und mir helfen, sie in's Leben zurück zu rufen, so werde ich Euch sehr dankbar sein.“

„Kommt nur herein, junger Herr, in das Hinterstübchen,“ sagte die gutmüthige Alte; und mit diesen Worten leuchtete sie dem Fremden vor über eine schmale Treppe in ein kleines, freundliches Zimmer, wo er seinen Schützling auf das Bett der Alten niederlegte. Wer beschreibt aber das Entzücken des jungen Mannes, als sein Blick nun auf die Züge der Ohnmächtigen fiel und er in ihr das schöne Wesen erkannte, dessen Lieblichkeit den holdesten Traum seiner Jugend verwirklichte, ja selbst übertraf! Stumm starrte er auf die Fremde hin, bis er sah, daß ihre feine Lippe zuckte und ein Schimmer des wiederkehrenden Lebens über die marmorweiße Wange flog. „Jetzt verlaßt uns, gute Frau; sie kommt wieder zu sich und möchte vor einer Fremden erschrecken,“ sagte er hastig zu der hülfreichen Alten; „wenn sie sich beruhigt hat, will ich Euch wieder rufen.“ Und als die Frau sich zurückzog, beugte er sich ängstlich lauschend über das schöne Mädchen, und mit freudigem Rufe begrüßte er den ersten Athemzug, der über die halbgeöffneten Lippen zog.

Sein rascher Ausruf brachte die Erwachende augenblicklich zu vollem Bewußtsein zurück, und sich hastig emporrichtend, schaute sie mit einem Ausdrucke von Staunen und Schrecken in dem fremden Gemache umher. Ihre Blicke hefteten sich endlich voll Scheu und Angst auf ihren unbekannten Gesellschafter. Kaum jedoch bemerkte dieser die Verlegenheit des armen Mädchens, als er sich auch sofort bemühte, sie zu heben.

„Seien Sie unbesorgt," sagte er ehrerbietig; „ich werde Sie, sobald Sie sich völlig erholt haben, zu den Ihrigen zurück führen. Sie waren im Gedränge ohnmächtig geworden und ich brachte Sie in dieses Haus, um Sie so viel als möglich jeder Gefahr und Verlegenheit zu überheben."

So sehr diese Worte und der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, auch geeignet waren, Anna zu beruhigen, so beeinträchtigte doch ihre aufgeregte Phantasie die beabsichtigte Wirkung derselben in so weit, daß sie, ihr Gesicht verhüllend, in einen Thränenstrom ausbrach und den Namen ihrer alten Dienerin wiederholt und zitternd ausrief.

„Seien Sie ruhig um Ihre Begleiterin," sagte der Fremde sanft und beschwichtigend, als suche er sich das Vertrauen eines verschüchterten Kindes zu erwerben; „ich sah sie glücklich in die Kirche gelangen, und sie ist jetzt wahrscheinlich schon auf dem Heimwege."

„Aber ich . . ." stammelte Anna, noch immer vergeblich nach Fassung ringend, „wie soll ich nun den Weg finden, — allein und in der Nacht? — O, meine arme Großmutter!"

„Wenn Sie mir Ihre Wohnung angeben und mir erlauben wollen, Sie zu begleiten," entgegnete mit bescheidenem Ausdrucke der Fremde, „so will ich Sie mit Vergnügen zu Ihren Verwandten zurück führen."

Mit unbeschreiblicher Freude bemerkte der junge Mann, daß Anna ihn jetzt mit wachsendem Vertrauen, wenngleich erröthend, anblickte, und mit freudigem Herzen vernahm er ihre Erwiderung: „Ich wohne in St. Mauriz, im vierten Hause hinter der Kirche." Doch, wie über ihre eigene Unbescheidenheit erschreckend, fügte sie hastig hinzu: „Aber Sie haben schon so viele Mühe mit mir gehabt, und der Weg ist so weit . . ." „Nein, o nein!" rief der Fremde hastig. „Dies ist keine Mühe, es ist ein Glück für mich.

Nein — zürnen Sie nicht über mein Wort! Lassen Sie uns jetzt eilen, die Unruhe der Ihrigen zu enden!"

Nur halb beruhigt folgte Anna ihm zu ihrer gutmüthigen Wirthin, von der sie unter herzlichem Danke schied, und trat dann mit ihrem unbekannten Beschützer auf die dunkele Straße hinaus. Die Stadt war still geworden, die Klänge der Todtenfeier waren verstummt, und einzelne, verspätete Nachtschwärmer ausgenommen, waren die Straßen völlig verlassen. Ein frischer Nachtwind hatte die schweren Gewitterwolken zertheilt, und die hellen Sterne gossen ihr friedliches Licht über die Erde aus.

„Das ist eine glückliche Nacht," sagte der Fremde mit weicher Stimme; „solche Stunden sind schöner, als die schönsten des Tages. Man sollte sie vorzugsweise wählen, um die Natur in ihren lieblichsten Augenblicken zu belauschen."

Anna, deren zartes Gefühl die freundliche Absicht, die diesen Worten zum Grunde lag, sogleich erkannte, erwiderte dankbar: „Sie thun so viel für mich, und thun es auf eine so freundliche Weise, daß ich keine Worte zu finden weiß, um auszudrücken, wie sehr ich Ihnen dankbar bin. Ach, und ich habe sogar noch nicht ein Mal zu Ihnen von der Rettung meines Lebens gesprochen, das ohne Sie vielleicht ... nein, gewiß verloren gewesen wäre!"

„Was that ich denn?" sagte der Fremde ruhig. „Nichts, leider, und das ist für mich ein betrübendes Bewußtsein. Doch ich sollte heiterer zu Ihnen reden, zu Ihnen, deren zartes Wesen dem Schmerze so fremd sein muß, wie die Unschuld der Reue!"

„Ich dem Schmerze fremd?" fragte Anna hastig und mit bewegter Stimme; aber schnell gefaßt fügte sie hinzu: „Man glaubt das gewöhnlich von der Jugend; aber die Augen eines Kindes können Thränen vergießen eben so wohl, als die starren Züge des Greises von Gram gefurcht werden."

„Ohne Zweifel,“ erwiderte der Fremde lächelnd; „aber das ist noch kein wahrer, kein tief begründeter Schmerz, er läßt keine Spuren zurück. Gewiß, Fräulein, Ihr Auge ist noch selten von Thränen verdüstert worden.“

Diese Worte sprach der Fremde mehr fragend als mit Bestimmtheit aus, und Anna zögerte einige Augenblicke, ehe sie ihm antwortete; dann sagte sie in ernstem, rührendem Tone: „Ich bin eine Waise.“

„O,“ versetzte der Fremde mit dem weichsten Ausdrucke seiner männlichen Stimme, „es ist hart, eine Waise zu sein; das ist Grund genug zum Kummer, selbst für das jüngste und heiterste Herz. Ich bedachte nicht, daß es noch anderes Unglück geben kann, als Armuth und Verlassenheit.“

„Armuth, Verlassenheit!“ rief Anna schnell; dann fügte sie mit fester, ruhiger Stimme bei: „Das sind gewiß schwere Leiden für junge, unerfahrene Mädchen.“

„Zu schwere Leiden!“ sagte ihr Begleiter schwermüthig und langsam. „Und doch, Fräulein, sah ich einst ein Wesen, jung wie Sie, liebenswürdig gleich Ihnen — ja — und fast so schön als Sie, mit diesen beiden Feinden alles Glückes und aller jugendlichen Hoffnungen kämpfen.“

Anna wandte sich hastig gegen den Fremden; ihre Lippe zuckte, und ihr Busen hob sich; als jener aber stumm und anscheinend von tiefen Erinnerungen beherrscht neben ihr hinschritt, schwieg auch sie; und diese Stille unterbrach Keiner von Beiden mehr, bis Anna, vor einem geöffneten Gartenthore stehen bleibend, erklärte, daß sie jetzt ihre Wohnung erreicht habe.

Ihr Begleiter wollte sich hier von ihr verabschieden, aber das gab das dankbare Mädchen nicht zu. „Nein,“ sagte sie eifrig, „Sie dürfen unsern Dank nicht verschmähen. Meine Großmutter wird Ihnen sagen, was mein Herz empfindet

und was meine Lippen nicht aussprechen können. Gewiß, Sie selbst müssen ihr Kind ihr wiederbringen."

So sprechend, zog sie ihren Retter mit sanfter Gewalt in den Garten; denn hier, wo sie sich heimisch fühlte, wurde sie vertraulicher, und in dem überströmenden Drange ihres dankbaren Herzens vergaß sie fast die Beschränkungen, die dem Weibe durch Sitte und Angewöhnung auferlegt werden. Als sie sich dem Hause näherten, hörten sie die zitternde Stimme der alten Frau, die in angstvollem Tone einige Befehle ertheilte: „Nein, laßt mich nur allein; geht nur, geht und sucht mein Kind! Für mich gibt es ja keine Gefahr! Aber das Kind, das unglückliche Kind . . ."

„O, meine arme Großmutter!" rief Anna zärtlich besorgt, und mit beflügelten Schritten erreichte sie das Haus und das kleine Wohnzimmer, wo sie ihre Großmutter mit den beiden alten Dienerinnen fand, und lag zitternd und schluchzend an der Brust ihrer einzigen Verwandten.

„Mein Kind, mein liebes, mein einziges Kind!" rief die alte Dame erschüttert aus und preßte die Wiedergefundene mit zitternden Armen an's Herz. „Gott sei gelobt! — Weine, weine jetzt nicht mehr, — du bist ja wieder hier!"

„Mutter, liebste, beste Mutter!" stammelte das Mädchen und drängte sich enger in die Arme der Matrone, die kosend das goldene Lockenköpfchen des Mädchens an sich drückte und mit dem schmeichelnden, besänftigenden Laute einer zärtlichen Mutter ihr zuredete: „Mein Kind, was ist dir begegnet? — und wie hast du in der Dunkelheit den weiten Weg gefunden?"

Diese Frage brachte Anna wieder zum Bewußtsein ihrer Verpflichtung gegen ihren Retter, und sich schnell aus den Armen ihrer Großmutter aufrichtend, strich sie eifrig die herabfallenden Locken aus dem erröthenden Gesichtchen und zog die alte Frau zu dem Fremden hin, den diese jetzt erst bemerkte. Mit dem Feuer aufgeregten Gefühles schilderte sie

nun die Gefahr, in der sie sich befunden, und sprach mit Rührung und Dankbarkeit von der Hülfe, die der junge Mann ihr geleistet hatte. Thränen in dem halberloschenen Blicke, hörte die Großmutter ihrer Erzählung zu, und der wortarme, aber um so innigere Dank der ehrwürdigen Dame erschien dem Fremden beinahe zu groß für die geringe Mühe, welche er übernommen. War sie ihm doch leichter und süßer geworden, als die angenehmste Zerstreuung, die je seine müßigen Stunden gekürzt hatte.

„Reden Sie nicht von Dank," sagte er bewegt; „ich that nur, was Pflicht, was Freude für mich war — die größte, die ich je empfunden. Ich muß dem Himmel danken, daß er mich ausersehen zu dem leichtesten und lohnendsten Dienste, der je freudig übernommen und noch freudiger geleistet wurde. Und nun, da Sie der Ruhe bedürfen, will ich Sie nicht ferner stören; aber ich scheide mit dem lebhaften Wunsche, bald zu erfahren, daß die beunruhigenden Auftritte dieser Nacht keine nachtheiligen Folgen gehabt haben."

Als am folgenden Morgen Anna an der Seite ihrer Großmutter saß und ihr ausführlich die Begegnisse der verflossenen Nacht erzählte, war ihre schöne Wange blässer als gewöhnlich, und ihr Wesen verrieth eine leichte Spannung, die, wie gering auch, dennoch ungleich ihrer sonstigen kindlichen Unbefangenheit erschien. Die Großmutter hörte ihr aufmerksam zu; aber so leidenschaftlich die alte Frau sich auch gestern in den Augenblicken der Angst und der überraschenden Freude bewiesen hatte, so kalt und unbewegt blieb sie jetzt bei der Schilderung der Gefahr ihrer Enkelin, und bei den Ausdrücken tiefer Dankbarkeit, womit diese ihrer Rettung und vorzüglich ihres Retters selbst gedachte. „Es ist gut," sagte sie ruhig, „daß die Fürsehung über dich wachte und dir Hülfe sandte, als du ohne fremden Beistand verloren gewesen wärest. Aus diesem Vorfalle kannst du lernen,

Anna, daß die Natur eines Mädchens nur für die sichere Stille des Hauses berechnet ist, und daß sie von Verlegenheiten und Gefahren bedroht wird, sobald sie sich ohne genügenden Schutz hinaus wagt. — Nun aber sind wir dem Fremden Dank schuldig geworden und müssen ihm denselben abtragen, was eine neue Schwierigkeit für uns zwei einsame Frauen ohne Rang und Einfluß ist."

„Liebste Großmutter," entgegnete Anna, und heftete ihre großen blauen Augen fast verwundert auf das ernste, blasse Gesicht der Sprecherin, „ist es denn nöthig, Ansehen und Macht zu besitzen, um dankbar zu sein? Dann müßte ja die arme Anna zittern, Eine der tausend Wohlthaten aus deiner Hand zu empfangen, wodurch du ihre Jugend beglückst. Denn wie könnte ich dir Eine — Eine nur vergüten?"

„Das ist ein anderes," versetzte die Matrone ernsthaft, beinahe unfreundlich; „du bist mir verwandt, ja, meine einzige Verwandte; und obgleich deine Mutter . . . obgleich sie . . . genug, du bist eine Wollin, und was ich dir thue, das thue ich der Tochter deines Vaters."

Diese Rede machte die arme Anna verstummen; ihr kindliches Antlitz nahm den Ausdruck tiefen, schmerzlichen Sinnens an. Auch die Großmutter schien mit den Geistern einer unerfreulichen Vergangenheit zu verkehren. Erst die Meldung, daß der Fremde, der in der verflossenen Nacht das Fräulein nach Hause geführt habe, die Damen zu sprechen wünsche, unterbrach das fast peinliche Schweigen.

„Er ist willkommen," sagte die alte Dame zu ihrer Dienerin und erhob sich mit würdevollem Anstande, um den Eintretenden zu empfangen. Von Anna's beredtem Antlitze war mit einem Male jede Spur von Ernst und Trübsinn verschwunden, und mit Erröthen, aber mit unbefangener, kindlicher Freude bewillkommte sie den Mann, für den ihr reines Herz ein Gefühl so inniger, aufrichtiger Dankbarkeit hegte.

„Ich bin sehr glücklich," sagte der Fremde, „daß ich Sie wohl finde, und daß Sie beide, meine Damen, den Schrecken der vergangenen Nacht jetzt ganz überwunden zu haben scheinen. Ich hatte viele Sorge um Sie, Madame, und nicht minder um das Fräulein."

„Wir müssen uns geschmeichelt fühlen durch das Interesse, das Sie an zwei einsamen, unbekannten Frauen nehmen," erwiderte die Matrone mit vieler Höflichkeit, aber zugleich mit Zurückhaltung. „Aber so äußerst werthvoll Ihre gütigen Gesinnungen für uns sind, so müssen wir gleichwohl empfinden, daß Sie uns neue Verbindlichkeiten Ihnen gegenüber auferlegen, da wir doch noch nicht im Stande waren, Ihnen unsere frühern großen Verpflichtungen abzutragen."

Der Fremde sah gekränkt aus, aber ehe er der stolzen Frau noch etwas zu erwidern vermochte, nahm Anna mit vieler Wärme das Wort. „Nein, liebe Großmutter," sagte sie, „laß uns nicht von Vergeltung sprechen gegenüber einer Güte, die nie vergolten werden kann. Und, liebste Mutter, wer solche Wohlthaten erzeigt, verlangt weniger die Beweise als die Empfindungen des Dankes."

„Sie könnten sich sehr irren, mein Fräulein," versetzte der Fremde lächelnd. „Ich wollte eben Ihre Großmutter um einen wirklichen Beweis ihrer Güte und ihres Wohlwollens bitten: um die Erlaubniß, Ihr Haus künftig von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen, damit ich, der hier fast völlig fremd und unbekannt ist, doch einen Familienkreis fände, der mich in die süße Täuschung einwiegt, als sei ich nicht so ganz fern von der Heimath, nicht so völlig getrennt von allem, was ich verehre und liebe."

„Sie sind, wie wir, fremd in Münster?" fragte die Matrone mit einigem Interesse. „Darf ich Ihren Namen, Ihren Wohnort erfahren?"

„Eugen Delden," sagte der junge Mann sich verbeugend; „ich bin aus Berlin, wo mein Vater die Stelle eines Regierungsrathes bekleidet."

„Delden aus Berlin?" fragte die alte Dame lebhaft. „Und Ihre Mutter?"

„Sie war die Tochter des Stadtrathes Linden aus Lübeck."

„War . . . war?"

„Sie starb vor drei Jahren," versetzte bewegt der Jüngling und blickte mit Verwunderung die alte Frau an, die vergebens ihre lebhafte Aufregung zu verbergen strebte.

„Also schon todt — schon todt," murmelte sie, „und als ich sie zuletzt sah, wie schön war sie, wie so voll Leben!" Dann, sich plötzlich fassend, wendete sie sich an ihren Besucher und sagte in freundlicher, beinahe herzlicher Weise: „Sie sind mir nun nicht mehr fremd, mein junger Freund; ich habe Ihre Mutter in ihrer Jugend wohl gekannt und sehr geliebt. Der Sohn von Auguste Linden ist der willkommenste Gast in diesem Hause, wenn er sich anders entschließen kann, durch seinen freundlichen Besuch einigen Wechsel in die einförmige Lebensweise einer alten Frau zu bringen."

Diese Erklärung nahm der junge Mann mit großer Freude auf, und im fernern Gespräche erfuhr er, daß Madame Wollin früher in Lübeck gewohnt habe, wo sie seine Mutter, damals als ein junges, schönes Mädchen, kennen gelernt und sehr lieb gewonnen habe. Mit dankbarer Begeisterung sprach auch Eugen von dieser theuern Mutter, und mit lebhafter Theilnahme hörte die sonst so ernste, kalte Frau ihm zu. Auf Anna's junge Stirn aber war ein Wölkchen gesunken, und beinahe mit einer Art von Scheu sah sie auf den fremden Jüngling, seit er die Namen seiner Eltern genannt hatte. Als er endlich seinen, fast zu sehr verlängerten Besuch endete, nahm sie mit unverkennbarer Befangenheit Abschied von ihm,

und sein Gehen schien ihr fast lieb zu sein, obgleich sein Kommen sie doch vorher mit so herzlicher Freude erfüllt hatte.

Eugen Delden benutzte von Stund' an die Erlaubniß der Madame Wollin, ihr Haus als ein ihm verwandtes zu betrachten, und ehe noch der Sommer seine volle Höhe erreicht hatte, war er der tägliche und ersehnte Gast der beiden einsamen Frauen. Kein heiterer Abend sank mehr auf das freundliche St. Mauriz nieder, oder er saß in ihrer Mitte in dem stillen Garten oder am offenen Fenster des kleinen Wohnzimmers, ein vertrauter Freund, ein unentbehrliches Glied der kleinen Familie. Die gewöhnlich ernste und schweigsame Großmutter war freundlicher und gesprächiger in seiner Gesellschaft, und Anna schätzte in ihm bald einen erfahrenen und wohlmeinenden Freund. Er half ihr bei ihren leichten, mädchenhaften Studien, lobte oder tadelte ihre Zeichnungen und Stickereien und lauschte mit unverhohlenem Entzücken, wenn sie mit einer Stimme, so weich und lieblich, wie sie je über schöne junge Lippen drang, die kleinen, einfachen Lieder zum Clavier sang, die sein Geschmack für sie ausgewählt hatte. Manchmal erzählte er ihr auch von dem Lärm und Treiben großer Städte, von der Unruhe, dem Ehrgeize, der Habsucht, die so Manchem das Leben verbittern und verkürzen, und sie horchte voll Erstaunen auf diese Nachrichten aus einer Welt, die ihrem einfachen, kindlichen Gemüthe fremder und fabelhafter erschien, als selbst das Reich der Feen. Das stille Haus ihrer Großmutter hatte sich seit Eugen's Eintritt in dasselbe in eine Freudenstätte für sie verwandelt.

Eugen sah bald die reinste Zuneigung für sich in dem Herzen der offenen, arglosen Anna erblühen; denn sie, unbekannt mit der Natur der Gefühle, die ihre ganze Seele erfüllten, dachte nicht daran, sie irgend einem menschlichen Auge zu verbergen. In ihrer Unkenntniß alles Conventionellen

offenbarte sie willenlos ihrem Geliebten das Geheimniß, das ihr selbst zur Zeit noch verborgen war. Diese glückliche Entdeckung erfüllte Eugen's Brust mit unnennbarem Entzücken, denn er theilte Anna's Leidenschaft. Dennoch gab es Augenblicke, wo seine Erinnerung einen bleichen Schatten herauf beschwor, vor welchem selbst seine glühende Liebe erblaßte, und der, obgleich innig verwebt mit Anna's schönem Bilde, dasselbe dennoch in seinem Herzen zu entthronen drohte.

Gegen das Ende des Sommers sprach Madame Wollin den Wunsch aus, die kleine Stadt Telgte, einen viel besuchten, kaum zwei Stunden von Münster entfernten Wallfahrtsort, zu besuchen; denn die alte Dame hatte in ihrem ganzen Leben den frommen Gebrauch beobachtet, alljährlich an einem fremden Orte ihre Andachtsübungen zu verrichten, um sich so, losgerissen von ihren gewohnten Geschäften und Gedanken, ganz und ungestört dem Gebete zu weihen. „Liebe Großmutter!" rief Anna, als Madame Wollin den Entschluß aussprach, auch in diesem Jahre ihrer frommen Gewohnheit treu zu bleiben, „liebe Großmutter, nimm mich mit! Wenn Jemand auf Erden verpflichtet ist, seinen Dank für empfangene Wohlthaten dem Herrn zu Füßen zu legen, so ist es deine Anna."

„Ich will auch eine Wallfahrt nach Telgte machen!" rief Eugen, der eben zugegen war, und schritt mit großer Hast im Zimmer auf und nieder. „Mir ist dort auch ein Gnadenbild erschienen — die Jungfrau mit dem Schwerte in der Brust."

„Ich wähnte," sagte Madame Wollin mit ungeheucheltem Erstaunen, „die jungen Herren der heutigen Zeit glaubten nicht mehr an Erscheinungen und Wunder."

„Ja, ein Wunder war es, ein Engel!" erwiderte der junge Mann, ungewöhnlich aufgeregt; „ich sah ihn nur einen kurzen Augenblick, dann verschwand er mir für ewig. — Aber wenigstens die Stätte will ich noch ein Mal wieder

sehen, die seine Erscheinung geheiligt hat. — Ich wünsche Ihnen gute Nacht, meine Damen."

Und verschwunden war er und ließ die Frauen höchst erstaunt über ein so seltsames, ungewohntes Betragen zurück.

Als am folgenden Abende Eugen nachdenklich, ja beinahe trübsinnig neben seiner jungen Geliebten saß, fragte Madame Wollin ihn scherzend, ob er sie wirklich morgen nach Telgte begleiten wolle, oder ob seine gestrige begeisterte Frömmigkeit bereits wieder verflogen sei. Er betheuerte aber, daß er in völligem Ernste gesprochen, und nahm ihr Anerbieten, die kleine Reise in ihrer Gesellschaft zu machen, mit lebhafter Freude an.

Unsere Freunde waren in Telgte im „Deutschen Hause" abgestiegen, wo Eugen ein kleines, abgelegenes Stübchen, das er von früherer Zeit her zu kennen schien, zur Verwunderung der Wirthin für sich verlangte. Hierhin begab er sich, während die Damen ihren Andachtsübungen oblagen, und erst nach Verlauf mehrerer Stunden suchte er sie wieder auf. Er schien vergebens gegen eine trübe, weiche Stimmung anzukämpfen, die sich seiner bemächtigt hatte. Auch Anna hatte geweint, und selbst die ruhige Großmutter schien bewegt und angegriffen. „Die Luft von Telgte," sagte sie mit einem gezwungenen Lächeln, „scheint Schwermuth zu hauchen. Daß mich, die dem Grabe nahe ist, die ernsten Betrachtungen, denen ich mich hingegeben habe, auch ernster stimmten, ist natürlich und recht. Aber Anna weint, und auch Sie, mein Freund, scheinen trüben Träumereien nachzuhangen; das ist aber nicht in der Ordnung bei so jungen Leuten, für die weder in der Gegenwart noch in der Zukunft irgend ein Grund zum Kummer oder zur Sorge vorhanden ist. Führen Sie Anna ein Stündchen in's Freie, lieber Delden, und kommen Sie dann beide heiter und vergnügt zu mir zurück. Ich bin doch etwas müde von der kurzen Fahrt, die wir gemacht

haben, und will mich indeß der Ruhe und Einsamkeit erfreuen."

Die Liebenden wandelten allein im Schatten eines frischen, duftigen Wäldchens, durch dessen Laubkronen die glänzenden Sonnenstrahlen des August-Monates, zu einzelnen goldenen Lichtstreifen gemildert, hindurchbrachen. Aber sie fühlten weder das stürmische, alles verschlingende Entzücken, noch auch die beklemmende und doch so köstliche Bangigkeit, welche in der ersten Stunde sichern, einsamen Beisammenseins sich gewöhnlich in jungen, frischen Herzen erheben, die es fühlen, wie sie einander alles sind, ohne sich noch diese beglückende Empfindung gestanden zu haben. Denn vor Beider Seele erhoben sich mit überwältigender Macht bleiche, traurige Bilder der Vergangenheit, und zum ersten Male, seit sie sich kannten, wurden ihre Herzen von Gedanken und Empfindungen bewegt, die mit ihrer Liebe eigentlich nichts gemein hatten.

Eugen riß sich endlich zuerst von dem ihn beherrschenden Trübsinne los, und mit wiedergewonnener Fassung sagte er zu Anna: „Ich wollte, wir hätten diese Reise nicht gemacht; sie erheitert uns alle nicht. Ich bin verstimmt, Sie weinen, liebe Anna, und selbst Ihre gute Großmutter ist angegriffen und traurig."

„Wir haben," erwiderte Anna, „sehr schmerzliche Ereignisse zu beklagen, deren Erinnerung sich besonders an diesem Orte erneuert. — Ach, ich war nicht immer so glücklich und sorgenlos wie jetzt!"

„Auch mich fesselt eine Erinnerung an diesen Ort," versetzte ihr Begleiter mit leiser Stimme, „eine bange und trübe. Obgleich es kaum mehr ist, als das Gedenken an einen dunkeln, flüchtigen Traum, hat es dennoch mehr Gewalt über mich, als alles, was ich jemals wirklich erlebte und sah."

Anna blickte ihn fragend an, und er fuhr trübe und zögernd fort: „Ich sollte nicht davon sprechen, denn alle meine

Gedanken und Empfindungen, die auf diesen Gegenstand Bezug haben, stellen mich eher als einen überspannten Schwärmer denn als einen vernünftigen Menschen dar. Aber Sie mögen mich kennen lernen, ganz so, wie ich bin."

„Es war gegen das Ende des vorigen Sommers," begann Eugen zu erzählen, „kurze Zeit nach meiner Ankunft in Münster, als ich mich von einigen Freunden überreden ließ, an einem Festtage der heiligen Maria hierher zu gehen, um dem eigenthümlichen Treiben der Menge zuzusehen, die hier zusammengeströmt war, um im Angesichte des Gnadenbildes zu beten, oder bei dem Zusammenflusse so vieler Menschen dem Gewinne oder dem Vergnügen nachzuhangen. Als wir ankamen, fanden wir die Gasthöfe schon überfüllt, und nur mit Mühe erhielt ich das kleine Zimmer im „Deutschen Hause", das ich auch heute innehabe. Wir trieben uns den ganzen Tag in den überall errichteten Buden und Zelten umher, neckten muthwillig die Krämer und ihre Abnehmer, und schlenderten endlich gegen Abend in die erleuchtete Kirche, um uns an den mancherlei Gesängen zu ergötzen, die in den verschiedensten Melodieen vorgetragen wurden und oft, einer den andern übertönend, den schönen, weiten Raum des Gotteshauses mit ihren Klängen füllten. Aber ich sah und hörte nur wenig von dem unruhigen Treiben um mich her; denn kaum war ich in die Kirche eingetreten, als ich in einem einsamen, abgelegenen Winkel die Gestalt eines sehr jungen, zarten Mädchens erblickte, das fern von der Menge mit solcher Inbrunst betete, daß selbst das Durcheinander der Stimmen die frommen Ergießungen ihres Herzens nicht zu stören vermochte. Ich machte mich unvermerkt von meinen Begleitern los und trat dicht zu der Betenden. Sie trug die dürftige Kleidung eines armen Bürgermädchens, und ihr Gesicht war bleich, wie von Kummer und Entbehrungen. Beim Scheine der Lampe, die zu den Füßen des Heiligenbildes brannte,

vor welchem sie kniete, konnte ich das deutlich unterscheiden. Aber dieses bleiche Antlitz war von so außerordentlicher, so vollkommener Schönheit, daß ich nur ein einziges Wesen kenne, das diese blasse Gestalt an Liebreiz übertrifft, nur weil es blühender, nicht weil es schöner ist. Die Betende in ihrer tiefen, glühenden Andacht — sie weinte unter dem Gebete, und jede ihrer Thränen fiel brennend auf mein Herz — sie bemerkte mich nicht, und als sie sich nach einer Weile erhob, um die Kirche zu verlassen, eilte ich ihr nach. Aber das Gedränge trennte mich bald von ihr, und so verlor ich die leichte Gestalt aus den Augen, ehe ich noch das Thor der Kirche zu erreichen vermochte."

„Und Sie haben sie nicht wieder gesehen?" fragte Anna mit bebender Stimme.

„Ein Mal, ja, ein Mal noch," erwiderte Eugen mit einem tiefen Athemzuge. „Ich kehrte in den Gasthof zurück und begab mich bewegt, unruhig und verstimmt auf mein Zimmer. Ich hatte nicht Lust, schon schlafen zu gehen, sondern ich legte mich in's Fenster, verdrießlich, daß es nicht auf die Straße, sondern auf einen kleinen, eng umbauten Hof hinaus sah. Ganz nahe mir gegenüber stand auch ein Fenster offen; es lag etwas niedriger als das meinige, und ein Licht, das in der Mitte des kleinen Zimmers auf dem Tische stand, ließ mich den engen Raum völlig übersehen. Auf einem Bette, im Hintergrunde des Zimmers, schien ein schwer Kranker zu liegen; denn ein ältlicher Mann, den ich für einen Arzt hielt, und ein junges Mädchen bewegten sich geschäftig um das Lager. Nach einer Weile brach ein leiser, unterdrückter Schrei von den Lippen des Mädchens; dann wurde alles still. Das Kind war neben dem Lager in die Kniee gesunken, die Kranke schien regungslos zu liegen, und der Arzt hielt wie prüfend ihre Hand. Er ließ sie endlich los, beugte sich zu dem jungen Mädchen herab und schien ihr zuzureden; sie wandte ihm

ihr Gesicht zu, schien ihn aber nicht zu verstehen; er grüßte und verließ das Zimmer. Das Kind wandte langsam seinen Kopf der Leiche zu — denn ich glaube, die Frau war gestorben — und ließ dann die Stirne schwer auf den Rand des Bettes sinken. Mein Herz war von Mitleid zerrissen; das einsame, verlassene Kind an der Leiche, vielleicht seiner Mutter! — Als sie sich endlich aus ihrer stummen Trauer aufraffte und sich in der Bewegung tiefsten Schmerzes gegen das Fenster wandte, erkannte ich meine schöne Betende. Sie schrack zusammen, als ihr Blick auf mich fiel. Sie schloß das Fenster, und ich sah nichts mehr, weder von ihrer Schönheit noch von ihrem Schmerze."

„O Gott!" rief Anna, die letzten Worte überhörend, und zitternd in der heftigsten Bewegung, „das war ich — ich selbst —, und die Kranke, die Todte, war meine arme, theuere Mutter."

„Sie, Anna, Sie?" fragte Eugen auf's tiefste erschüttert und erstaunt. „Es ist nicht möglich! — Und doch — diese Züge! Als ich Sie zum ersten Male nach jenem Abende wieder sah, in diesem Frühlinge, als Sie in den Dom gingen, augenblicklich fiel diese wunderbare Aehnlichkeit mir auf; aber dennoch, dennoch konnte ich mir nicht denken . . ."

„Daß," ergänzte Anna mit einem schwachen, schmerzlichen Lächeln, „daß die Enkelin der wohlhabenden Madame Wollin und jene verlassene Waise Eine und dieselbe seien. Aber Sie sollen und müssen nun alles erfahren, und Sie, der glaubte, dem Herzen Anna's sei jeder tiefere Schmerz bisher noch fremd geblieben, Sie sollen sehen, wie dieses selbe Herz schon mit der bittersten Verzweiflung rang."

„Erzählen Sie," bat Eugen gespannt; und Anna begann.

„Ich muß zuerst von einer längst vergangenen Zeit zu Ihnen sprechen. Mein Großvater war der angesehene Gutsbesitzer Wollin bei Lübeck, und seine Gattin eine reiche und

edele, aber stolze und strenge Frau, wie Sie dies noch jetzt an meiner siebenzigjährigen Großmutter erkennen können. Sie verlor ihren Gatten früh, und er hinterließ ihr mit einem ehrenvollen Namen und einem beträchtlichen Vermögen einen einzigen Sohn, einen schönen und talentvollen Knaben, der aber mit der Gestalt, dem Geiste und dem edeln Herzen seines Vaters zugleich auch den Stolz und die strenge Festigkeit seiner Mutter geerbt hatte, die in seiner frühern Jugend bei verschiedenen Veranlassungen beinahe in Hartnäckigkeit ausgeartet sein soll. — Meine Großmutter hatte eine geprüfte und vertraute Freundin in der Stadträthin Linden, Ihrer Großmutter, Herr Delden, gefunden; und als mein Vater nun zu einem hoffnungsvollen Jünglinge und Auguste Linden — Ihre Mutter — zu einem schönen, geistvollen Mädchen heranwuchs, verabredeten die beiden Mütter eine Verbindung zwischen ihren einzigen Kindern, in dem Wahne, auf diese Weise das Glück Ihrer Mutter und meines Vaters zu gründen. Aber mein Vater hatte schon für sich gewählt: eine mittellose Waise, jedoch ein so treues, so sanftes und liebenswürdiges Wesen, daß sie wohl die Leidenschaft rechtfertigte, mit der er ihr Alles, selbst seine Kindesliebe, zum Opfer brachte. — O, meine theuere Mutter! Sie hat nie einen Fehler begangen, als daß sie dem Geliebten gegen den Willen seiner Mutter ihre Hand gab; und durch die unerschöpfliche Geduld, womit sie alle die Leiden trug, die ihr aus dieser unglückseligen Verbindung sproßten, hat sie denselben mehr als zwiefach gesühnt.

„Meine Großmutter enterbte im Zorne den einzigen Sohn, und so verließ er, von dem Fluche seiner Mutter verfolgt, mit einem geringen Reste seines Vatererbes an der Seite seiner jungen Gattin die Heimath.

„Schon in den ersten Jahren schmolz das kleine Capital, die einzige Habe meiner unglücklichen Eltern, völlig ein, und

mein Vater, der im Ueberflusse erzogene, an tausend Bedürfnisse und die unbeschränkteste Freiheit gewöhnte Mann, mußte sich entschließen, durch die maschinenmäßige Arbeit eines Copisten einigen Erwerb zu suchen. Er hatte für mich und meinen kleinen Bruder zu sorgen, der aber schon im dritten Jahre — aus Mangel und Elend, glaube ich — starb."

„O Anna, Anna," flüsterte Eugen bewegt und mit einer Thräne in dem dunkeln Auge, „welchen Kummer, welche Leiden haben Sie schon so früh erduldet!"

„Ach," sagte Anna mit einem trüben Lächeln, „das ist nichts, was ich gelitten habe; aber das Unglück meiner armen Mutter spottet jeder Beschreibung. Nicht allein der Wohlstand, die Freude, nein, auch die Liebe und der Friede flohen unser Haus. Denn über meinen Vater war ein finsterer Geist der Unzufriedenheit und Härte gekommen, seit er sich gezwungen sah, sich in die drückenden Fesseln einer geisttödtenden, Seele und Körper aufreibenden Beschäftigung zu schmiegen, die gleichwohl kaum so viel eintrug, um uns vor dem Hungertode zu schützen. Nie zwar sprach er bereuend von den Opfern, die er seiner Liebe gebracht; aber er verletzte das Ohr seiner sanften Gattin durch bittere, schonungslose Klagen über die Entbehrungen, die er erdulden, die Beschwerden, denen er sich unterziehen müsse. Oft auch blutete ihr Herz eben so sehr über sein finsteres, tagelanges Schweigen, als zu andern Zeiten über seine laut und stürmisch sich äußernde Ungeduld. — Aber dennoch gab es Stunden, wo meine Mutter glücklich war, und ich erinnere mich jener Momente als der einzigen, lichten Sonnenblicke, die den trüben Pfad meiner Jugend erhellten. Denn nicht immer blieb meines Vaters Herz verschlossen gegen die einst so geliebte Frau, und oft, wenn er sie Tage lang durch seine rauhe, finstere Härte gequält hatte, entwaffnete plötzlich Ein Blick auf ihr blasses, geduldiges Antlitz, in ihr Auge voll Liebe und Gram all'

seine Ungeduld. Und dann konnte er ihr zu Füßen sinken, liebend und flehend wie ein reuiges Kind. Dann sprach seine Stimme zu ihr in Tönen, sanft und weich; ja nicht selten habe ich in solchen Augenblicken Thränen in seinem ernsten Auge gesehen und ein Zittern an seiner festen Gestalt. — Und meine Mutter? — Es war, als ob diese flüchtigen Minuten sie zu entschädigen vermöchten für jahrelangen Schmerz, für die bittersten Entbehrungen und Sorgen. Dann ruhte stille Zufriedenheit auf ihrem Antlitze, und ihre sanfte Wange blühte wieder, als habe ein plötzlicher Zauber ihr die reiche Schönheit ihrer Jugend zurück gebracht. Gewiß kann keine Braut entzückter den holden Worten ihres Geliebten lauschen, als sie den so oft gebrochenen Schwüren seines Mundes von erneuter Liebe und künftigem Glücke. Ach! so oft betrogen, ließ sie sich dennoch immer wieder täuschen, denn — sie wußte es ja selbst — diese flüchtigen Täuschungen waren ihr einziges Glück. Und wenn ich — damals noch ganz ein Kind — bei solchen Auftritten über den Jammer weinte, der ihnen stets so schnell und so unvermeidlich wieder folgte, so weinte *sie* einzig über die Seligkeit des gegenwärtigen Augenblickes.

„Mein unglücklicher Vater starb, von Kummer und Entbehrungen aufgerieben, noch bevor ich das elfte Jahr erreichte. Mit seinem Leben verblich auch der letzte schwache Freudenschimmer, der bis dahin die Tage meiner Mutter erhellt hatte. Sie weihte von nun an ihre Kräfte mit rastloser Anstrengung mir, meinem Glücke; aber ihr Herz war im Grabe bei dem, den sie so einzig geliebt und der ihre Liebe zwar mit glühender Leidenschaft, aber auch mit bittern Schmerzen vergolten hatte.

„Wir lebten in der kleinen Stadt Z., wo mein Vater in den letzten Jahren einem kleinen Amte vorgestanden hatte, und mit ihrer Hände Arbeit ernährte meine Mutter mich

nicht nur, sondern sie sorgte auch für meine Bildung, so weit ihre schwachen Mittel dazu nur immer reichten. Ach! und selbst durch manche Freude, durch manche kleine Ueberraschung suchte sie mir, so oft sie konnte, ein unverhofftes Fest zu bereiten."

„O, Anna," flüsterte Eugen, „nun weiß ich, warum Sie so gut, so sanft sind. Eine solche Mutter mußte eine solche Tochter erziehen."

„Ja, sie war sanft und gütig bis zum letzten Hauche ihres Lebens," sagte Anna mit inniger, dankbarer Bewegung und so sehr mit der Erinnerung an die theuere Todte beschäftigt, daß selbst Eugen's warme Anerkennung ihrer eigenen Vorzüge kein Erröthen auf ihre Wange rief; „ja, sie war gütig und sanft, und selbst ihr früher Tod entsprang aus dem Bestreben, mir eine Freude zu machen. Ach! nie äußerte ich sonst einen Wunsch gegen meine liebe Mutter, aus Furcht, die Erfüllung desselben möge ihr Mühe und Sorge bereiten; der erste, den ich gegen sie aussprach, brachte ihr den Tod."

„Anna, theuere Anna!" sprach Eugen, in dem Bemühen, die Weinende zu trösten; „das ist gewiß ein Vorwurf, den Sie sich unverdient machen. Wie könnte der Wunsch einer liebevollen Tochter so traurige Folgen für die Mutter gehabt haben?"

„Und dennoch ist es so," erwiderte Anna, nach Fassung ringend. „Viele meiner Gespielinnen wollten im vorigen Sommer mit ihren Eltern nach Telgte wallfahrten, und ich, die wenig anderes hatte, als Armuth und Mangel, stellte mir die Freude des Paradieses von einer solchen Reise vor. Meine gute Mutter errieth kaum meinen Wunsch, als sie auch sofort strebte, ihn zu erfüllen. Wir waren zu arm, ein Fuhrwerk zu bezahlen, und traten deshalb den Weg zu Fuße an. Sie erinnern sich des Tages noch — es war eine

schwüle, gewitterdrohende Luft, und die Einwirkung derselben, verbunden mit der Anstrengung des langen, beschwerlichen Weges, den wir zurückzulegen hatten, machte meine arme Mutter krank. Wir erreichten mit Mühe und Noth einen kleinen Gasthof und erhielten erst nach vielen Bitten ein Stübchen, dasselbe, worin Sie mich später sahen. Nachdem ich etwas ausgeruht, trieb meine Mutter mich an, in die Kirche zu gehen; denn es schmerzte sie, daß ich um ihres Unwohlseins willen den weiten Weg ganz vergeblich gemacht haben sollte. Ich verließ sie nur ungern und mit großer Besorgniß; auch litt es mich nicht lange in der Kirche. Heimkehrend fand ich die Mutter kränker, und weil die Leute in dem Gasthause zu beschäftigt waren, sich um uns zu bekümmern, so entfernte ich mich zum zweiten Male mit tödtlicher Angst von ihr, um in der fremden Stadt einen Arzt aufzusuchen. Ich fand endlich einen, der mir zu meiner kranken Mutter folgte. Sie selbst, Herr Delden, waren Zeuge, wie noch in seinem Beisein ein Blutsturz ihrem Leben ein Ende machte und wie ich allein bei ihrer Leiche zurückblieb, die unglücklichste, verlassenste Waise, in rathloser Verzweiflung."

„O, ich sah es, ich sah alles!" erwiderte der Jüngling mit zitternder Stimme und heftete das getrübte Auge auf das Antlitz seiner jungen Begleiterin, das während ihrer Erzählung seinen gewohnten Blüthenglanz mit einer tiefen Blässe vertauscht hatte. Jetzt erst erkannte er in ihr deutlich jene Betende, die einst einen so tiefen, nachhaltenden Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. „Ich sah alles, theuere Anna, und mein Herz war mit dem Ihrigen zerrissen. Aber, wie kam es, daß, als ich am folgenden Tage in das Haus eilte, wo Ihre Mutter starb, ich Sie nicht mehr fand? Man sagte mir, eine alte Frau habe dem Wirthe das für das Begräbniß nöthige Geld eingehändigt und Sie, halb mit Gewalt, mit sich fortgeführt."

„So war es wirklich,“ erwiderte Anna; „die alte Agnes, die Magd meiner Großmutter, war zufällig auch in Telgte und hatte mich an jenem traurigen Abende in der Kirche gesehen, wo meine Aehnlichkeit mit meiner Mutter ihr auffiel. Als ich früh am folgenden Morgen nach der längsten und schrecklichsten Nacht meines Lebens mit meinem verzweiflungsvollen Grame wieder in das Gotteshaus floh, fand sie mich dort. Gerührt von meinem Schmerze und vielleicht mehr noch bewegt durch meine Aehnlichkeit mit meiner armen Mutter, näherte sie sich mir und fragte nach der Ursache meines Kummers und nach meinem Namen. Ich hatte nichts zu verheimlichen und schenkte ohne Bedenken mein ganzes Vertrauen der freundlichen Alten, dankbar für die Theilnahme, die sie mir, der von aller Welt Verlassenen, bewies; und so erfuhr sie, daß ich die einzige Enkelin ihrer reichen Gebieterin sei. Sie begab sich mit mir in das Haus, wo die Todte lag, ordnete hier alles Nöthige an und beredete mich, ihr zu der einzigen Verwandten zu folgen, die mir noch geblieben war. Ich that es endlich, nachdem sie mir das heilige Versprechen gegeben, daß ich am Abende zu der Leiche meiner theuern Mutter sollte zurückkehren dürfen. In Münster angekommen, trat ich weinend und zitternd vor die stolze alte Frau, die meinen Eltern statt Liebe bittern Haß bewiesen und die auch mich, großmüthig zwar, doch ohne ein Zeichen von Freude oder Zuneigung bei sich aufnahm. Und so ist es auch geblieben bis zu dieser Stunde. Sie sorgt mit aufmerksamer Güte und freigebiger Hand für das Kind ihres Sohnes; aber es sind nur seltene und flüchtige Augenblicke, in welchen sie, hingerissen von der Einwirkung eines heftigen Kummers oder einer unerwarteten Freude vielleicht, ein wämeres Gefühl, als das der Pflicht, gegen die arme Anna äußert. Denn ich bin in ihren Augen nicht bloß Anna Wollin, die Tochter ihres Sohnes, nein, auch das Kind meiner armen

Mutter. Als es Abend wurde, verlangte ich nach Telgte zurück, um die letzten Pflichten gegen die geliebte Verstorbene zu erfüllen. Meine neue Beschützerin schlug mir die Erfüllung dieses Wunsches unbedingt ab; aber ich weiß nicht, woher ich den Muth nahm, das als ein Recht von ihr zu fordern, was sie bloß als das Verlangen eines überspannten Gefühls zu betrachten sich den Anschein gab. Ich kehrte mit Agnes zurück zu der bleichen Hülle der besten Mutter, und am dritten Tage sah ich den Hügel sich über das Herz wölben, das allein auf der ganzen weiten Erde die Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit für mich gehegt."

„Nein, o nein, theuere Anna!" rief in großer Bewegung Eugen, noch Ein Herz auf Erden liebt dich, liebt dich treu und warm, wie nur die beste Mutter lieben kann, und mit noch unendlich viel innigerm und zärtlicherm Gefühle. O, laß mich von nun an sorgen für dein Glück! An meinem Herzen soll die trübe Vergangenheit selbst dir nicht bitterer erscheinen, als die Erinnerung an einen fernen, halb vergessenen Traum."

„Gütiger Gott!" stammelte Anna erröthend, „selbst meine edele Mutter ist nicht glücklich geworden, wie sollte denn ich auf Glück hoffen dürfen? Die Schwüre, die mein Vater ihr that, waren die heißesten und heiligsten, und dennoch — welche Schmerzen verdankte sie ihm!"

„Anna," flüsterte Eugen, „war ich dir denn nicht treu? so treu, daß du selbst sogar mit deiner Schönheit und all' deiner kindlichen Anmuth mich nicht untreu machen konntest dem stillen, blassen Bilde von dir, das ich trauernd und hoffnungslos in meinem Herzen trug?"

„Ach!" versetzte Anna schwermüthig und zweifelnd, „ist Liebe denn wohl stärker als Gram? Als meine Mutter jung war und glücklich, da glaubte auch mein Vater, sie ewig zu

lieben; und wie bitter hat er sich selbst getäuscht und sie, die ihm so arglos vertraute!"

„O Gott!" stammelte Eugen mit wankender Stimme und tödtlich erbleichend, „du liebst mich nicht!" — Anna blickte schüchtern auf, und als sie die Blässe seines Gesichtes und den Schmerz in seinen Zügen sah, vergaß sie allen Zweifel und alle Sorgen um ihr eigenes Glück. Nur bemüht, seinen Gram zu enden, faßte sie innig seine Hand und betheuerte erröthend ihre Liebe und ihren Glauben an seine Treue.

Madame Wollin gab gern ihre Zustimmung zu der Verbindung ihrer Enkelin mit dem Sohne von Auguste Linden, und als der Abendstern sein friedliches Licht auf den Kirchhof zu Telgte goß, knieten die Verlobten auf dem Grabe der verklärten Mutter, und Anna weinte die süßesten Thränen auf die Stelle nieder, an der sie einst die bittersten geweint hatte.

Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Aus der Heimath.

Gesammelte Novellen

von

Maria Lenzen, geb. di Sebregondi.

Zwei Bände. 892 Seiten 8⁰. 1871.

Eleg. broch. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt.

Erster Band:
Die Getrennten.
Schwarzgarten.
Die Heimathlose.

Zweiter Band:
Aus verschiedenen Lebenskreisen.
Die Frau von Holmerdamm.
Die Glocke von Wallmoden.

Verschiedene Wege

und Ein Ziel.

Roman aus der Gesellschaft

von

Olga Freifrau von Leonrod, geb. von Schaezler.

Zwei Bände. 1870.

Eleg. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Cliffords.

Eine Erzählung

aus dem vorigen Jahrhundert

von

Mrs. Alfr. Montgomery.

Frei nach dem Englischen

von

Olga Freifrau von Leonrod, geb. von Schaezler.

412 Seiten 8⁰. 1871.

Preis eleg. brochirt 1 Thlr. 3 Sgr.